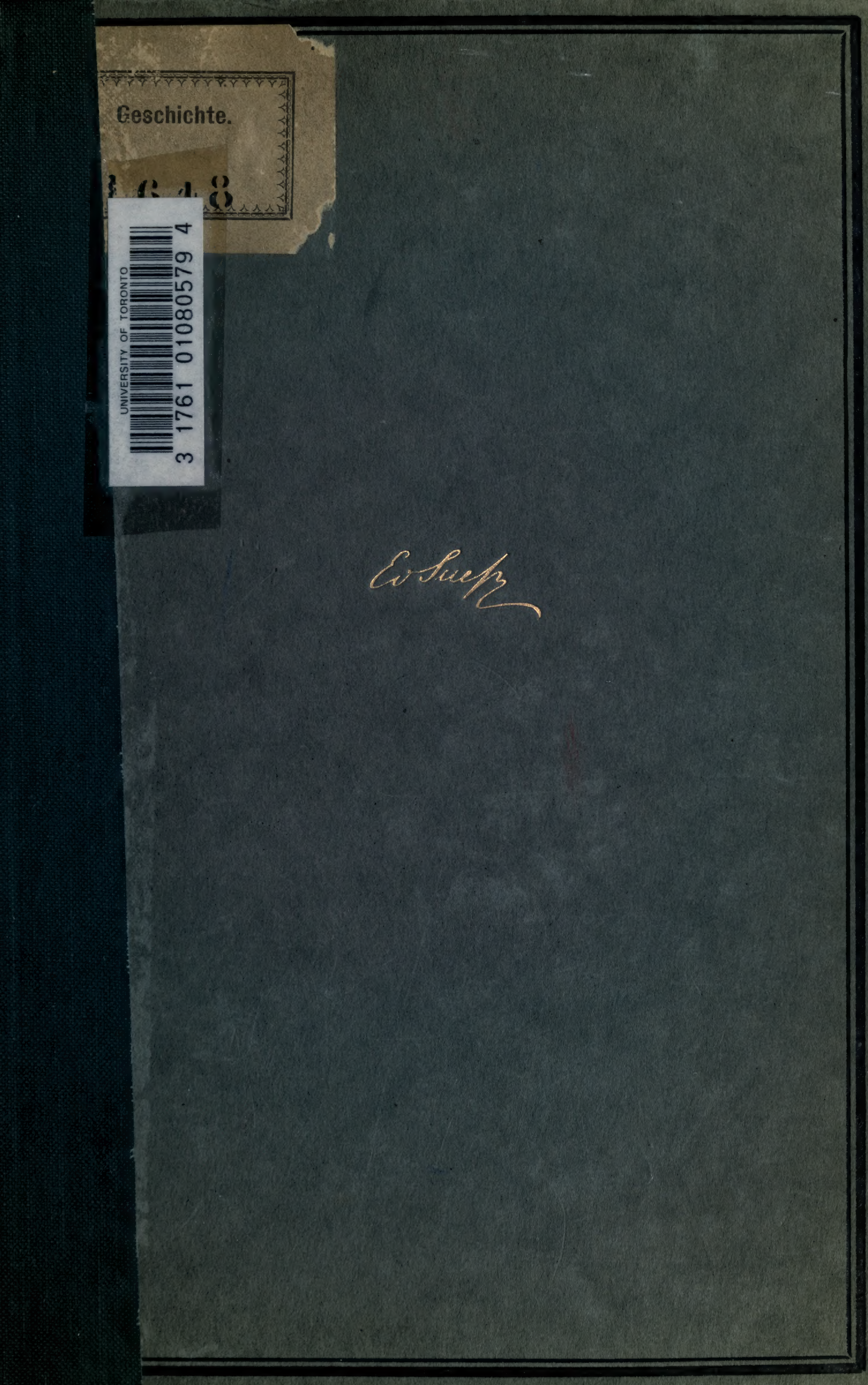
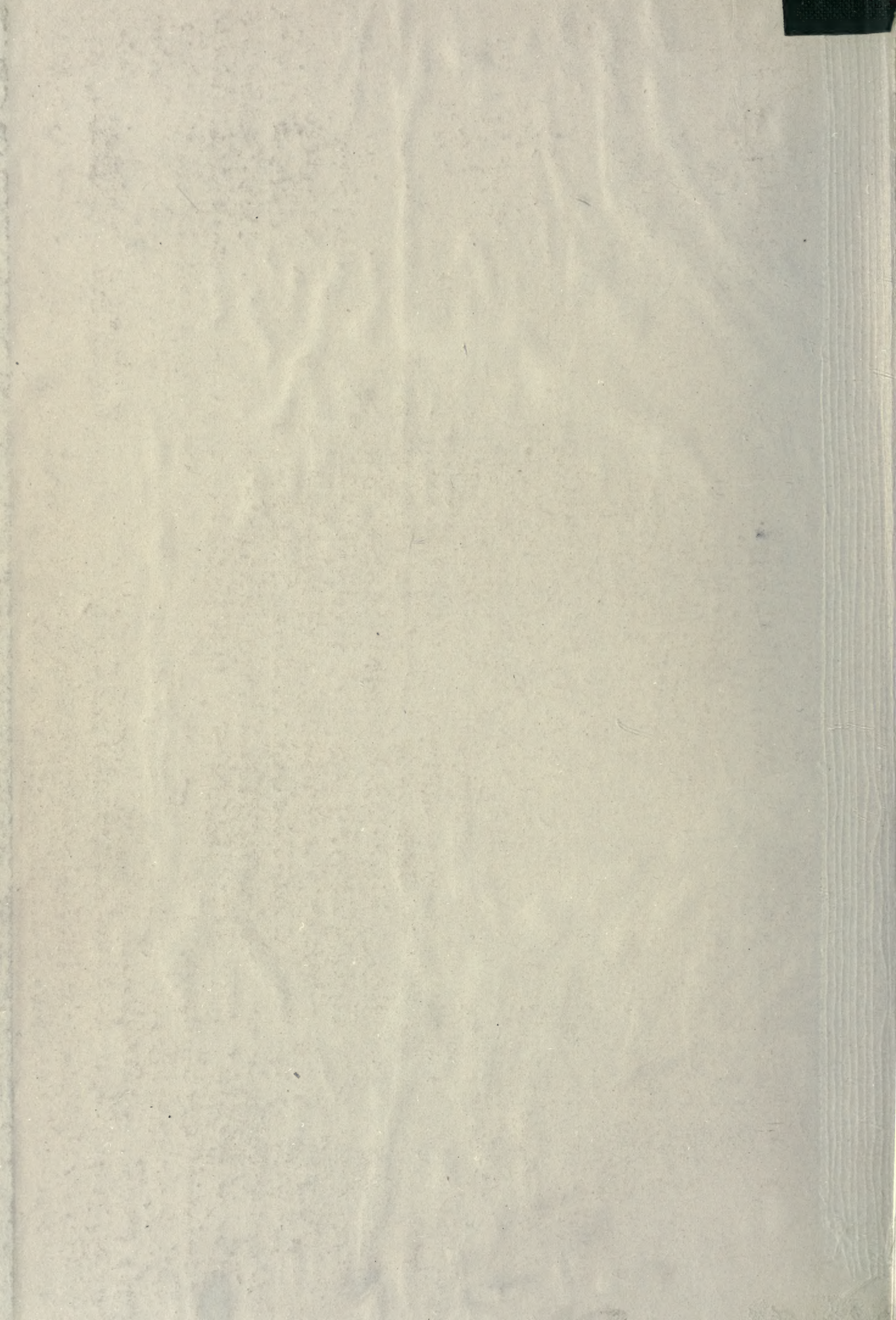
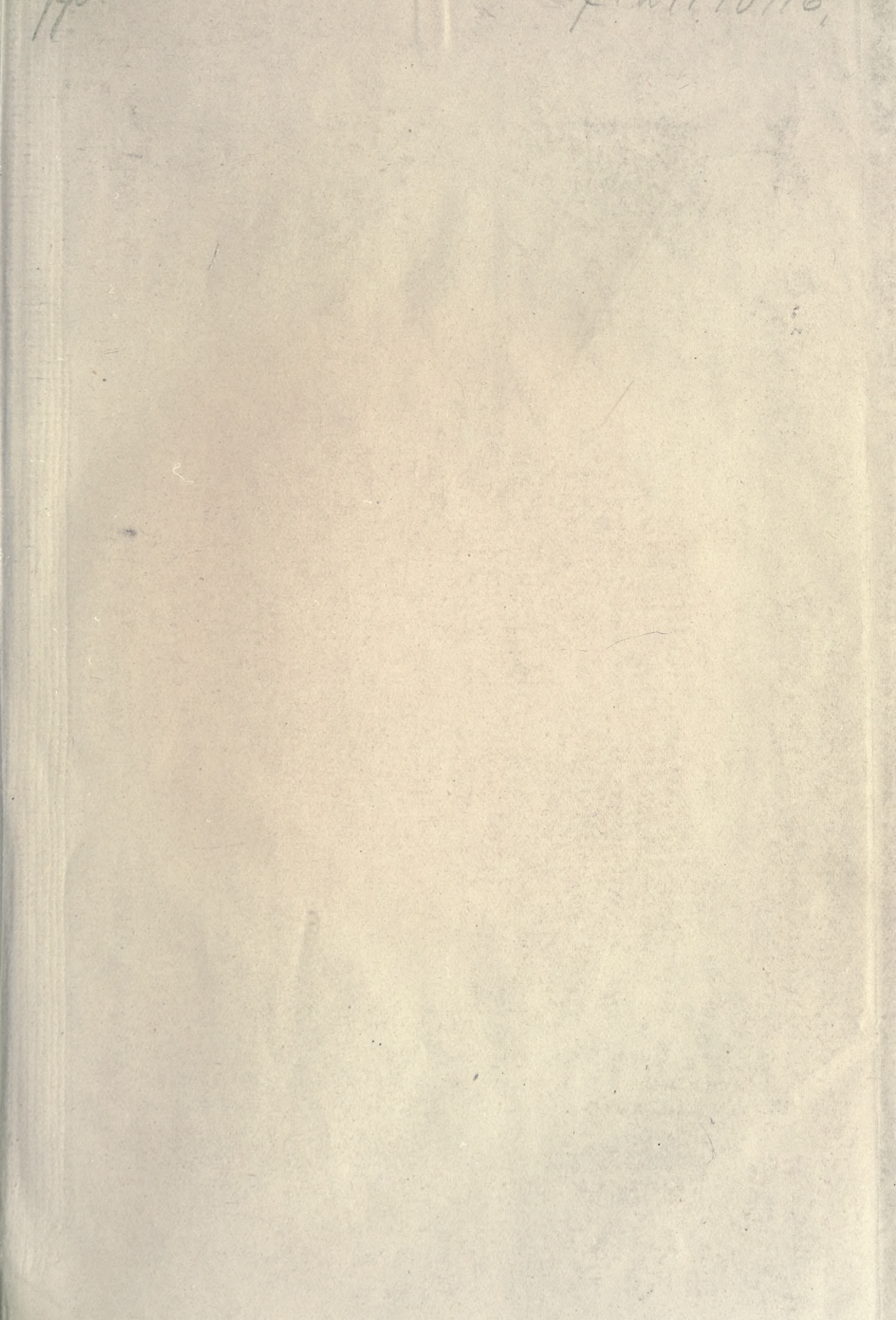
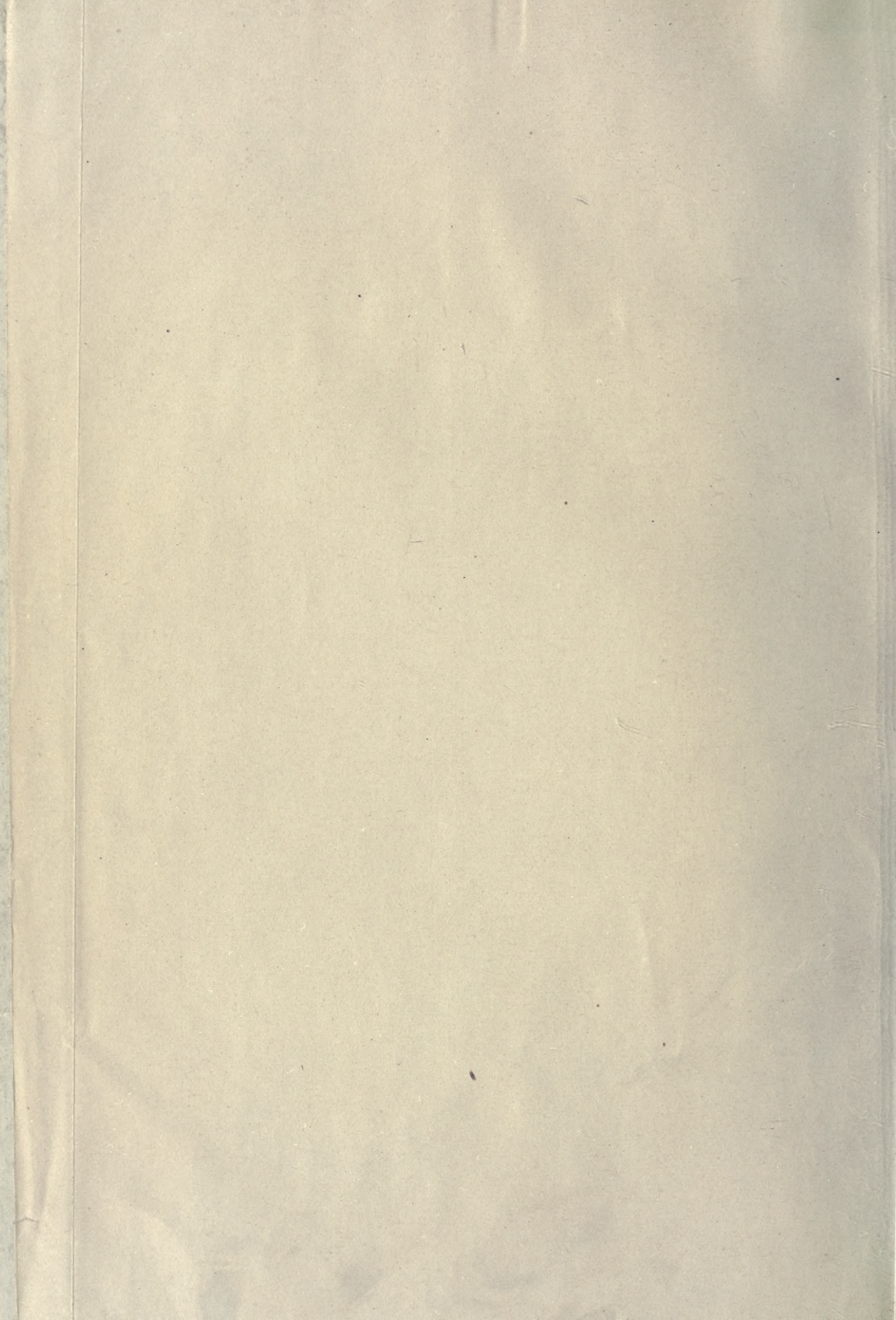
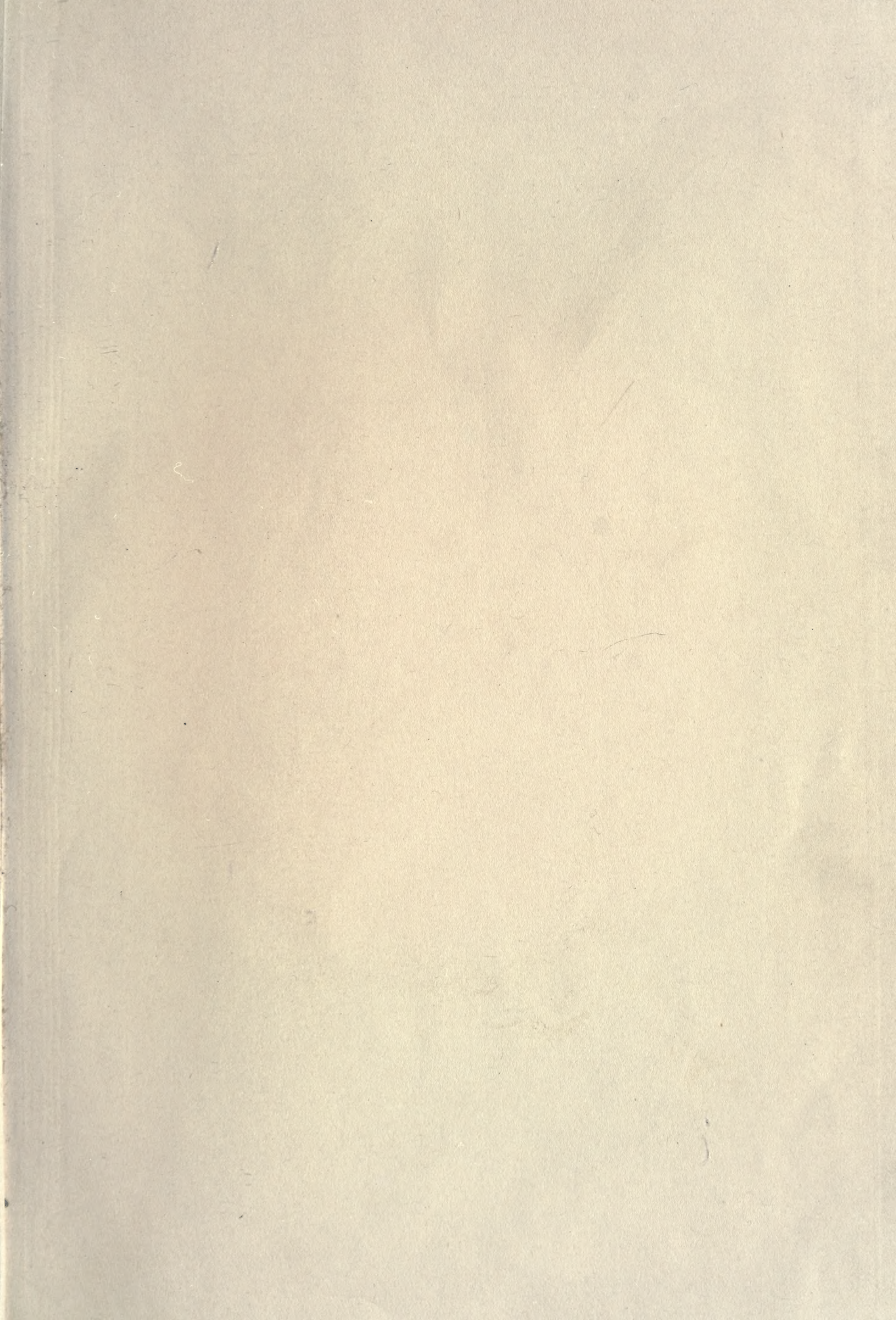
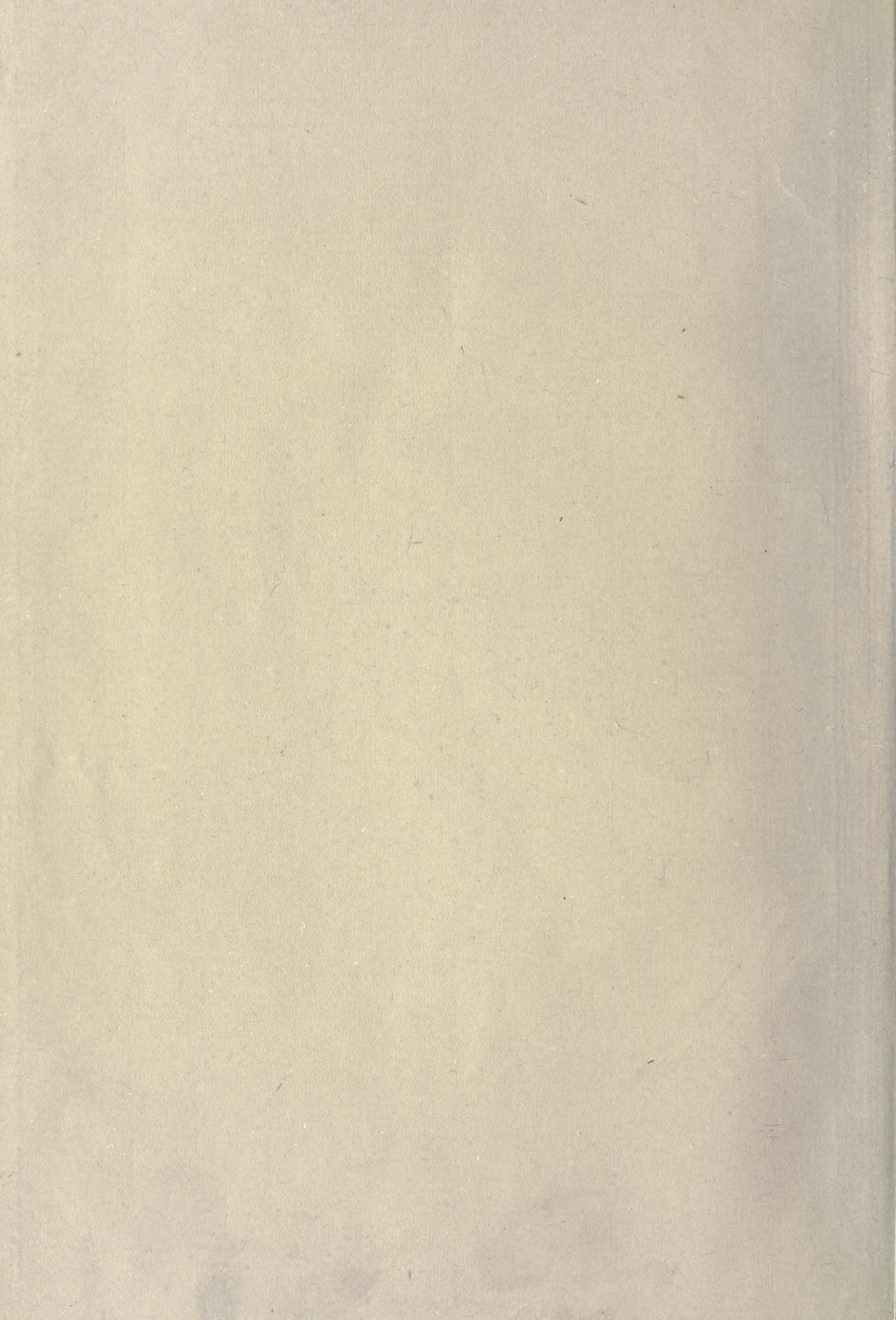

Geschichte.
1648
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01080579 4
E. Suess














ALF
COSSMANN

Eduard Sueß

Erinnerungen



Mit 2 Bildnissen und 4 Textabbildungen

Verlag von S. Hirzel / Leipzig 1916


LIBRARY
FEB
7
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO

Vorwort.

Als unser Vater begann seine Erinnerungen vorwiegend an der Hand täglicher Aufzeichnungen und Briefe in der hier vorliegenden, von ihm selbst zur Veröffentlichung nach seinem Tode bestimmten Form niederzuschreiben, war er 80 Jahre alt. Er konnte als der unbestrittene Führer der zeitgenössischen Geologen auf ein ungemein reiches und fruchtbringendes Leben und als Politiker auf eine selbstlose, für Stadt, Land und Staat gleich segensreiche Wirksamkeit zurückblicken.

Die Erinnerungen führen von den ältesten Spuren der Familiengeschichte bis zum Jahre 1894, seinem 64. Lebensjahre. Sie lassen somit seine geistige Entwicklung verfolgen und zeigen ihn auf der Höhe seines Schaffens. Die darin enthaltenen Schilderungen der von ihm als richtig erkannten Ziele auf den verschiedensten Gebieten und der Faktoren, die ihrer Erreichung günstig waren oder widerstrebten, geben zugleich ein anschauliches Bild dieser Zeit, speziell seines Vaterlandes Österreich, dem er mit begeisterter und begeisternder Liebe angehörte, und der Stadt Wien, zu deren Ehrenbürgern er zählte.

Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, die Erinnerungen in die späteren Lebensjahre fortzuführen. Hier möge nur aus dieser Zeit hinzugefügt werden, daß er der politischen Tätigkeit im Jahre 1896 durch die Niederlegung seiner Mandate im Landtage und im Abgeordnetenhause entsagte, um sich ganz der Vollendung seines großen Lebenswerkes, dem „Antlitz der Erde", widmen zu können, an welchem er durch 26 Jahre arbeitete, und dessen Schlußband im Jahre 1909 erschienen ist.

Mit 70 Jahren beendete er seine Tätigkeit als Professor der Geologie an der Wiener Universität, die er durch 88 Semester ausgeübt hatte. In den Worten, mit welchen er seine Abschiedsvorlesung schloß, ist das Leitmotiv seines ganzen Lebens enthalten. Er sagte damals:

„Ich habe manches in dem langen Laufe der Jahre gesehen und erlebt. Anfangs, da muß man sich redlich bemühen und Eifer

und eine gewisse Strenge gegen sich selbst daran setzen, um die Einzelheiten kennen zu lernen, und manchmal bleicht sich das Haar, bevor man imstande ist, einen Überblick zu gewinnen und einen ersten synthetischen Versuch zu wagen. Dieser erste Schritt zur Synthese ist aber der entscheidende Schritt in dem Leben des Forschers. Bald bemerkt er, daß sein Urteil unter den Fachgenossen mehr Beachtung findet; er wird vorsichtiger und zurückhaltender mit demselben, und endlich kommt die Stunde heran, in welcher seine Seele erfüllt wird von der hohen Befriedigung, irgendeine neue Anschauung oder eine neue Tatsache eingefügt zu haben der Summe menschlicher Erkenntnis — eine Empfindung, welcher gegenüber selbstverständlich alles verschwindet, was die Außenwelt an Anerkennung zu zollen imstande ist.

Lytton Bulwer sagt in einem seiner Romane: ‚Wenn jemand in hohem Alter von Kindern umgeben ist, dann sieht er am Ende seiner Tage nicht einen Schlußpunkt, sondern nur einen Beistrich.‘ Das gilt in gleichem Maße von dem Forscher und seinen Schülern. Das ist das große Glück, welches mir heute zuteil wird.

Ich freue mich heute von ganzem Herzen, nicht eine Reihe von Schülern, sondern eine Reihe von Generationen von Schülern an dieser Stelle begrüßen zu können, von den ruhmvoll ergrauten Mitgliedern der kaiserlichen Akademie bis zu den jungen Finken mit den frischen Augen.

Diesen Jüngeren unter Ihnen möchte ich in diesem Augenblicke noch ein Wort sagen. Die Alten wissen es ohnehin. Im Laufe dieser 44 Jahre hat sich vieles auf der Erde zugetragen, aber nichts ist so durchgreifend, nichts für die gesamte Kultur des Menschengeschlechtes so entscheidend gewesen, wie die Fortschritte der Naturwissenschaften in dieser Zeit. In jedes Gebiet des menschlichen Lebens und Schaffens sind sie eingedrungen; sie beeinflussen und verändern unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, unsere philosophischen Auffassungen, die wirtschaftliche Politik, die Machtstellung der Staaten, alles. Wer aber genauer zusehen will, kann wahrnehmen, daß neben der Naturforschung auch der Naturforscher mehr und mehr in den Vordergrund tritt, daß seine soziale Bedeutung anerkannt und der Wert seiner Studien immer mehr geschätzt wird.

Hieraus erwächst der heranwachsenden Generation von Forschern eine hohe Pflicht. Diese Pflicht besteht darin, daß sie an die Ethik ihrer eigenen persönlichen Lebensführung einen immer strengeren Maßstab anzulegen hat, damit bei der steigenden Einwirkung der Naturforschung auf alles gesellschaftliche und staatliche Leben auch der Naturforscher selbst sich mehr und mehr würdig fühle, teilzunehmen an der Führung der geistigen Menschheit.

Und jetzt bin ich bei dem Beistriche angelangt. Als ich Lehrer geworden war, habe ich nicht aufgehört, ein Lernender zu bleiben, und jetzt, da ich aufhöre ein Lehrer zu sein, möchte ich auch nicht aufhören ein Lernender zu sein, solange meine Augen sehen, meine Ohren hören und meine Hände greifen können. Mit diesem Wunsche trete ich nicht ab, sondern trete ich zurück in meine frühere Stellung."

Die Stelle des Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, welche er durch 13 Jahre inne hatte, legte er, als er 80 Jahre erreicht hatte, freiwillig nieder. In wie hohem Maße er selbst der Pflicht der ethischen Lebensführung des Naturforschers entsprach und in welchem Grade es ihm vergönnt war, an der geistigen Führung der Menschheit teilzunehmen, findet seinen schönsten Ausdruck in einem Handschreiben Sr. Majestät, des allverehrten Kaisers, welches aus diesem Anlasse erlassen wurde und folgendermaßen lautet:

„Lieber Dr. Sueß!

Ihr hohes Alter hat Sie bestimmt, von der Stelle des Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zurückzutreten. So wenig Ich den Beweggrund zu verkennen vermag, so tief bedauere Ich den Entschluß. Die Gebildeten auf dem ganzen Erdball kennen Ihren Namen als einen der glänzendsten, und die Welt der Gelehrten reiht ihn unter ihre besten. Sie haben die Akademie auf die ihr bestimmte Höhe gehoben, so daß sie unter Ihrer Leitung die bedeutendsten Aufgaben erfolgreich lösen konnte, Sie haben ihr Ansehen mächtig zu fördern gewußt und sich selbst in der Geschichte der Akademie einen Ehrenplatz für alle Zeiten gesichert.

Für die Reichshauptstadt Wien haben Sie mit der ersten Hochquellen-Wasserleitung ein Werk geschaffen, das ihre Bewohner an

jedem Tag als Wohltat empfinden und welches über die Grenzen des Reiches hinaus so vielfache Nachahmung gefunden hat. Sie haben aber auch sonst Ihre unerschöpfliche Kraft in hervorragendem Maße in den Dienst des öffentlichen Lebens gestellt und mit Ihrer immer festgehaltenen selbstlosen Bescheidenheit ein weithin leuchtendes Beispiel gegeben.

Ich spreche Ihnen für Ihre bedeutenden, von bleibendem Erfolge gekrönten Leistungen Meinen allerwärmsten Dank aus und versichere Sie in ehrender Würdigung all Ihrer großen Verdienste Meiner dauernden Wertschätzung und Meiner unwandelbaren Huld.

Gödöllö, am 18. Mai 1911.

Franz Joseph m. p."

Eduard Sueß wirkte bis in sein hohes Alter mit rastlosem Fleiße in geistiger Regsamkeit und Frische. Die vorliegenden Erinnerungen geben Zeugnis hiefür. Ihr Inhalt gibt zwar keine erschöpfende Darstellung seiner überragenden Bedeutung als Forscher und wissenschaftlicher Organisator, jedoch das Bild eines in jeder Hinsicht hervorragenden Mannes, der es vermochte, sowohl in seiner Wissenschaft wie in seiner politischen Tätigkeit in erster Reihe zu stehen. Die unbeugsame Überzeugungstreue seiner freiheitlichen Gesinnung und die großartige Eigenart seiner Naturbetrachtung offenbaren sich nochmals in lebendiger Form in diesen Blättern.

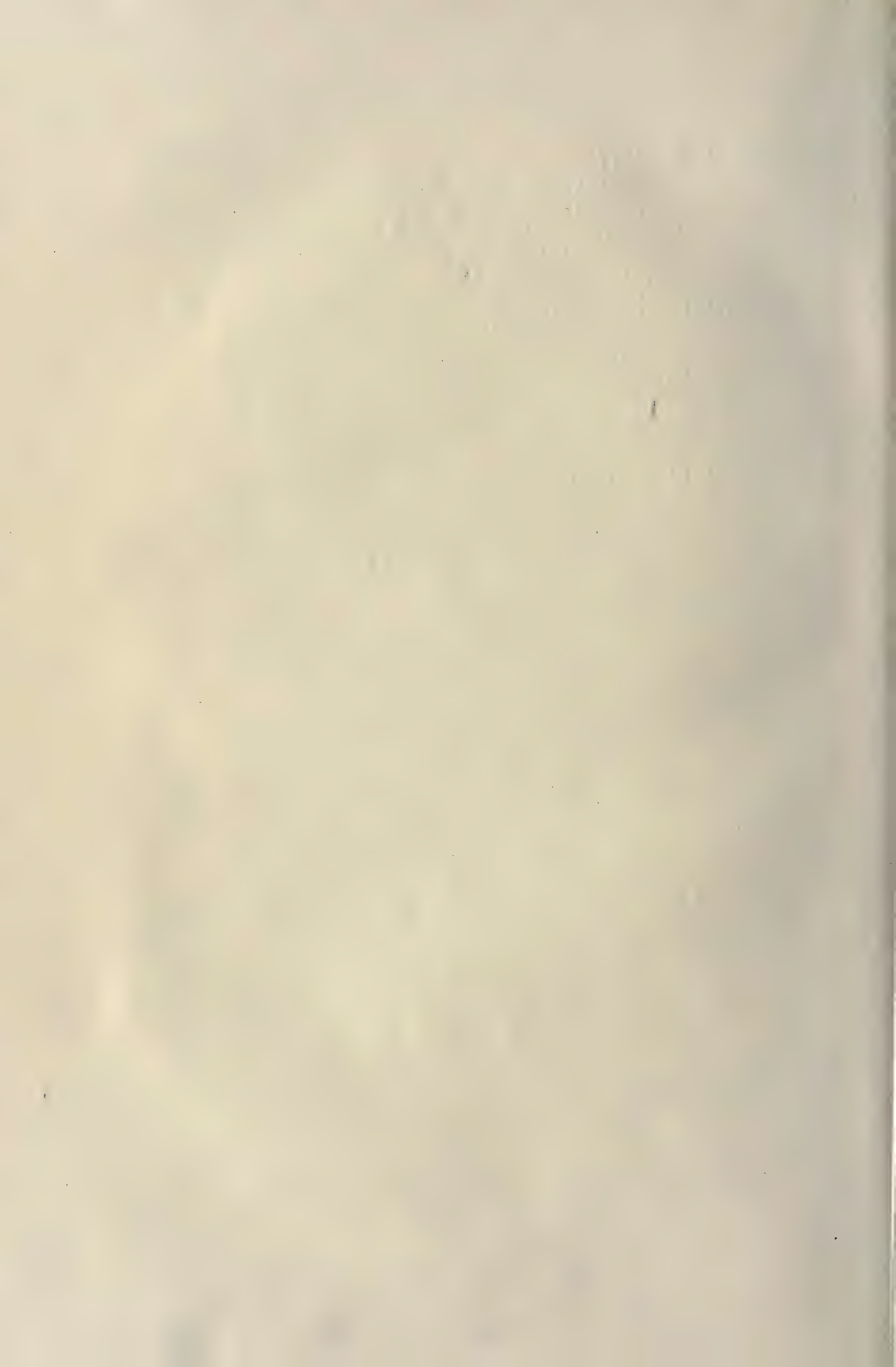
Die Reise in das Nirvana, der die Schlußworte des Buches gewidmet sind, trat er am 26. April 1914 an, im 83. Lebensjahre. Er starb in Wien nach kurzer Krankheit.

Seine Frau, die er als das Licht seines Daseins bezeichnete, war ihm 15 Jahre im Tode vorangegangen. Seinen Kindern, in deren Namen ich hier als jüngster Sohn unterzeichne, war er das Ideal eines Vaters.

Wien, August 1916.

Dr. Erhard Sueß.

Inhalt.



I.

Adorf — Unsichere Spuren der Familie, 1524 bis 1610 — Hans S., der Zitherschläger, 1640 — Geburt meines Vaters, 1797 — Flucht vor französischen Truppen 1806 — Schlacht bei Leipzig und Stimmung in Sachsen, 1813 — Mein Vater geht an die Universität Leipzig, 1816.

Bis 1817.

Sües, Syes, Sues oder Suess ist ein alter deutscher Familienname. Im XVIII. Jahrhundert begann mein Großvater sich Süß zu schreiben, aber als mein Vater in fremden Ländern lebte, in denen sowohl das ü als das ß unbekannt waren, kehrte er zur alten Schreibweise Suess zurück.

In der Schottenkirche zu Wien wird ein Grabstein aufbewahrt des „erbar · mā · lienhart · sves · pvrger · ze · wien ·" gestorben 1467 am Samstag nach S. Michelstag. Ein Hans Sues (später Suess) war 1511 Bürgermeister von Wien, ebenso zu wiederholten Malen später bis 1525. Im Jahre 1561 erscheint ein Sebastian Süess als „Steuerhandler" und „vnderstatt camerer"; er wird später Seb. Siess geschrieben. Im Jahre 1584 ist ein Hans Suess Stadtrichter von Wien, Vitus Siess Rhaetus (folglich wohl ein andrer Stamm) ist 1603 Rektor der Universität. Es ist überflüssig, diese Linie zu verfolgen; keine Verbindung mit meiner Familie ist bekannt.

Ein berühmter Träger dieses Namens war Hans Suess (genannt von Kulmbach), der Lehrjunge Walchs in Nürnberg. Von ihm rühren die lange Tafel zu Ehren des Propstes Tucher in der Sebalduskirche und andre treffliche Kunstwerke in Nürnberg her. In Krakau schuf er große Kirchengemälde. Er starb 1522 (oder 21) in Nürnberg. Auch mit diesem ist ein verwandtschaftliches Verhältnis nicht erwiesen. Die vorhandenen Aufschreibungen deuten vielmehr auf Abstammung aus dem sächsischen Vogtlande, jenem zwischen Sachsen, Böhmen und Bayern gelegenen Landstriche, der, an sich von der Natur nicht besonders begünstigt, durch seine Lage von den Greueln fast aller mitteleuropäischer Kriege vom XV. bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts heimgesucht worden ist.

Es ist im wesentlichen das Quellgebiet der Elster, von dem hier gesprochen wird, die westliche Fortsetzung des Erzgebirges, abgetragen zu einer welligen Fläche, auf der magere Äcker wechseln mit waldigen Gruppen. Plauen, die bedeutendste Stadt, ist, seitdem ich sie als Knabe sah, zu einem sehr wohlhabenden Sitze der Industrie herangewachsen. Nicht so manche andre Stadt. In Adorf sind zwar in der Nähe des Flusses einige Fabriken entstanden, aber der weite, ziemlich stark ansteigende Hauptplatz hat sich seither, und wie es scheint noch seit viel längerer Zeit, nur wenig verändert. An seiner tieferen Seite liegt die große Pfarrkirche und die drei anderen Seiten mögen vor einem oder zwei Jahrhunderten im allgemeinen dasselbe Gepräge getragen haben wie heute. Noch zeigt man das Haus, in welchem die Leiche Holks lag, des vom Volke gefürchteten Führers im Dreißigjährigen Kriege, und da und dort bemerkt man in den Hausgärten die Trümmer der alten Umwallung.

Die Schicksale des Vogtlandes bilden den Gegenstand einer mit großem Fleiß gesammelten Lokalgeschichte. Nachdem die Hussiten 1430 das Land verwüstet hatten, scheinen weite Strecken eine Zeitlang ohne Anbau geblieben zu sein. Langsam erholte sich das Land. Sehr früh faßte der neue Glaube hier Wurzel. Die Fehden eines gewalttätigen Adels störten öfters den Landfrieden. Noch im Jahre 1544 kam es in Plauen bei einer Eheberedung zu Streit zwischen adeligen Familien; man zog zum Kampfe vor die Stadt; fünf Adelige und ein Knecht verloren das Leben.

Sehr bald folgte der Schmalkaldische Krieg. Im Oktober 1546 kam eine Vorhut von Reitern über die böhmische Grenze. Alles floh. Adorf und das nahe Markt-Neukirchen brannten und wurden geplündert. Da sammelte der Hauptmann Erhard Sollinger fünf Fähnlein Knechte und vertrieb den Feind. Am 1. November erreichte die kaiserliche Armee Adorf. Nach einem äußerst blutigen Treffen erstürmten spanische Truppen unter Antonio von Toledo (Herzog Alba) Adorf-Oelsnitz und plünderten beide Städte. Am Osterdienstag des folgenden Jahres lagerte Kaiser Karl V. mit einem großen Heere bei Adorf, begleitet von König Ferdinand und dessen Söhnen. Die Chroniken rühmen die Mannszucht dieses Heeres.

Trotz der andauernden Kämpfe entwickelte sich der Wohlstand. Exulanten kamen aus Böhmen und brachten um 1580 nach Markt-Neukirchen die Kunst der Herstellung von Saiteninstrumenten. Zitherschläger oder Lutenschläger, auch Lautinisten nannte man diese Leute.

Freilich gab es auch jetzt manchen Unwillen erregenden Zwischenfall, so als im Jahre 1581 Kurfürst August zu Abhaltung eines Jagdlagers aus vier vogtländischen Ämtern die Beistellung von nicht weniger als 4000 Mann verlangte. Wie sehr aber in Adorf der Wohlstand zunahm, lassen die Rechnungen des ehrsamen Rates erkennen. Bei jeder Gelegenheit wurden Gastereien veranstaltet. Noch nachdem man im Jahre 1619 wegen der böhmischen Unruhen Betstunden eingeführt hatte, ja sogar noch nach der Schlacht am Weißen Berge lebte man in diesem Städtchen so sorglos weiter, daß z. B. bei Aufstellung einer neuen Orgel, bei Einholung der neuen Stadtkutsche, dann nach dem Begräbnisse des Bürgermeisters und noch 1624 sogar nach Fällung eines Todesurteils solche Schmäuse stattfanden.

Unterdessen wurde die schwankende Haltung des Kurfürsten Johann Georg zu einer Geißel für das bedauernswerte Vogtland und Adorf konnte zeigen, daß der Mut seiner Bürger durch das heitere Leben nicht gelitten hatte. Am 26. Februar 1632 war ein Schwarm kaiserlicher Reiter auf dem Marktplatze erschienen, hatte gezecht und war mit den Bürgern in Streit geraten. Fähnrich von Rothschütz und der Stadtverordnete Hendel stellten sich an die Spitze der Bürgerschaft und nach blutigem Kampfe mußten die Reiter abziehen. Am 10. Juni rückte ganz unerwartet Oberst Buttler vor die Stadt. Die Tore wurden verrammelt. Acht Stunden dauerte der Kampf; ein Schreiber, Paul Angermann, scheint die Seele des Widerstandes gewesen zu sein. Nicht wenige Bürger zahlten ihn mit dem Leben. Am Abend zog der Feind ab. Am 11. August erschien Buttler abermals und begann die Wälle zu stürmen. Auch jetzt gelang den Bürgern der Widerstand, aber als am folgenden Tage Holk mit einer bedeutenden Heeresmasse anrückte, kapitulierte Adorf. Die Stadt wurde glimpflicher behandelt als Oelsnitz, wo der Priester am Altar niedergehauen wurde und 2000 Menschen das Leben verloren haben sollen.

Am 24. und 25. August waren Gustav Adolfs Stürme auf Wallensteins feste Stellung bei Nürnberg abgeschlagen worden. Am 12. September kam Wallenstein in der Richtung auf Leipzig heran. Holk zog mit dem rechten Flügel des Heeres durch das Vogtland. Brandstätten bezeichneten seinen Weg. Im November wurde dieses Heer bei Lützen geschlagen und ein Teil kehrte durch das Vogtland zurück. Im Beginn von 1633 war Holk wieder in Adorf. Markt-Neukirchen wurde niedergebrannt und allgemein war der Schrecken. Da starb Holk. Hr. Hallwich sagt mir, man beurteile diesen Mann zu strenge. Zur Züchtigung in das Land gesendet, habe er selbst Wallenstein um andere Befehle ersucht. Er wurde nur 33 Jahre alt. Zu Torschenreuth bei Oelsnitz habe Colloredo den Sterbenden aufgesucht, dieser aber abgewinkt, da er die Pest habe.

Die Schweden wurden 1634 bei Nördlingen geschlagen; nun wandte sich Johann Georg gänzlich zu den Kaiserlichen. In das bedauernswerte Vogtland kamen bald die Schweden, haßerfüllt wegen des Abfalls. Jahre hindurch dauerten hier die Kämpfe, hauptsächlich zwischen Piccolomini und Banér; 1640 wurde der letztere bei Plauen geschlagen. Im Jahre 1642, nach der Schlacht bei Breitenfeld, rückte Torstenson durch das Vogtland gegen Wien.

Endlich setzte 1648 der Westfälische Friede den Kämpfen ein Ende, ein namenloses Elend war über das Land gebreitet.

Unter diesen historischen Ereignissen treten die ersten Spuren unserer bescheidenen Familie hervor. Seit 1524 trifft man in den Regesten von Plauen den Namen Suess. In den Dörfern Siebenbrunn und Hermesgrün bei Adorf lebten in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts den Kirchenbüchern von Adorf zufolge mehrere Familien dieses Namens, wobei der Taufname des ältesten Sohnes fast ausschließlich Hans oder Erhardt war. Auch in Adorf selbst wurde 1591 einem Hans S. ein Sohn geboren und Erhardt getauft. Etwa von 1610 an ist eine Lücke in den Aufschreibungen vorhanden. Im Jahre 1640 melden sie die Verehelichung des Hans S., eines Zitherschlägers, mit Jungfrau Catharina, Simon Webers, Schusters alhie (zu Adorf) hinterlassener, eheleiblicher Tochter. Mit diesem Ehepaar beginnt der ohne Unterbrechung erkennbare Faden der Familie meines Vaters.

Wir dürfen es als einen Glücksfall ansehen, daß seine Familie aus den ringenden Schichten der Nation hervorgegangen ist, alle Beschwernisse des Lebens gekostet und nur schrittweise durch eigene Tüchtigkeit im Laufe der Generationen einen etwas weiteren Wirkungskreis errungen hat. Wer in den Alpen eine Höhe erreicht, den erfüllen zwei Empfindungen. Eine bietet die Herrlichkeit der Natur; die andere geht aus der Erinnerung an die überwundenen Mühen und Fährlichkeiten hervor. Diese zweite ist es, die neues Selbstgefühl erzeugt. Dem Hochgebornen, der den Gipfel auf den Flügeln der sozialen Aviatik erreicht, ist auch bei den größten Verdiensten diese Empfindung versagt.

Langsam erholte sich das Vogtland von den Schlägen des Dreißigjährigen Krieges. Die Tuchfabrikation, die Musselinfabrikation, welche holländische Flüchtlinge gebracht hatten, die Strumpffabrikation, die 1673 von flüchtigen Hugenotten eingeführt wurde, und die schon erwähnte Streichinstrumenten-Industrie entwickelten sich von neuem. Das Vogtland schickte sich an, ein Asyl der Verfolgten zu werden. Die Städte wurden wieder aufgebaut. Man begann die Schulen zu organisieren. In Plauen lebte der durch seine Untersuchungen über Kometenbahnen berühmte Astronom Dörffel; er ritt bei Tage als Landdiakonus in seine Pfarrdörfer hinaus und verfolgte des Nachts mit unvollkommenen Instrumenten seine Studien.

Das Jahrhundert sollte aber nicht ohne einen Keim zu neuer Kriegsnot schließen. August der Starke hatte die polnische Königskrone erlangt und 1699 die schwedischen Ostseeprovinzen überfallen. In den folgenden Jahren hatte Karl XII. erst die Dänen, dann die Russen geschlagen; nun kam die Vergeltung über Sachsen. Im Anfange des Septembers 1706 besetzte das schwedische Heer nach raschen Siegen das ganze Land. Sachsen hatte stets die polnische Politik seines Königs getadelt. Jetzt kam es vor, daß einzelne Städte sogar den fliehenden eigenen Truppen die Tore verschlossen. Das Vogtland war vorübergehend an die Sachsen-Zeitzsche Linie gefallen; Herzog Moritz Wilhelm von Zeitz, von Furcht vor den Schweden getrieben, unterstützte sogar diese Stimmung des Landes und ließ durch den Kammerrat v. Beust Karl XII. zu seiner Ankunft in Sachsen beglückwünschen. Karl legte in das

Vogtland sein ostgotisches Reiterregiment, hielt strenge Mannszucht, forderte aber vom Lande außerordentlich hohe Kontributionen in Geld und Naturalien. Gemäßigte Schätzungen beziffern die Leistung Sachsens an die Schweden 1706 und 1707 auf 12 bis 14 Mill. Taler, eine Summe, die das Land völlig erschöpfte.

Kehren wir zur Familie zurück.

Des Zitherschlägers ältester Sohn, Johann Fabian S., geboren 1641, starb als Kantor von Adorf am 5. Februar 1712, 71 Jahre alt. Er hatte als Kind den Einmarsch der Schweden unter Torstenson und im Alter jenen der Schweden unter Karl XII. erlebt. Ihm war 1668 ein Sohn, Georg Adam S., geboren worden, der aber schon vor seinem Vater als Bakkalaureus im Jahre 1709, nur 41 Jahre alt, gestorben ist. Dieser hinterließ den Sohn Johann Georg S., meinen Urgroßvater, geb. 1701, der im Jahre 1746 in zweiter Ehe mit Anna Regina verwitw. Wunderlich, geb. Beck getreten ist. Er starb als Stadtmusikus von Adorf 1771, 70 Jahre alt. Im Jahre 1752 war ihm ein Sohn, Johann Erdmann S., mein Großvater, geboren worden. Erdmann S. war ein Kind, als die Leiden des Siebenjährigen Krieges über Sachsen kamen. Im Jahre 1756 hatte Friedrich bei Lilienstein den größten Teil der sächsischen Armee gefangen genommen; zehn Infanterieregimenter wurden sofort in die preußische Armee gereiht, und neben schweren Requisitionen wurden zu wiederholten Malen Rekrutierungen für die preußische Armee ausgeschrieben. Von 1758 bis 1761 war das Vogtland der Schauplatz wiederholter Kämpfe. In dem letzten Jahre fand erst ein bedeutendes Treffen bei Plauen statt, in dem die Bayern unter Moravitzki von den Preußen mit geringem Verluste geschlagen wurden, und dann wurden bei Taltitz unweit Plauen die Preußen unter v. Hund von den Österreichern geschlagen. Endlich trat 1763 der Hubertusburger Frieden ein. Schon 1778 folgte der Bayrische Erbfolgekrieg. Österreichische Freijäger erschienen in Adorf und Markt-Neukirchen, schrieben eine Kontribution aus und nahmen den Bürgermeister und den Pfarrer von Adorf als Geiseln mit sich.

Im Laufe dieser Jahre war, 1771 wie gesagt, mein Urgroßvater gestorben. Im Jahre 1789 kam mein Großvater Erdmann S. als Diakonus nach Bobenneukirchen, nahe der bayrischen Grenze. Nach

zwei Jahren ward er Pfarrer daselbst und ehelichte er Sofie Friedericke Gottschaldtin, geb. 1767, die Tochter seines Amtsvorgängers. Ihm wurde 1797 ein Sohn, Adolf Heinrich S., mein Vater, geboren.

Auch in diesen entfernten Landstrich drangen die Nachrichten von den entsetzlichen Vorgängen in Paris. Nach wenig Jahren kamen die französischen Truppen. Es war im Herbst 1806. Eine linke Kolonne unter Napoleon bewegte sich über Schleiz gegen Gera; eine rechte unter Berthier nahm die Richtung über Hof und Plauen. Die letztere kam über Bobenneukirchen. Die Landbevölkerung raffte ihre Habseligkeiten zusammen und floh, ihr Vieh vor sich hertreibend.

Mein Großvater Erdmann, den ich nur in meiner früheren Kindheit gesehen habe, soll ein Mann von fast herkulischer Gestalt und starker Stimme, herber Strenge gegen sich selbst wie gegen andere und von großem Einflusse auf die Umgebung gewesen sein.

Als man im Pfarrhofe zu Bobenneukirchen sich zum Abzuge rüstete, trafen zwei schwere Wagen ein, die Zinnbarren aus dem Erzgebirge führten. Kaum war dem Feinde etwas erwünschter, als schweres Gespann. Die Fuhrleute fürchteten für ihre Pferde und baten, ihre Fracht im Pfarrhofe zurücklassen zu dürfen. Es wurde gestattet. Das Zinn wurde abgeladen; die Fuhrleute flohen und nun begann, unter der Führung meines Großvaters, der Abzug der Bevölkerung.

Oft hat mir mein Vater, der damals ein achtjähriger Knabe war, von dem rührenden Auftritte erzählt. Viele Leute aus umliegenden Ortschaften hatten sich angeschlossen. Alles weinte. Der Großvater wendete sich zum Abschiede und sprach Gebet und Segen über das Dorf. Die Reise ging, wie man damals sagte, „in die böhmischen Wälder.“ Seit den Hussiten und dem Dreißigjährigen Kriege hatten es die Bewohner der höheren und bewaldeten Teile des Fichtelgebirges und des Erzgebirges als eine von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Pflicht angesehen, in Kriegsnöten den Flüchtigen Zuflucht zu gewähren. So fanden die Vogtländer sie auch jetzt.

Am 14. Oktober folgte die unglückliche Schlacht bei Jena. Der herannahende Winter trieb unsere Flüchtlinge zur Rückkehr. Man fand den Pfarrhof gänzlich verwüstet. Die Franzosen hatten die Zinnbarren für einen Silberschatz gehalten und allenthalben nach

weiteren Schätzen gesucht. Noch als ich im Jahre 1842 meine Großmutter in Reuth besuchte, zeigte man mir auf zwei langen Truhen zahlreiche kreisförmige Eindrücke, die Spuren französischer Gewehrläufe, die von dem Versuche, die Truhen einzustoßen, zurückgeblieben waren.

Durch die folgenden Jahre war das Vogtland fast ohne Unterbrechung ein Kriegsschauplatz. Im Jahre 1809 kämpfte hier der Herzog von Braunschweig gegen König Jérôme; 1812 kamen die Durchmärsche für den russischen Feldzug; Napoleon kam nach Plauen und wußte durch geschickte Gespräche über Gewerbefleiß und Verkehr sich in wenigen Stunden Sympathien zu erwerben.

Im Januar 1813 erhielt man bestimmtere Nachrichten von der Katastrophe in Rußland. Zugleich zog sich der König von Sachsen von Dresden nach Plauen, dann nach Regensburg zurück, bis Napoleon ihm im Mai die Rückkehr befahl. Preußen und Kosaken besetzten Plauen, zogen wieder ab, dann erschien am 19. Mai das Colombsche Freikorps; am 26. Mai waren Franzosen in Plauen bis zum 3. Juni; am 7. Juni rückte das Lützowsche Freikorps ein. Dann kamen wieder Franzosen und am 2. August war Napoleon in Plauen; dann kamen Russen. So war das arme Vogtland fortwährend beunruhigt, bis im Oktober die Schlacht bei Leipzig die Lage änderte.

Gar sonderbar war sie allerdings bisher gewesen. Der König war völlig unter Napoleons Herrschaft geraten; die amtlichen Organe mußten in französischem Sinne sprechen und handeln; öffentliche Blätter lieferten Oden auf den gallischen Cäsar, während der Zorn in den Massen des Volkes und namentlich in der Jugend kochte. Jetzt führte man den König als Staatsgefangenen nach Berlin und ernannte den Fürsten Repnin-Wolchonski zum General-Gouverneur von Sachsen.

Die Wahl war eine glückliche; nur ein Jahr hindurch führte er die Verwaltung, und als er sie niederlegte, gab er eine erschütternde Schilderung des Zustandes bei der Übernahme. „Die Bewohner", heißt es in derselben, „waren betäubt von so unerhörtem Unglück." Er veranlaßte Straßenbauten, um einige Möglichkeit des Verdienstes zu geben, ordnete das Spitalwesen und hinterließ in fremdem Lande den Ruf eines menschenfreundlichen Verwalters.

Zwei Jahre später, im Herbst 1816, gab es eine schwere Trennung im Pfarrhofe zu Bobenneukirchen. Mein Vater zog aus, um in Leipzig Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden. Sein Vater übergab ihm drei silberne Taler; nie hatte er so viel Geld besessen. Die Mutter schob noch Eßwaren in das Ränzel, und nun wanderte er fort, dem Laufe der Elster folgend, aus dem stillen Dorfe in das laute Studentenleben.

Die Stadt zeigte noch an vielen Stellen Spuren der großen Völkerschlacht.

Auch er war hingerissen von der Begeisterung und den Hoffnungen, die nach dem sieghaften Abschlusse der Befreiungskriege Deutschland erwärmten, und am 7. Juni 1818 schrieb er in Leipzig einem Kollegen ins Stammbuch: „In welcher Gestalt wird uns nach zwanzig Jahren das wälzende Chaos erscheinen, das heute sich neu zu formen und in schönere Ordnung sich zu bilden beginnt! — Füge dann wieder, mein Freund, ein Urtheil zu dem, wofür wir jetzt feurig erglüht sind."

Während er von so schönen Hoffnungen erfüllt war, verdiente er sich kümmerlich das tägliche Brot als Aushilfslehrer in einem Pensionate. Das vergilbte Blatt hängt seit mehr als fünfzig Jahren als eine Warnung vor politischen Träumen über meinem Arbeitstische. Es hat nicht immer seine volle Wirkung ausgeübt.

Schon im nächstfolgenden Jahre kamen die Karlsbader Beschlüsse und auch meines Vaters persönliche Laufbahn gestaltete sich ganz anders, als der Candidatus Theologiae Adolph Süß sich sie vorgezeichnet hatte.

II.

Moritz Zdekauer — Mein Vater nach Prag berufen, 1820 — Sein Aufenthalt in Spanien und England, 1824 bis 1827 — Heirat der Eltern und Übersiedlung nach London, 1828 — Meine Geburt, 1831 — Rückkehr nach Prag, 1834 — Die ersten Lehrer — Übersiedlung nach Wien, 1845 — Das Wiener Polytechnikum, 1846, 1847.

1818—1847.

In dem benachbarten Böhmen wurden keine Träume durch die Karlsbader Beschlüsse erstickt; wenigstens aus Prag kennt man keine Spur solcher Träume. Hier gab es auch keine allmähliche Ausgleichung der Spannung zwischen Volk und Herrscher. Hier gab es keine nationalen, keine konfessionellen Meinungsverschiedenheiten, nur Ruhe, eine Gesellschaft ohne jedes Gefälle, gleich einem oder richtiger zweien stagnierenden Wässern, die jeder Theaterzettel unterschied: nämlich dem „hohen Adel" und dem „verehrten Publikum".

Nur wenige Männer erhoben das Haupt über diesen Wasserspiegel. Einer von ihnen war der Bankier Moritz Zdekauer. Er war zu Prag im Jahre 1770 geboren, hatte, wenn ich recht unterrichtet bin, noch im 18. Jahrhundert die Taufe genommen, hatte dann 1803 ein Bankgeschäft gegründet, war der finanzielle Vertrauensmann eines großen Teiles des böhmischen Adels geworden und hatte sich besondere Verdienste um die Einlösung der ärarischen und Domestikal-Obligationen gegen Métalliques erworben. Um 1825 gehörte er dem Kreise von Männern an, welche die böhmische Sparkasse ins Leben riefen, die seither zu einem mächtigen und wohltätigen Institut emporgewachsen ist. Er kaufte den ausgedehnten, parkähnlichen Canalschen Garten und öffnete ihn der Bevölkerung. Sein Stolz war, daß der Rat Grüner in Eger ihn einmal Herrn v. Goethe vorgestellt hat.

Seine Frau, Charlotte geb. Frankl, geboren 1786, schenkte ihm eine zahlreiche Familie. Sein Scharfblick sagte ihm, daß die soziale und politische Stagnation in Prag ein vorübergehender Zustand sei und daß seine Söhne für eine schwierigere Zukunft vorzubereiten

seien. In seiner Umgebung fand er dazu nicht die erwünschten Kräfte. Am 10. Januar 1820 schrieb er an den „Candidat Ad. Süß, zu erfragen bei Herrn Professor Illgen in Leipzig“ und lud diesen ein, zu Ostern die Erziehung der Söhne zu übernehmen.

So geschah es, und der warmblütige Leipziger Student scheint sich bald den sonst so abweichenden Zuständen in Prag anbequemt zu haben. Er predigte mehrmals in der evangelischen Kirche, so namentlich am zweiten Weihnachtstage 1821.

Unterdessen blühte die älteste Tochter des Hauses, Eleonore, heran. Im Jahre 1823 war sie 17 und mein Vater war 26 Jahr alt. Zarte Fäden waren gesponnen. Die Mutter war gegen eine Verbindung. Der welterfahrene Vater sagte nicht nein, aber er meinte, wenn etwas daraus werden sollte, müsse der junge Herr die Theologie an den Nagel hängen und in selbständiger Tätigkeit sich bewähren. Damals beruhte in Böhmen noch ein guter Teil der Landwirtschaft auf der Schafzucht; die Wolle ging an englische Tuchfabriken. Besonders feine Wolle kam aber aus Spanien, namentlich aus den baskischen Provinzen, und so erhielt mein Vater den Auftrag, zunächst auf einige Zeit nach Vittoria im Baskenlande zu gehen, und die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen.

Die Liebe vermag alles. Im Beginn des Jahres 1824 besuchte mein Vater abschiednehmend seine Eltern und reiste hierauf von Bobenneukirchen nach Paris. In Orléans entsetzte ihn die Statue der Jungfrau; nur die Tatsache, daß man sich auf dem Marktplatze von Orléans befinde, könne es glaubhaft machen, daß diese weibliche Gestalt die Johanna Schillers vorstellen solle. Mit Entzücken schreibt er dagegen von der Landschaft zwischen Blois und Tours. Am 29. April erreichte er Vittoria.

Der Aufenthalt war wenig angenehm; er war überhaupt nur dadurch möglich, daß das Land von den Franzosen besetzt war, die einigermaßen für die öffentliche Sicherheit sorgten. „Das Volk stellt Constitution und Religion einander entgegen und unseren Wagen umgeben auf der Reise Kinder mit dem Geschrey: viva el rey! vivà la religion!“ Wer bessere Kleidung trägt, gilt für verdächtig; „Weiber auf der Gasse fielen einen Bauer mit Geschrey an, weil er mich gegrüßt hatte.“

Trotz dieser Umstände blieb mein Vater fast ein Jahr in Vittoria und Bilbao und erlernte die spanische Sprache. Er fand auch Gelegenheit zu einem sehr vertraulichen Briefwechsel mit Prag. Einer der Vermittler war sein früherer Studienkollege (später städtischer Anwalt) Ludwig Prasse in Leipzig. Für Prag selbst ruht mein Verdacht auf Joseph Veith, einem kleinen Männchen, welches schon im XVIII. Jahrhundert in Zdekauersche Dienste trat, der damaligen Sitte gemäß in rotem Rock und mit Kappenstiefeln auf der Straße hinter meinem Großvater gehen mußte, später als ein alter Hausfreund am Familientische speiste, und den ich als einen mehr als Achtzigjährigen gekannt habe. Er war immer der Freund der Kinder, ich glaube ganz besonders mein Freund, und wenn der sanfte kleine Mann mit seiner schneeweißen Perücke und seiner freundlich lächelnden Miene durch die weiten Räume des Zdekauerschen Hauses ging, ist er mir immer wie eine Art von gutem Geist erschienen.

Mein Vater kam aus Spanien zurück und wurde nach England geschickt. Hier ist es ihm zeitweise recht schlecht gegangen. Er erzählte mir, wie er einst, völlig am Ende seiner Barschaft angelangt, ziellos bei Nacht durch die Straßen Londons wanderte, von weitem die erleuchteten Fenster einer Buchdruckerei sah und, auf das Geratewohl eintretend, eine Beschäftigung als deutscher Korrektor fand. Um diese Zeit scheint er auch einige französische Romane ins Deutsche übersetzt zu haben um Geld zu erwerben. Dann besserte sich seine Lage. Von 1826 auf 1827 hatte er eine angenehme Stellung im Hause Reid, Irving & Co., und unter den Deutschen, die hier, zum Teil auch in recht engen Verhältnissen, lebten und mit ihm verkehrten, befand sich der später zu großem Rufe gelangte Maler Ammerling aus Wien.

Im Laufe von 1827 ist mein Vater wieder in Prag und es liegt ein mit peinlicher Nettigkeit geschriebener Brief des Pfarrers Erdmann Süß aus Bobenneukirchen vom 6. Januar 1828 an das hochverehrte Fräulein Eleonora Zdekauer vor mir, in welchem er sie als die Braut seines Sohnes Adolph begrüßt und beide beglückwünscht.

Am 25. Juni desselben Jahres fuhr mit schmetterndem Horn die Extrapost in das stille Bobenneukirchen ein; Moritz Zdekauer

brachte selbst seine Tochter. Am 26. Juni vollzog der Pfarrer Erdmann Süß die Trauung, und heute, nachdem zwei lange Menschenalter vergangen sind, und wo alle Beteiligten längst in kühler Erde ruhen, darf ich sagen, daß die Segenswünsche wirklich in Erfüllung gegangen sind, die damals zwei so grundverschiedene und dabei so vortreffliche Männer wie meine beiden Großväter, der eine der strenge und auf umgrenztem Gebiete herrschende Dorfpfarrer, der andere der welterfahrene und weitblickende Bankier, über das junge Ehepaar gesprochen haben, und daß diese Ehe eine glückliche war, in der die gegenseitige innige Liebe angedauert hat in Freude und in Schmerz bis an das Grab. —

Das junge Paar reiste sofort nach London, wo mein Vater ein selbständiges Wollgeschäft eröffnete. Bald kam sein Schwager, Eduard Zdekauer aus Prag als Gesellschafter hinzu. Meine Eltern wohnten New River, Duncan Terrace, 4; die Sommer wurden meist in Margate, am Meere, zugebracht. Im Jahre 1829 wurde eine Tochter, Louise, im Jahre 1831 ich selbst, im Jahre 1833 mein Bruder Friedrich geboren[1]).

Ich war ein sehr schlimmer Junge und mein Vater war sehr streng. Am Eingange zu Survey zoological Gardens kaufte er mir eines Tages einen Kuchen. Nahe dabei saß ein armer Mann. „Gib ihm ein Stückchen", sagte mein Vater; „Oh no", war die Antwort. Nochmals dieselbe Aufforderung und dieselbe Antwort. „Jetzt gib mir den ganzen Kuchen", sagt der Vater; er führt mich zur Bärengrube und wirft den ganzen Kuchen hinab. Das ist die erste Episode aus meinem Leben, von welcher ich, und zwar auch nur durch die Erzählungen meiner Eltern, Kenntnis erhalten habe.

Mit den Jahren wuchs in Prag die Sehnsucht der Großeltern, meine Mutter wiederzusehen und auch die Enkel kennen zu lernen. Die Briefe meines guten Onkel Eduard, nach dem ich getauft war, mögen das Ihrige dazu beigetragen haben. Schon im Jahre 1832 spricht die Großmutter die Hoffnung aus, uns im kommenden Frühjahre in Prag zu sehen; im Jahre 1833 folgt eine bestimmte

1) Gest. zu Wien, 1907, 75 Jahre alt, als Generalrat d. öst.-ung. Bank, Komtur usw. Er war durch viele Jahre mein Kollege im Abgeordnetenhause und vertrat den Bezirk Rudolfsheim, dessen Ehrenbürger er war. Auch Franzensbad, wo er eine wohltätige Stiftung errichtete, wählte ihn zum Ehrenbürger.

Einladung des Großvaters, aber mein Bruder war erst einige Wochen alt. Endlich im Spätherbste 1834 wurde die große Reise gewagt.

Aller Hausrat wurde verkauft, bis auf wenige Stücke, die wir noch heute als Reliquien bewahren.

Wir segelten im Oktober nach Rotterdam; dort kaufte mein Vater einen geräumigen viersitzigen Wagen, auf welchen die Koffer geschnallt wurden. In dem Wagen nahm meine Mutter Platz, die guter Hoffnung war, mit ihr die drei kleinen Kinder und ein Dienstmädchen. Mein Vater hatte seinen Platz am Kutscherbock. Die Pferde wurden von Strecke zu Strecke durch die Post beigestellt. So ging es fort durch Städte und Länder. Anfang November trafen wir wohlbehalten in Bobenneukirchen ein und nicht lange darauf in Prag.

Mit dieser Ankunft in Prag, d. i. mit dem Alter von 3 Jahren und 2 bis 3 Monaten, beginnen meine persönlichen Erinnerungen.

Alles Vorhergegangene hat entweder gar nicht gehaftet, oder ist durch die mannigfaltigen Eindrücke der Reise verwischt worden. Auch als ich in späteren Jahren mein Geburtshaus in London aufsuchte, ist nicht die geringste Erinnerung wieder erwacht. Dagegen ist mir recht deutlich noch jetzt nach 79 Jahren gegenwärtig, wie unser Wagen in Prag vom Roßmarkt (jetzt Wenzelsplatz) zur Wassergasse einbog, dort in ein Haus mit großem Tor und grünem Steinbalkon einfuhr und wie rechts an der Treppe die Großeltern Zdekauer uns erwarteten.

Das zweite Ereignis, dessen ich mich deutlich entsinne, ist die einige Monate später erfolgte Taufe meines Bruders Emil[1]), bei welcher ich mich so ungeberdig benahm, daß man mich auf den grünen Balkon hinausschaffte.

Wir waren ganz englische Kinder und verstanden kein deutsches Wort. Unsere Eltern, die den Vorteil sahen, den uns einst die Kenntnis dieser Sprache bringen würde, ließen uns noch eine englische Gouvernante kommen, Miß Gretten. Sie war hart gegen meine gute Schwester Louise und darum haßte ich sie. Wenn Louise die Aufgabe nicht konnte, legte sie meiner armen Schwester die Grammatik unter das Kopfpolster, damit sie schlecht schlafe und

1) Gest. 1872, nur 37 Jahre alt, an den Blattern, als Gesellschafter in der von meinem Vater hinterlassenen Fabrik.

von der Lektion träume. Dann heiratete Miß Gretten einen englischen Koch und verschwand vom Schauplatze. Mit ihr schwand auch mein Haß gegen sie, aber der Haß gegen jede Grammatik ist mir geblieben und in der Tat, was kann man sich Naturwidriges ersinnen, als das gewaltsame Eindringen in das jugendliche Gedächtnisvermögen mit Vokabeln ohne Zusammenhang und Regeln ohne Begründung?

Meinen Vater führten Geschäftsreisen zu wiederholten Malen nach London zurück; nun brachte er von einer solchen Reise einen englischen Lehrer, Mr. Augustus Thurgar aus Norwich. Ich war etwa 5 Jahre alt, er war in den Zwanzig; er hat durch sein eigenartiges Auftreten einen tiefen, weit über die Kindheit heraufreichenden Eindruck auf mich hervorgebracht.

Thurgar war ein sehniger junger Mann, etwas über Mittelgröße und mit einem Anfluge von Bart unter dem Kinn. In dem ersten Augenblicke, in dem wir beiden allein waren, setzte er sich nieder, reichte mir beide Hände, ließ mich an seine Knie herantreten und frug: „Teddyboy, willst du ein Gentleman werden?“ Oh yes, antwortete ich, ohne zu ahnen, was er unter dem Worte Gentleman verstehe, aber ich sagte zu, weil ich sehr wohl merken konnte, daß er es mit mir gut meine.

Am folgenden Tage gingen wir miteinander aus. Dieser erste Spaziergang führte uns in die Gärten von Bubentsch. Ich hatte mein Schmetterlingsnetz bei mir. Ein schöner Aurora-Falter flog in die Wiese. Thurgar nimmt mir das Netz und steigt in Verfolgung des Falters über die niedrige Umfassung des Rasens. Der wachhabende Invalide ruft ihn an; der Engländer versteht ihn nicht; der Invalide will ihn festnehmen. Eine solenne Balgerei ist die Folge. Thurgar wird ohne Hut und mit abgerissenem Rockkragen fortgeführt. Mich, den Heulenden, bringt man nach Hause.

Ein Besuch meines Vaters auf der Polizeidirektion veranlaßte die Freilassung. Zu Hause angelangt, nimmt mich Thurgar wieder bei beiden Händen. „Teddyboy“, sagt er, „Du hast geweint; ein Gentleman weint nie.“ — „Gut Sir, ich werde nie mehr weinen.“

Dabei fühlte ich, daß er mir zuliebe sich den Verdruß zugezogen hatte, und ich begann ihn um so mehr zu lieben. An einem der nächsten Tage gingen wir über die große Brücke. Vor dem Klein-

seitner Brückenturme führt neben der Rolandsäule eine Treppe von der Brücke hinab in einen damals wenig belebten Stadtteil, die Insel Kampa. Wir stiegen hinab. Nach wenig Minuten war Thurgar verschwunden. Ich stand allein. Ich rief, es war vergebens. Ich wandte mich zum Heimgange und stieg die Treppe hinauf. Auf der Brücke holte mich Thurgar ein. „Du hast nicht geweint, Teddyboy, all right. Du darfst mir die Hand reichen." Zu Hause aber erzählte ich prahlend, ich sei eine halbe, vielleicht wohl eine ganze Stunde allein auf dem Platze der Insel Kampa gestanden und hätte mich gar nicht gefürchtet.

Wieder nach einigen Tagen standen wir auf der Höhe des Hradschin. Zu der offenen Stelle der schönsten Aussicht führte auf eine Seite eine breite Treppe herauf, auf der andern die steile Sporergasse. Absteigend auf dieser letzteren hatte man zur Rechten hohe Paläste, zur Linken den Abfall des Berges, getrennt durch eine niedrige Schutzmauer. An dieser Schutzmauer lief eine Leitstange herab. Thurgar trat mehrere Schritte längs der Mauer herab. „Komm," rief er mir zu, „nur herzhaft, und halte dich fest an der Stange." Und ich kam zu ihm. „Jetzt gehst du hinauf und kommst zu mir herab, ohne die Stange zu halten." Ich ging, kam sofort ins Laufen und wäre sicher gestürzt, wenn Thurgar mich nicht aufgefangen hätte.

„Siehst du, Teddyboy," sagte er, „diese Leitstange, das ist die Wahrheit. Wer sie festhält, geht sicher, wenn auch langsamer. Wer sie losläßt, geht schneller, aber er kommt zum Sturz. Wer übertreibt, beginnt abzuweichen von der Wahrheit. Das ist der Anfang der Lüge und die Lüge ist das häßlichste Ding auf der Erde. Wer einmal gelogen hat, kann nie mehr ein Gentleman sein, wenn er auch so aussieht. Du hast gesagt, du seist auf der Insel Kampa eine halbe oder eine ganze Stunde allein gewesen. Das war Übertreibung." — „Oh Sir, ich werde ganz gewiß nie mehr übertreiben." ...

Das war Thurgars Methode und er ging dabei so weit, daß er mir einmal am späten Abend eine Pistole gab und mich in die heutige Vorstadt Lieben zur Villa der befreundeten Familie Thomas hinausführte, unter dem Vorgeben, man habe gehört, daß die Villa von Dieben überfallen werden solle.

Nun wurde ich aber sieben Jahre alt und mußte doch beginnen gründlich Deutsch zu lernen. Ich erhielt einen neuen Lehrer, der auch ein vortrefflicher Mann, aber der volle Gegensatz zu Thurgar war, den Cand. theol. Erhard Buschbeck aus Anhalt-Köthen. Buschbeck war ein gesetzter, wenn auch noch junger Herr, mit glattem, rundem Gesicht, voll von Wohlwollen gegen mich und voll gewissenhafter Bemühung, mich in jene unergründlichen Vorschriften der deutschen Rechtschreibung einzuführen, die damals, im Oktober 1838, als Dogmata galten.

Thurgar blieb noch durch Jahre als ein lieber Freund in unserem Hause; er und Buschbeck gewannen sich sogar sehr lieb. Thurgar wurde ein in der Aristokratie sehr gesuchter und nach dem damaligen Maßstabe hoch honorierter Sprachlehrer.

Vor dem Eintritt in das Gymnasium sollte ich noch Französisch lernen; auch hier verfolgte mich das Glück. Nachdem eine Mademoiselle mir die Anfänge beigebracht hatte, erschien ein alter Belgier, ein untersetzter Mann mit grauen Koteletten, Mr. Méert, als mein Lehrer. Er war ein Rest der grande armée. Sein Bruder war in der Schlacht an der Moskwa als Führer einer Schwadron, anreitend an ein feindliches Karree, heldenmütig gefallen. Ach, wie oft mußte mir Mr. Méert das erzählen! Wie sehnsüchtig erwartete ich die Stunde, wie war ich bemüht jedes Wort zu verstehen, wie oft versuchte ich zu fragen und wie schnell habe ich das Französische erlernt! Und wie wenig Grammatik gab es dabei!

Im Sommer 1840 gestattete mir mein Vater, Buschbeck auf einem Besuche seiner Eltern nach Köthen zu begleiten. In Sachsen-Altenburg sah ich die erste Lokomotive. Im selben Jahre wurde mir „laut eines herabgelangten hohen Gubernialdekretes vom 13. Nov. d. J. Z. 62.747 zu Folge hohen Studienhofkommissionsdekretes v. 1. Nov. d. J. ... die Altersnachsicht von 10 Monaten u. 11 Tagen zum Eintritte in die Gymnasialstudien ausnahmsweise erteilt." Also diese Lappalie mußte bis nach Wien gehen. Welche Verwaltung der Studien in einer Zeit ohne Eisenbahnen!

Die Gymnasien Prags waren selbstverständlich alle deutsch; jenes im Clementinum, das ich besuchte, stand unter der Leitung Jungmanns, eines hervorragenden Slawisten, dem man seither ein Denkmal vor der Dominikanerkirche in Prag errichtet hat. Der

Katechet, Zigmund, versuchte uns Unterricht in der tschechischen Sprache zu geben, aber sein Erfolg war gering. Unter meinen Mitschülern befand sich der Sohn des Historikers Palacky und nicht selten habe ich als Knabe sein elterliches Haus besucht.

Der treffliche Buschbeck verließ uns und trat in eine glänzende Stellung als Pfarrer der reformierten Gemeinde von Triest. Ich erhielt als Hauslehrer Herrn Leopold Christen, einen Prämianten des Gymnasiums, jetzt Doktorand der Medizin, mit einer sehr schönen Handschrift und mit all jener umzäunten Gewissenhaftigkeit, die den braven, bebrillten Prämianten kennzeichnet. Die drei ersten Schüler jeder Klasse erhielten damals irgendein rotes Büchlein als ein Prämium. Unter einem Tusch von Pauken und Trompeten, wie er später nur bei Doktor-Promotionen in Übung blieb, wurden vor den versammelten sechs Klassen des Gymnasiums die drei Besten jeder Klasse aufgerufen und mit einem solchen Büchlein beteilt. Die naturgemäße Folge war, daß der Knabe nicht aus Liebe zu dem Gegenstande, auch nicht, wie die Phrase lautet, „vitae", sondern für die Prüfung studierte und daß die Leistungen des Gedächtnisses in den Vordergrund traten. Auch vor dieser Gefahr bewahrte mich ein gütiges Geschick. Als „Akatholik" konnte ich für meine Klassifikation „aus Religion" nicht denselben Wert beanspruchen, wie meine katholischen Kollegen, und folglich war mir von vornherein das rote Büchlein verwehrt.

Mein Examinator „aus Religion" war der Pastor Paul Rázga, ein Ungar, mit dunklem Bart und feurigen Augen, ein geradezu hinreißender Redner. Im Jahre 1846 oder 1847 kam er als Stadtpfarrer nach Preßburg; 1848 schloß er sich sofort der Revolution an, wurde jedoch schon in ihrem Beginne, im Herbst 1848, von den Kroaten bei Schwechat (nach anderen Berichten in Preßburg) erschossen[1]).

Mein Großvater hatte uns in dem Canalschen Garten ein einstöckiges Haus als eine Sommerwohnung eingeräumt. Links führte eine breite Allee zum Hause; vor uns lagen Baumgruppen und Blumenbeete; zwischen diesen zog sich ein Weg zu einem Tälchen mit einer Quelle hinab; zur Rechten stand eine mächtige Linde,

1) Die einseitige Darstellung bei Helfert (Gesch. Öst. v. Ausgange des Okt.-Aufst., IV, 1, 1876, S. 331) meldet nur seine Verhaftung.

jenseits vor ihr lag ein Teich; das Ganze war für uns Kinder ein Paradies, und heute noch ist es mir eine sonnige Erinnerung. Täglich führte mich durch Gärten und durch das Roßtor der Weg über den Altstädter Ring ins Gymnasium. Unter dem Roßtore durfte ich mir ein Stück Gebäck und, wenn ich Überfluß an Geld hatte, sogar um 3 Kreuzer eine „Mandlofka" kaufen. Nachmittags kam der Großvater in den Garten, stets zu Fuße und begleitet von einem Sohne oder einem seiner Beamten. Stets trug er einen dunkelblauen Frack mit Goldknöpfen und einen niedrigen, zylinderförmigen Strohhut mit breiter Krempe, dazu einen Krückenstock. Meine Mutter bereitete ihm vor unserem Hause den schwarzen Kaffee. Nichts verursachte ihm dann mehr Freude, als wenn recht viele Leute seinen Garten besuchten; ich aber beneidete ihn um den vielen Zucker, den er in seinen Kaffee tat, ohne daß meine Mutter Einsprache erhoben hätte.

Fünf Jahre des damals sechsklassigen Gymnasiums habe ich sonst in einer Weise durchlebt, die sich wohl bei der Mehrzahl der Gymnasiasten wiederholt. Zuerst kamen die Jahre des Sammeleifers. Schmetterlinge, Mineralien, Siegel, Münzen, allerlei wurde gesammelt. Das brach fast plötzlich im Herbst 1844 ab, als ich in die fünfte Klasse (I. Humanitätsklasse, Poesie) eintrat. Jetzt ergriff mich die Dichtkunst. Lyrik blieb freilich noch ganz fern. Zunächst bewunderte ich die schwere, getragene Rede, und meine Exzerpte aus jener Zeit nennen Tiedges Urania, Youngs Night Thoughts, Schillers Elegien usw. Dann kam die heroische Phase; ich übersetzte Abschnitte des Cid Campeador aus deutschen in englische Verse, und nachdem ich exzerpiert, dann übersetzt hatte, wollte ich selbst dichten. Es ging aber recht schlecht. Gedanken und Empfindungen wogten in mir, aber meine Unbeholfenheit ließ mich nicht die Reime finden, und als sich mir wiederholt die Versuchung näherte, einem Reime zuliebe den Gedanken eine andere Richtung zu geben und die Tyrannei des Wortes sich aufdrängte, da kam mir der ketzerische Zweifel, ob denn Poesie und Dichtkunst gleichbedeutend seien und ob nicht Poesie auch ohne solche Sklaverei sich in die Lüfte erheben dürfe. Dann habe ich aufgehört Verse zu machen, aber neun Jahre danach, als ich mich verliebte, habe ich doch wieder gedichtet. Damals haben sich auch die Worte

gefunden, als ob doch das wortfindende Organ gleichfalls im Dienste des allgemeinen Affektes stünde. Später habe ich wieder gemeint, daß die gebundene Sprache nur das Staatskleid der Poesie sei.

Das Jahr 1845 brachte große Veränderungen für unsere Familie.

Im Monat Juli starb mein guter Großvater Zdekauer, 75 Jahre alt. Mein Vater führte uns, seine drei Knaben, in den Alkoven, in welchem die Leiche lag, und zeigte sie uns. „Seht, meine Knaben," sagte er in tiefster Ergriffenheit, „alles, was wir sind, unsere ganze Existenz verdanken wir ihm." Als dann das Leichenbegängnis über den Roßmarkt geführt wurde, hatten sich so viele Tausende von Menschen als Begleiter angesammelt, daß der weite Raum völlig erfüllt war, und als einer aus der Menge in meiner Gegenwart sagte: „Er war halt ein Menschenfreund", und ein andrer erzählte, wie dem alten Zdekauer einst auf dem Roßmarkt ein seidenes Sacktuch gestohlen wurde, wie der Dieb klagte, daß zu Hause Weib und Kinder hungern, wie der alte Herr die Arretierung hinderte und dem Dieb noch Geld gab für die Familie — da wurde mir warm ums Herz und da lernte ich eine neue Art von Ehrgeiz kennen.

Im selben Jahre 1845 wurde Carl Pfeiffer in Wien, der Gatte einer Schwester meiner Mutter, von einem Schlaganfall betroffen. Er besaß eine bedeutende Lederfabrik in Sechshaus bei Wien und sein physischer Zustand gestattete ihm nicht die weitere Führung des ausgedehnten Unternehmens. Ein Übereinkommen wurde getroffen, auf Grund dessen mein Vater sein Geschäft in Prag auflöste und die Fabrik Pfeiffer in Sechshaus übernahm. Die Folge war unsere Übersiedlung nach Wien. Ich wurde schon im Oktober vorausgeschickt, bei dem Fürstlich Schwarzenbergschen Rate, Notar Dr. Olschbaur, in der Schönlaterngasse vortrefflich einquartiert und in die VI., damals oberste Klasse des nahen akademischen Gymnasiums eingeschrieben. Gegenüber von meinem Fenster war der „Basilisk", ein absonderliches Wahrzeichen der Stadt Wien aus dem XIII. Jahrhunderte, eingemauert. Ich habe ihn damals öfters abgezeichnet und er ist mir eine der Veranlassungen zu dem Buche über den Boden der Stadt Wien geworden.

Das akademische Gymnasium wurde vom Piaristen-Orden betrieben. Über eine breite aber finstere Treppe gelangte man zu den

im ersten Stockwerke befindlichen Schulzimmern. Am Schlusse der Unterrichtsstunden pflegte an der linken oberen Ecke der Treppe der wohlbeleibte Präfekt P. Walch, ein Schwabe, mit weit vorgestreckter Hand zu stehen. Jeder von uns mußte vorübergehend den Rücken der Hand küssen; von Zeit zu Zeit, wenn die Rechte müde war, zog er sie zurück und streckte die Linke aus. Abgesehen von dieser Einrichtung kann ich aber nur mit Dank dieses Gymnasiums gedenken, obwohl ich nur ein Jahr an demselben zugebracht habe. Insbesondere ist es der Professor für Deutsch und Rhetorik, P. Podlaha, dem ich hier ein Wort der Erinnerung widmen möchte. Er war der einzige gewesen, von dem ich je einigen Einblick in Gliederung und Aufgabe des Dramas und in die Gesetze des Aufbaues der öffentlichen Rede erhalten habe, allerdings um später zu sehen, daß die wahre Kraft einer guten öffentlichen Rede nicht in solchen Regeln liegt, sondern in der Sachkenntnis des Redners und dem kennbaren Einklang mit seinen Überzeugungen.

Das damalige Gymnasium hatte die vortreffliche Einrichtung, daß es den Schüler nicht so völlig in Anspruch nahm und dadurch der Entwicklung individueller Anlagen so völlig beraubte, wie das leider heute der Fall ist. Ich besuchte oft die öffentlichen Sammlungen und erfuhr dabei, daß der Vorstand der Antiken-Sammlung, Arneth (der Vater), ein oder zweimal in der Woche von 12 bis 1 über Münzkunde las. Die Stunde war mir frei; ich suchte Herrn Arneth auf und wollte um die Erlaubnis bitten, an dem Kolleg teilzunehmen. Allerdings befiel mich vor dem hochgewachsenen Herrn mit den weißen Haaren große Befangenheit. Vielleicht war es gerade diese, die ihn veranlaßte, mir zu erklären, er könne mich meiner Jugend halber zwar nicht inskribieren, ich dürfe aber den Vorlesungen beiwohnen. Die Zahl der Hörer war gering, und so stand ich denn unmittelbar vor den geöffneten Schränken mit all ihren Schätzen. Da war der mächtige Kopf Nervas, da Marc Aurel und die ganze Reihe der Imperatoren auf den herrlichsten Medaillen, im anderen Saale die Augusteische Kamee, dann die sogenannte Schüssel des Mithridates, und das Erlernte gewann nun erst Gestalt und Zusammenhang.

Im Monate März 1846 war meine liebe Schwester Louise, ein zartes, von uns innigst geliebtes Mädchen, nur 17 Jahre alt

gestorben, wenige Monate nach dem Eintreffen der Familie in Wien. Tiefer Kummer legte sich über uns alle. Dazu kamen die Sorgen meines Vaters, der bei Übernahme der Lederfabrik in schwere Verpflichtungen eingetreten war. Er hatte sich zu diesem Schritte aus Rücksicht auf seine drei Söhne entschlossen, denen er ein Feld der Tätigkeit sichern wollte. So mußte ich nun in das Polytechnikum eintreten und dieser Schritt entsprach auch meinen Neigungen. Die Erfahrung hatte mich bereits den außerordentlichen Unterschied zwischen einem Unterrichte gelehrt, der sich nur an das Ohr wendet, und jenem der auch zum Auge spricht.

Das Wiener Polytechnikum, vor Jahren eine Musteranstalt für ganz Europa, zählte eine Anzahl hervorragender Kräfte. Ihr Schöpfer, Prechtl, lebte noch, neben ihm für Mechanik Adam und Burg, für Geodäsie Stampfer, für Chemie Schrötter und andere. Freilich gab es auch manches Veraltete. Durch Wochen erklärte uns der gute alte Professor Altmütter die Konstruktion verschiedenartiger Hilfswerkzeuge zur Anfertigung der flachen Schraube, auf welcher in der durch eine Feder bewegten Taschenuhr die Kette sich aufrollt, um uns schließlich zu sagen, das solche Taschenuhren bereits außer Gebrauch gekommen seien, aber wir sahen doch irgend etwas und unsere Aufmerksamkeit ließ sich willig fesseln. Die Zuhörer freuten sich des Scharfsinnes, der sich in einzelnen Einrichtungen verriet. Mancher von uns sann auf Erfindungen, und als Altmütter dann über Kassenschlösser sprach, gelang mir das Modell eines Schlosses, dessen Zuhaltung im Riegel selbst lag. Es schaffte mir die Vorzugnote ohne Prüfung und noch nach Jahrzehnten trug meine Wohnungstür ein solches Schloß.

Für den zweiten Lehrgang waren höhere Mathematik, Physik und deskriptive Geometrie vorgeschrieben. Im Herbst 1847 trat ich ein; dieser zweite Jahrgang sollte nicht den vorgeschriebenen Verlauf finden.

III.

Der 13. März 1848 — Wiener Zustände — Das Reich — Verfassung vom 15. April — Ficquelmont — Der 15. Mai — Abreise des Hofes — Der 26. Mai — Der Sicherheitsausschuß — Pillersdorf und Fischhof — Das erste Parlament — Meine Erkrankung und Abreise — Rückblick.

1848.

Die inneren Zustände Österreichs näherten sich einem Wendepunkte. Ein vertraulicher Brief des Fürsten Metternich aus Brüssel am 10. Jänner 1851 an den Freih. v. Kübeck zeigt, daß Metternich im Jahre 1816 die Grundzüge eines Aktenstückes für Errichtung eines Reichsrates ausgearbeitet, sie im Jahre 1817 dem Kaiser Franz vorgelegt hat, und daß der Kaiser das Aktenstück in die Lade legte. Im Jahre 1827, dann 1834 hat der Kaiser entschuldigend die Sache dem Staatskanzler gegenüber zur Sprache gebracht. Die Warnungen, die Fürst Franz Dietrichstein, August Lobkowitz, Gentz, Prokesch und andere einsichtsvolle Männer seit dem Beginn der dreißiger Jahre ausgesprochen hatten, waren vergeblich geblieben. Man weiß heute auch, daß Metternich, Kolowrat, Kübeck, mit einem Worte die einflußreichsten Personen der Regierung, nicht die schwere Gefahr verkannten, die in dem physischen Zustande des Kronprinzen Ferdinand lag, aber Kaiser Franz faßte trotz Metternichs ausdrücklicher Anregung keinen Entschluß in betreff der Thronfolge.

Im Jahre 1835 starb der Kaiser.

Die Regierung fiel nun drei Männern zu, dem Fürsten Metternich, der die auswärtigen Angelegenheiten führte, dem Grafen Kolowrat, der an der Spitze der Verwaltung stand, und über diesen beiden dem Bruder des verewigten Kaisers, Erzherzog Ludwig.

Fürst Metternich hat selbst (Nachgelass. Papiere, VIII, S. 618) die Sachlage geschildert. Vom Erzherzoge Ludwig wird neben manchem Anerkennenden gesagt, er verstehe nicht, sich auf die Höhe eines Regenten zu stellen. Von Kolowrat wird angedeutet, daß der langwierige schriftliche Weg die Regel gewesen sei, „in der mündlichen Behandlung der Geschäfte hatten wir allein Mühe, uns zu verstehen“.

„Ich wollte, daß die Regierung regiere; meine Gefährten suchten die zu lösende Aufgabe im Verwalten nach den bestehenden Normen. Wirft mir die irregeleitete Menge das Stillstehen der Regierung vor, so trifft dieser Vorwurf nicht mich."

Noch weit schärfere Ausdrücke wählt der Staatskanzler in dem Bruchstücke einer geheimen Denkschrift, das sein Sohn Fürst Richard der Öffentlichkeit übergeben hat (ebendas. VII, S. 28).

Ein großer Staat ist aber nicht nur ein Aggregat lebender Menschen; er ist selbst ein lebender Organismus und unter dem „Verwalten nach den bestehenden Normen", d. h. unter dem Mangel einer dem natürlichen Entwicklungsgange folgenden Auffassung der Aufgabe der Regierung entstanden ungleichartige Spannungen im Wachstume der Teile. In Nieder-Österreich und in Böhmen nahmen diese Spannungen die Gestalt einer vom landständischen Adel und einem Teile der Intelligenz ausgehenden Opposition an, die zunächst auf ein Steuerbewilligungsrecht zielte und in Böhmen unter Führung eines Teiles des Adels einen leisen nationalen Anstrich zu erhalten begann. In Mailand war es eine nationale Bewegung, die bei der ersten Gelegenheit in Aufruhr überging. In Preßburg verteidigte man hartnäckig die alte Verfassung und auch hier sollte bald offener Krieg folgen. Allen voran ging im Jahre 1846 Krakau. Dort war der Aufstand eine Fortsetzung der nationalen Bewegungen früherer Jahre, aber nur sehr kurze Zeit trennt ihn von den Pariser und Wiener Vorgängen von 1848 (Ausbruch der Revolution 18. Februar 1846; 26. Februar Benedek siegt bei Gdow; 3. März österreichische und russische Truppen besetzen Krakau; 6. November der bisherige Freistaat wird Österreich einverleibt).

Obwohl der Aufstand nur wenige Wochen gedauert, ist er doch von grauenhaften Szenen begleitet gewesen, da sich sofort die Bauern mordend und plündernd gegen die Grundherren erhoben. Freih. v. Sala, der damals eine einflußreiche Stelle in der Landesregierung bekleidete, meldet, daß vom 19. bis 23. Februar 1846 allein 140 Leichen zum großen Teile von Gutsbesitzern, ihren Beamten oder Pächtern zur Behörde nach Tarnow eingebracht wurden, von denen 116 dermaßen entstellt waren, daß sie nicht erkannt wurden. An diese aus sozialen Übelständen hervorgegangenen Missetaten wurde aus dem Kreise der besiegten Aufständischen die haarsträubende

Anschuldigung geknüpft, kaiserliche Beamte hätten zur Besiegung der Revolution diese entsetzliche Jacquerie unterstützt. Solche Vorfälle wurden nicht im Laufe zweier Jahre vergessen, und zwar um so weniger als sie mit dem Untergange des letzten Restes polnischer Selbständigkeit zusammenfielen. Es ist nötig, sie im Auge zu behalten, wenn man die Stimmung der österreichischen Völker im März 1848 beurteilen will.

Aber auch die nachfolgenden Verfügungen sind von Bedeutung, denn sie versinnlichen den von Metternich angedeuteten Widerstreit innerhalb der österreichischen Regierung.

Ich folge auch hier dem Freih. von Sala.

Der General-Gouverneur von Galizien, Erzherzog Ferdinand von Este, war, wie viele der damaligen Staatsmänner, überzeugt von dem Herannahen einer Weltrevolution, herbeigeführt durch die jahrelangen Bemühungen der vereinigten Demokraten und Sozialisten der verschiedensten Nationen. Metternich war für Reformen; der Erzherzog faßte solche im Kolowratschen Sinne als eine Beförderung der Weltrevolution auf. Die Reformen Metternichs sollten in einer Regelung und Ablösung der Frone, der Einführung von Grundbüchern, ferner in der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit bestehen. Sala sah einen Hauptfehler darin, daß die Regierung den Wünschen des Adels nach Entfaltung seiner Nationalität zu wenig Rechnung trug, ihm aber dennoch die Patrimonialgerichtsbarkeit und die Sicherheitspolizei auf dem Lande beließ.

Metternichs Ansicht siegte. Der Erzherzog trat zurück; Graf Rudolf Stadion wurde als außerordentlicher Hofkommissär zur Einführung der Reformen nach Galizien geschickt. Seine Leistungen entsprachen nicht. Dann wurde im Jahre 1847 Graf Franz Stadion geschickt. Im November 1847 wurde der Untersuchungsrichter in Krakau ermordet. Bevor Graf Franz Stadion zu Erfolgen gelangen konnte, war die gefürchtete „Weltrevolution" zur Stelle.

Als am 2. Februar 1848 in Sizilien, am 24. in Paris Aufstände erfolgten und sich dann über Mitteleuropa ausbreiteten, sahen manche Mitglieder der Staatskonferenz, wie Graf Hartig, in ihnen das Ergebnis ausgedehnter Verschwörungen, und überhäuften die Wiener Polizei mit Vorwürfen. Fürst Metternich

war klüger. Er hatte den Umsturz vorausgesehen, ihn aber für entfernter gehalten.

Viele Anzeichen hatten gezeigt, daß der Mut der Wiener gestiegen sei. Professor Hye hatte gewagt, bei einer öffentlichen Disputation an der Universität die Einverleibung Krakaus vom rechtlichen Standpunkte aus zu erörtern. Bauernfeld brachte im November 1846 ein Lustspiel „Großjährig", gefüllt mit durchsichtigen Anspielungen. Im Jahre 1847 gab es eine bewegte Session des nied.-öst. Landtages; eine noch bewegtere wurde für 1848 in Aussicht gestellt. Am 1. Februar erschien eine neue Zensurverordnung; die Buchhändler richteten eine von Dirnböck verfaßte Petition in Form des Vaterunsers an den Kaiser, die sich gegen die Zensur richtete. Am 6. März verlas Arthaber im Gewerbeverein in Gegenwart des Erzherzogs Franz Carl eine Adresse an den Kaiser, die in wenig verhüllten Worten die Änderung des Regierungssystems verlangte. Noch deutlicher war die am 10. März vom juridisch-politischen Leseverein gebilligte und an mehreren Orten öffentlich zur Unterschrift aufgelegte Adresse an die Stände. Am 11. trug der Oberste Kanzler Graf Inzaghi den Professoren der Universität auf, für die Beruhigung der Aufregung unter den Studenten zu sorgen. An der Universität scheint in diesen Tagen die Burschenschaft Arminia eine Wortführerin gewesen zu sein. Am 12., Sonntags, fand eine Versammlung von Studenten in der Aula statt. Eine Petition an den Kaiser wurde verlesen und unterschrieben; die Professoren Hye und Endlicher sollten sie dem Kaiser überreichen. Das geschah am Abend desselben Tages und am gleichen Abende des 12., bevor noch irgendeine Straßendemonstration stattgefunden hatte, beschloß der Staatsrat die Einberufung ständischer Vertreter zur Beratung der Maßregeln, welche der Augenblick erfordert.

Unterdessen wurde die Garnison konsigniert und die Besatzung der Burg verstärkt (über letztere Tatsache Helfert, Gesch. öst. Revolut., I, S. 237).

In größter Spannung erwartete die Stadt den 13. März als den Tag der Eröffnung der Ständeversammlung. Zufälliger Weise war es der Geburtstag Kaiser Josephs II. —

Sechzehn Jahre war ich alt, im August sollte ich siebzehn werden und ich durfte mich zu den fleißigeren Studenten des zweiten Jahrganges des Polytechnikums zählen. Höhere Mathematik trug Prof. Salomon vor, Heßler Physik und Hönig darstellende Geometrie. Dann und wann zirkulierte unter den Bänken eines der grünen Hefte von Kurandas Grenzboten und sagte uns, daß anderswo manches anders sei als bei uns. Wir fühlten mit Bitterkeit, daß man uns in Deutschland gering schätze und daß wir Grund hätten, unserer Zustände uns zu schämen. Boshafte Witze wurden gern weitergegeben, aber von fremden Führern oder gar von Verschwörern unter uns zu sprechen ist eine Torheit.

Die ganze Stadt war bewegt durch die Vorgänge des 12. an der Universität, und als wir am 13. um 8 Uhr morgens uns im ebenerdigen Ecksaale der vorderen Fronte zur Vorlesung über darstellende Geometrie versammelten, ging von Mund zu Mund das Wort: „Um 9 Uhr zur Universität." Der kleine Professor Hönig kam lange nicht. Dann erschien er, schob verlegen seine Brillen hin und her, und forderte uns in freundlichen Worten eindringlich auf, keine Dummheiten zu machen, fleißig bei den Studien zu bleiben usw. Wir sahen daraus, daß das Schlagwort allgemein verbreitet war, und antworteten dem Professor mit vielstimmigem Vivat und dem Zurufe, wir würden selbst beurteilen, was unsere Pflicht sei.

Bald kam der Vizedirektor Beskiba; er wurde mit Vivatrufen überschüttet, sooft er zu sprechen versuchte, und kam gar nicht zum Worte. Vor neun Uhr ordneten wir uns in den beiden großen Höfen nach Jahrgängen in Reihen zu vier, und dann marschierten wir, die Jüngsten voran, in geschlossenem Zuge zur Universität. Einige stimmten das Gaudeamus an, aber die Stimmung war im allgemeinen eine ernste und entschlossene. Tosender Jubel umbrauste uns, als unsere wohl achthundert oder tausend Mann starke Kolonne auf dem Universitätsplatze eintraf, bald aber lösten sich die Reihen und alle Herzen öffneten sich. Ein unbeschreibliches Gefühl von Brüderlichkeit, von Freiheit und von Vaterlandsliebe, von Begeisterung und von Todesmut durchglühte uns, freilich auch von jener grenzenlosen Überschätzung des sittlichen und intellektuellen Zustandes der Menschheit, welche das goldene Vorrecht der Jugend,

die ethische Pracht einer solchen Bewegung und zugleich ihre Gefahr ist.

Der Menschenstrom, der die Stadt erfüllte, trug mich in die Herrengasse, in den Hof des Landhauses, wo vom Brunnen aus erschütternde Reden gehalten wurden. Ich hörte Fischhofs Rede. Bald darauf stand ich in dem engen (heute sehr erweiterten) Drahtgäßchen, welches vom Judenplatze auf den Hof führt. In diesem Gäßchen befanden sich damals, und noch viele Jahre darnach, zwei sonderbare mit Eisenschienen belegte Ecksteine, der eine fast mannshoch, der andere niedrig. Die Menge drängte gewaltig vom Judenplatze her. In der Enge standen vor uns Mann an Mann Pioniere und so stark drückte die Menge auf uns, daß wir Brust an Brust mit der Mannschaft uns berührten. Vom Hofe her, von jenseits der Pioniere, schallte Schreien und wildes Lärmen herüber. Ich setzte den Fuß auf den niedrigeren der Ecksteine und sofort traf ihn der Kolbenschlag eines Pioniers. Es war nur eine Abschürfung des Schienbeins eingetreten, aber ich war doch gar sehr stolz, als ich das Herabrieseln einiger warmer Blutstropfen verspürte.

Bald darauf hörte man lauten Kommandoruf, die Pioniere rückten ab. Wir gelangten auf den Hof und vernahmen, daß eine starke Abteilung von Kürassieren durch das Andrängen der Volksmenge an und zwischen die Pferde wehrlos gemacht und bei dem Versuche eines Angriffes zerstreut worden sei. Damit war der Zugang zum städtischen Zeughause frei.

Zugleich hörte man ein noch stärkeres Gewirre von Stimmen vom Haidenschuß her und stärkere Bewegung aus derselben Richtung gab sich kund. In der Herrengasse oder Strauchgasse, hieß es, sei geschossen worden. Bei dieser Gelegenheit fand mein lieber Kollege Heinrich Spitzer den Tod, der noch des Morgens in der gleichen Bank mit mir (der vierten links) im Hörsaale für darstellende Geometrie gesessen war.

Von den weiteren Erlebnissen des 13., dann des 14. und 15. März weiß ich nicht mehr zu berichten, als allgemein bekannt ist. Das Gedränge in den Straßen war auch am 14. so groß, daß man fast willenlos fortgeflößt wurde. Kaum konnten die Reiter vorwärtsdringen, die unter endlosem Jubel die Bewilligung

von Preßfreiheit, Konstitution und Nationalgarde verkündeten, und ebenso war es mit der Kutsche, in welcher der Kaiser sich der Bevölkerung zeigte.

Wir erhielten nun Waffen; sofort wurde die Studentenlegion organisiert und sofort wurden wir auch zum öffentlichen Dienste einberufen. Am Morgen des 15. wurde ich in die III. Kompanie des Technikerkorps eingereiht und sogleich wurde die Rotte, der ich angehörte, zur Bewachung der Staats-Zentralkasse im Bancoamte (Singerstraße) befohlen.

Durch drei Stunden der Nacht hatte ich meinen Posten in den Souterrains der Kasse. Die völlige Ruhe und die völlige Finsternis bildeten einen derartigen Gegensatz zu den letzten Ereignissen, daß meine Sinne sich verwirrten und ich alles Lärmen des aufgeregten Volkes, Reden, Kommandorufe, Angstschreie, mit einem Worte alles Erlebte und Gehörte mit der äußersten Deutlichkeit in meiner Nähe zu vernehmen meinte, und daß ich oftmals an die kalte Mauer griff oder meine Muskete fester faßte, um nicht völlig ein Opfer der Sinnestäuschung zu werden.

Die Musketen, die wir erhielten, waren übrigens sehr schwere alte Kommißstücke, beiläufig nach der Art, die man einst in Wien den Kuhfuß nannte, und selbstverständlich mit dem Feuersteinschloß.

Der allmächtige Staatskanzler war gestürzt durch eine fast unblutige Revolution, die alle Kreise aufs höchste überraschte, obwohl sie Gentz schon im Mai 1830 als unabwendbar vorausgesagt hatte.

Am 14. März richtet Metternich noch ein würdiges Schreiben an den König von Preußen und ein zweites an den Kaiser von Rußland. Dann erst entflieht er. Gegen Morgen wird das Fürstl. Liechtensteinsche Schloß Feldsberg erreicht. „Ein Zimmer im Schlosse", so berichtet der Sohn, „ist notdürftig geheizt und mein armer Vater, bevor er ins Bett gebracht werden konnte, legte sich auf ein Sofa, wo wir Kinder ihn mit unseren Mänteln und Shawls bedeckten, um den müden und erstarrten Körper einigermaßen zu erwärmen."

Von hier sendet der alte Fürst ein Dank- und Anerkennungsschreiben an seine Beamten ab und in einem längeren Schreiben an seinen Nachfolger Ficquelmont vom 20. März liest man:

„Mon Cabinet, même mon individualité, ont représenté la puissance autrichienne à l'extérieur, tandis que le vide s'est établi dans l'intérieur.“ In dieses „vide“ ergoß sich die Flut.

Das völlige Versagen der bevorzugten Klassen war nicht das einzige Zeichen der Rückständigkeit. Nach der zweiten Türkenbelagerung, 1683, hatte man sich genötigt gesehen, durch Abtragung und durch Bauverbot einen schußfreien Raum um die Festung, das Glacis, herzustellen. Die Neubauten mußten in größere Entfernung verlegt werden. Im Jahre 1698 wurde der Stadt eine Erweiterung des Burgfriedens zugestanden und der zum Schutze gegen die marodierenden Reiterschwärme der Kurutzen, einer Nachfolge der Türkenkriege, errichtete Linienwall fiel nahe mit der Grenze des Burgfriedens zusammen. Innerhalb dieser Grenze lagen zwischen den bürgerlichen, d. h. unter der Verwaltung Wiens stehenden Vorstädten vielerlei herrschaftliche Güter und Dorfgemeinden, deren selbständige grund- und ortsobrigkeitlichen Rechte nur stückweise von der Stadt eingelöst werden konnten. Diese Einlösung erforderte viel Geld und zog sich durch das ganze XVIII. und einen Teil des XIX. Jahrhunderts hin. Noch im Jahre 1842 wurde die Jurisdiktion für Jägerzeil von Katharina v. Frankl und einem Ehepaar Müller um 180 000 fl. und jene von Hundsthurm von den Seidl-Steinbauerschen Erben um 30 300 fl. eingelöst. Als im Jahre 1848 die Revolution ausbrach, befand sich noch ein guter Teil der heutigen Vorstädte, namentlich von Mariahilf bis Liechtenthal, unter der Gerichtsbarkeit der Patrimonien.

Schwer denkt man sich heute in einen Zustand hinein, in dem der von einer Privatfamilie oder z. B. dem Schottenkloster angestellte Justitiar die Gerichtsbehörde erster Instanz bildete, Rekruten aushob, für die Straßenpolizei zu sorgen hatte usw. Die Sachlage wurde noch dadurch verschärft, daß der Linienwall zugleich die Verzehrungssteuer-Linie bildete, und daß aus diesem Grunde ein immer größerer Teil der ärmeren Bevölkerung sich wegen der größeren Billigkeit der Nahrungsmittel außerhalb der Linie ansiedelte. Dort aber gab es vor jedem Tore der Linie eine oder mehrere selbständige Ortschaften mit ebensovielen Jurisdiktionen. Sie hießen die Vordörfer. Man durfte sich nicht darüber wun-

dern, daß außerhalb der Mariahilfer Linie in den Märztagen 1848 die schwersten Ausschreitungen und Eigentumsverletzungen eintraten.

Die Straßenpolizei bestand, soweit sie überhaupt einheitlich organisiert war, zumeist aus älteren Soldaten von wenig urbanem Benehmen. Sie trugen einen Haselstock als Abzeichen ihrer Würde. Als ihnen nach den Märztagen dieses Emblem genommen wurde, verschwand zugleich ihr Selbstbewußtsein. Auf den Dominien und vor der Linie lag die Straßenpolizei in der Hand des Grundwächters, der bald nur als eine komische Figur in der Posse fortlebte. Eine einigermaßen geordnete und wirksame Straßenpolizei gab es leider in Wien nach den Märztagen überhaupt nicht bis zum Monat Mai. Dieses war die Hauptursache der vielen kleinen Beunruhigungen Wiens, und es konnte keine Straßenpolizei geben, solange man nicht entschlossen war, sich über die Autonomie dieser zahlreichen Ortsteile hinauszusetzen.

Unter solchen Umständen traten neben der weniger zahlreichen Bürgergarde, einem Reste aus früherer Zeit, zwei neue Elemente ins Leben, nämlich die uniformierte Nationalgarde, deren Stärke auf 40000 Mann veranschlagt werden kann, und die akademische Legion, die von etwa 6000 Mann im Laufe des Sommers, hauptsächlich durch die Abreise der Minderbemittelten, auf etwa die Hälfte herabsank.

Die Legion bestand aus fünf Korps, von denen jede weltliche Fakultät der Universität, dann das Polytechnikum und die Akademie der bildenden Künste je eines stellten. Die Korps teilten sich in Kompanien, die im allgemeinen mit den Jahrgängen zusammenfielen. So blieben die Studienkollegen vereint, der Wetteifer wurde erhöht, das Eindringen unwürdiger oder fremder Elemente fast unmöglich gemacht, aber auch jede kleinere Einheit räumlich weit auseinandergestreut.

Ein alter Legionskamerad hat mir einen Tagesbefehl des Hauptmanns Strömmer (Phil. II.) an den Rottenführer Rudolf Hauer vorgelegt, der an 28 Mann mitzuteilen ist. Von diesen wohnen 9 in der inneren Stadt, 15 verteilen sich ziemlich gleichförmig auf Alservorstadt, Josefstadt, Alte Wieden, Landstraße und Leopoldstadt; die Wohnungen der übrigen sind nicht angeführt. Die plötzliche Einberufung der Legion war daher ausgeschlossen. Die Befehle

für Wachdienst usf. mußten am vorhergehenden Tage durch Laufzettel oder durch Anschlag an den Kompanie-Sammelplätzen ausgegeben werden, und flog ein Alarm über die Stadt, wie z. B. mehrmals im Mai, so versammelten sich die Mannschaften im Laufschritte ohne Befehl.

Jede Kompanie wählte zwei Vertreter in das Studentenkomitee; meine Kompanie, T. III, entsendete mich als einen ihrer Vertreter. Die Sitzungen fanden im zweiten Stockwerke des Gebäudes der Aula statt. Es war ein Hörsaal; wir saßen auf Schulbänken.

Bei meinem Eintritte in das Komitee lernte ich zwei Studierende der juridischen Fakultät kennen, die mich erst mit Zuneigung, dann mit Bewunderung erfüllten, nämlich die beiden späteren Minister Julius Glaser und Josef Unger. Unter vielen anderen nenne ich nur noch den um Ungarn hochverdienten nachmaligen Redakteur des Pester Lloyd, Max Falk und den späteren Abgeordneten Carl Hoffer.

Die Ehrungen aller Art, die namentlich in der zweiten Hälfte des Monats März von allen Seiten über die Legion strömten, waren so außerordentlich und so mannigfaltig, daß sie sich jeder Beschreibung entziehen. Kaum verging ein Tag ohne eine begrüßende Deputation oder eine huldigende Ode. Wenn eine Rotte mit ihren wallenden schwarzen Federn über die Straße marschierte, war sie von den grüßenden Zurufen der Bevölkerung begleitet, und in den ersten Tagen galt vielen schon der Händedruck eines Studenten als eine Auszeichnung.

Solche grenzenlose Volkstümlichkeit lehrte, daß die Bevölkerung nicht nur die Teilnahme der Studentenschaft an den letzten Ereignissen anerkannte, sondern sie geradezu als einen der wichtigsten Hebel ansah, und hieraus erwuchs den Studenten die Empfindung, daß sie auch in erster Linie als verantwortlich dafür angesehen würden, daß kein Rückschlag eintrete. Die Legion erschien der Menge als die Verkörperung und die Bürgschaft der neuen Zeit.

Den leitenden Kreisen der Studentenschaft, die zum größeren Teile aus jüngeren Doktoren oder aus Studierenden der letzten Jahrgänge bestand, ergab sich hieraus die Pflicht zu allseitiger Vorsicht, nicht nur gegenüber der Regierung. Spätere Geschichtschreiber haben viel von „fremden Verführern", von „auswärtigen

Meistern der Revolution" gesprochen. Zuerst wollen wir die lächerlichen Denunziationen, die im folgenden Jahre 1849 und noch später laut geworden sind, beiseite schieben. Niemand wird z. B. glauben, daß der junge Giskra eine monatliche Bezahlung von Ledru-Rollin erhalten habe. Man sieht nur, welche Torheiten gemeldet wurden. Dagegen gab es in der Tat einzelne auswärtige oder ortsfremde und auch einzelne heimische Elemente, welche die Bewegung über jene Grenzen hinauszuführen suchten, die das Studentenkomitee sich gesetzt hatte.

Der Begabteste unter diesen war wohl ein Norddeutscher, Dr. Schütte. Sehr mit Unrecht ist z. B. von Helfert behauptet worden, die von Schütte veranstaltete Versammlung im Odeonsale am 14. April habe auf Anregung der Legion stattgefunden. Nicht wenige Studenten, auch ich selbst, waren anwesend, aber wir hielten damals Schütte für eine Leimspindel, oder wie man heute sagt, für einen agent provocateur. Am 17. und 18. April folgten Aufrufe des Magistrates und des Gemeindeausschusses, dann des Gewerbevereins gegen „ausländische Aufwiegler". Schütte wurde auf der Ferdinandsbrücke verhaftet und von Wien abgeschafft. Gegen diesen Vorgang wurde am 19. ein Protest bekanntgemacht, unterfertigt: „Die gesamte akademische Legion". Das war aber nicht die bei dem Studentenkomitee gebräuchliche Form der Ausfertigung und die Quelle dieses Protestes ist mir sehr fraglich. Noch folgten Einsprachen im Namen der „Gesellschaft der Volksfreunde", der Schütte angehörte, aber die Stimmung war gegen ihn und die Einsprachen gingen in den Wind.

Vizepräsident dieser Gesellschaft der Volksfreunde war Dr. Karl Tausenau, ein wohlbeleibter, in Jahren ziemlich vorgerückter Mann, ein hinreißender Redner. Er galt unter uns als ein redlicher Fanatiker. Er erkrankte im Mai, verschwand und soll im Oktober wieder hervorgetreten sein. Ein dritter war ein gewisser Dr. Chaizes (auch Chassé genannt), der jedoch nach seiner ganzen Äußerlichkeit wenig geeignet war, auf Studenten zu wirken. Alle drei gehörten der genannten „Gesellschaft der Volksfreunde" an, und in dieser hat Chaizes die aufmerksamste Hörerschaft für seine radikalen Reden gefunden.

Von diesen drei Genannten war nur Tausenau als Dr. med.

Mitglied der Legion, aber innerhalb der Legion und in inniger Verbindung mit ihr befand sich ein vierter, der Gefährlichste, Pater Fuster, der Religionslehrer an der philosophischen Fakultät. Er war es, der in entscheidenden Stunden Fischhof und den gemäßigten Elementen die ernstesten Schwierigkeiten bereitete. Er hat auch in seiner Selbstbiographie in dieser Beziehung seine Tätigkeit nicht unter den Scheffel gestellt.

Franzosen und Italiener sind meines Erinnerns gar nicht auf dem Schauplatze erschienen. Alle Siege Radetzkys wurden im Gegenteil mit Jubel aufgenommen und von den offenen Werbetischen zogen Tausende von Freiwilligen aus den „enteren Gründen" gegen Süden. Tschechen wurden selten gesehen. Die Ungarn traten immer offen und immer als Ungarn auf. Von der Tätigkeit der Polen wird es nach der Besprechung der Ereignisse des Mai leichter sein sich ein Urteil zu bilden. Vergessen wir dabei nicht, daß bei dem Ausbruche der Revolution in Wien kaum vier Monate seit der Ermordung des Untersuchungsrichters in Krakau verflossen waren, und daß dieser Mord selbst nur eine Nachfolge der grauenvollen Ereignisse von 1846 war.

Der Erwerb war knapp. Angriffe namentlich auf Bäckerläden kamen vor. Mit dem „Niederknallen" war es nichts. Ein anderer Umstand trat hervor. Noch niemals hatte eine Persönlichkeit von höherer Bildung diese Arbeiterbevölkerung mit Teilnahme angesprochen. Jetzt erschienen dort, wo die Not am höchsten und ein Ausbruch am nächsten schien, einzelne Legionäre, kennbar an ihrer Uniform, doch ohne jede Waffe, und sprachen zu ihnen, maßvoll und als mitfühlende Freunde. Sie zeigten ihnen, daß der Niedergang des Broterwerbes zusammenhänge mit dem Kampfe um die politische Freiheit, daß diese letztere für jeden Stand einen Fortschritt bedeute und daß man den schweren Übergang tragen müsse. Und siehe da, die Arbeiter fühlten sich gehoben durch den Appell an ihre Überlegung. Das Fallen der gesellschaftlichen Schranke war ihnen der Beweis des Herankommens einer neuen Zeit. Stud. jur. Willner hatte dabei solche Erfolge erlangt, daß man ihn, eine schöne junge Gestalt mit schwarzem Vollbart, den Arbeiterkönig nannte.

Das galt aber doch nur für die industriellen Arbeiter, denn wenn es auch nichts gab, was der organisierten Arbeiterschaft der Gegenwart vergleichbar wäre, lag doch eine scharfe Grenze zwischen diesen und den ungelernten Taglöhnern, denen aus öffentlichen Mitteln in den späteren Monaten Erwerb bei Erdarbeiten geboten wurde.

Der Begriff des Sozialismus hatte sich in den breiten Massen noch nicht geschieden von dem Begriffe der mechanischen Teilung des Besitzes. Innerhalb der Legion begann eben die Klärung und ein erster Hauch des Bewußtseins sozialer Pflichten war da. Ich erinnere mich nur eines einzigen Kameraden, der uns mit Vorliebe von diesen Dingen, namentlich von Proudhon und seinem Leben sprach. Das war ein schlanker, schwarzhaariger, kränklich aussehender junger Mann, namens Mannheimer. Er war ein schüchterner Doktrinär, der selten hervortrat, und ich zweifle daran, daß er je öffentlich zu Arbeitern gesprochen habe. Der spätere Abgeordnete Violand, der damals in Wien lebte, hat ein Buch geschrieben, in dem die Wiener Bewegung sozialen Ursachen zugeschrieben wurde. Die Anregung ist aber ganz und gar aus intellektuellen Kreisen hervorgegangen; sie war am 13. März eine reine politische Freiheitsbewegung; von gesellschaftlichen Schäden begann man erst viel später zu sprechen.

Erst am 24. Mai ging man ernstlich an die Schaffung einer Straßenpolizei. Bis dahin hatte man aber den guten Einfluß der Studenten auf die Fabrikarbeiter kennen gelernt. Dafür erntete die Legion den schlimmen Dank, daß sie von der wohlhabenden Bürgerschaft und in noch viel höherem Maße in späteren Jahren von übelwollenden Schriftstellern für jeden Straßenunfug verantwortlich gemacht wurde. Aber auch die Nationalgarde war unzufrieden damit, daß sie z. B. bei der einfachsten Balgerei in einem Wirtshause einschreiten sollte. Am 20. April veranlaßte Dr. med. Drexler eine Verwahrung gegen die Verwendung der Garde zu Polizeidiensten und er verlangte eine Munizipalwache. Dann sah man durch kurze Zeit sogenannte Friedensmänner (Konstabler) mit weißen Stäben auf den Straßen, aber sie verstanden es nicht, sich Ansehen zu verschaffen. Ähnliches ereignete sich auch in Berlin; auch dort versagte die Polizei und die Bürgerwehr beklagte sich darüber, daß ihr jeder Krawall zur Last gelegt wurde.

Unter diesen losen Verhältnissen entstand die Sitte der Katzenmusiken. Die ersten waren gegen die Bäcker gerichtet.

Dann kamen Katzenmusiken bei mißliebigen Hausherren, und bei der bekannten Neigung des Wieners, einem Häuflein Neugieriger sich anzufügen, ging oft aus der allergeringfügigsten Ursache, z. B. einer Katze auf dem Dache, ein Zusammenlauf hervor. Dann trat wohl auch der satirische Humor des Wieners zutage. Man extemporierte einige Spottreime, oft mit einem Refrain, der den Namen des Opfers enthielt, und sang sie in einem Gänsemarsch, der in Schlangenlinien unter einem freiwilligen Kommandanten dem Opfer vorgeführt wurde. Freilich muß ich wahrheitsgemäß hinzufügen, daß dieser Gänsemarsch eine alte studentische Sitte ist, und daß zu ihrer Popularisierung sehr wesentlich dadurch beigetragen wurde, daß in dem Schauspiel von Rod. Benedix „Das bemooste Haupt" eine regelrechte Katzenmusik samt Gänsemarsch auf die Bühne des Wiener Theaters gebracht wurde. Der ganze Vorgang war jedoch den Legionären widerwärtig, und in einem Briefe vom 9. April sagt Kudlich, damals stud. jur., er habe geraten, jeden Legionär auszustoßen, der sich an solcher Barbarei beteiligt.

Der Erzbischof war im Volke nicht unbeliebt. Er hatte sich auf seinen Landsitz zurückgezogen und die Fenster seines Palastes waren verschlossen, während ringsum schwarzrotgoldene Fahnen flatterten. Da fiel es einem übermütigen Handwerksburschen ein, an einer der Säulen des Haupttores hinaufzuklettern und auf der Höhe des ersten Stockwerkes auch eine solche Fahne zu befestigen. Das gelang ihm, aber er wagte nicht den Abstieg. Vor den Augen von vielen Hunderten brach er ein Fenster ein und rettete sich durch die Gemächer.

Jeder Unbefangene wird fragen, was ähnliche Vorgänge die akademische Legion kümmern sollten. An der Aula erfuhr man in der Regel die Ereignisse des Abends erst am kommenden Morgen. Bei einer Zusammenrottung vor dem Hause der Liguorianer, die sogar gezwungen wurden ihr Haus zu verlassen, sind nach übereinstimmenden Nachrichten viele Studenten anwesend gewesen, und auf diese Anwesenden fällt ein Teil der Verantwortung. Ich meine aber, daß unter der damaligen Stimmung in solchem Falle auch in mancher anderen Stadt, die keine Legion besaß, ein Zulauf von Studenten glaubhaft gewesen wäre.

Allen diesen verschiedenartigen Gruppen der Wiener Bevölkerung blieb ein besonderes Kennzeichen gemein, nämlich die durch die außerordentlichsten Zwischenfälle nicht zu beirrende treue Anhänglichkeit an den Kaiser. Einzelne Mitglieder des Kaiserhauses, wie Erzherzog Johann, waren äußerst beliebt. Der Kaiser selbst war bekannt als höchst wohlwollend und als krank. Das galt als eine Bürgschaft gegen jede feindselige Absicht und der Groll wendete sich gegen seine Umgebung.

Niemand in Wien zweifelte damals, daß Habsburg die Leitung Deutschlands gebühre. Das bedeutete die schwarzrotgoldene Fahne und durch das Zurücksetzen des Schwarzgelb sollte nicht Österreich zurückgesetzt, sondern die vergangene Zeit bezeichnet werden.

Schon bei den ersten Regungen Wiens hatte sich in Prag am 11. März im Wenzelsbade ein St. Wenzels-Komitee gebildet, das weitgehende Forderungen aufstellte.

Das bedeutungsvollste Aktenstück der Wiener Bewegung war ohne Zweifel das Kaiserliche Patent vom 15. März, welches erklärte, daß wegen Einberufung von Abgeordneten der Provinzialstände in der möglichst kurzen Frist mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes „zum Behufe der von uns beschlossenen Konstitution des Vaterlandes" das Nötige verfügt sei. Ohne allen Zweifel war hiermit eine konstituierende Versammlung in Aussicht gestellt.

Am 16. empfing der Kaiser eine große ungarische Landesdeputation unter Führung des Erzherzogs Stefan. Mein Weg führte mich eben vom Stefansplatze durch die Kärntnerstraße, als Ludwig Kossuth, an der linken Seite der Straße auf einem Tische stehend, eine seiner glühenden Reden hielt.

Am 17. sollten Österreich und Ungarn ihre ersten verantwortlichen Ministerien erhalten. Erzherzog Ludwig blieb an der Seite des Kaisers. Ministerpräsident wurde Graf Kolowrat, folglich gerade jener Staatsmann, dem Metternich die Rückständigkeit der inneren Verhältnisse zuschrieb. Von den Ministern nenne ich Kübeck (Finanzen, der aber krank war und nicht ins Amt trat), Pillersdorf (Inneres) und Ficquelmont (Äußeres). Erzherzog Stefan wurde zum Palatin ernannt; Graf Batthyány war Ministerpräsident für Ungarn; unter den von Batthyány zu Ministern vor-

geschlagenen befanden sich Deak, Eötvös, Stefan Széchényi und Kossuth. — In Krakau wurden die politischen Gefangenen freigelassen.

Am 18. traten die Polen mit einer Adresse an die Krone hervor, die nationale Sonderrechte verlangte.

Während in Venedig die politischen Gefangenen freigelassen wurden, brach in Mailand der Aufstand aus. Der Vizepräsident der Regierung, Graf O'Donell, wurde von den Mailändern gefangen gesetzt und Radetzky eröffnete vom Kastell aus einen blutigen Straßenkampf, der erst am 22. und 23. mit dem Abzuge Radetzkys aus Mailand endete.

Unterdessen wurde am 20. in Wien eine umfassende Amnestie erlassen. Am 22. erschien eine große Deputation aus Böhmen vor dem Kaiser, um die Wünsche des Landes vorzutragen; sie erlangte nur unbestimmte Zusagen. Am 23. überschritt während Radetzkys Rückzug der König Carl Albert den Tessin; am selben Tage wurde Jelačič zum Banus von Kroatien ernannt.

Am 28. hatte der Staatsrat beschlossen, den Anträgen Batthyánys gegenüber die Errichtung selbständiger Ministerien des Äußeren, des Krieges und der Finanzen die Zustimmung zu versagen. Als Erzherzog Stefan die Nachricht am 29. an den Landtag in Preßburg brachte, entstand großer Tumult. Batthyány und alle Minister demissionierten; Alarm wurde getrommelt; man rief zu den Waffen, wollte den Landsturm aufrufen und die Losreißung Ungarns proklamieren; das Königliche Reskript wurde öffentlich verbrannt. Die Nachricht gelangte nach Wien; am 30. entschied sich der Staatsrat unter dem Eindrucke der schlechten Nachrichten, die aus allen Richtungen einliefen, zur Nachgiebigkeit, um wenigstens in Ungarn den Frieden zu erhalten. Zur selben Zeit war es dem Erzherzog Stefan gelungen, in Preßburg einige Beruhigung zu erzielen, und als er am späten Abend in Wien eintraf, um das günstige Ergebnis zu melden, mußte er hören, daß der Staatsrat bereits zurückgewichen sei. Die Folge war ein Königliches Reskript mit vielen Vorbehalten.

Ein weiterer Angriff auf den Zusammenhang des Reiches ging zur gleichen Zeit von Prag aus. Der Oberstburggraf Rud. Stadion hatte nach der Wahl eines Bürgerausschusses am 29. März ver-

langt, daß sich das Wenzelskomitee auflöse. Die Folge war genau dieselbe, welche später unter ähnlichen Umständen in Wien eintraf, eine große stürmische Versammlung, Sturmpetition, Nachgeben der Regierungsorgane. Eine neue Deputation ging nach Wien. Am 6. April wurde Rud. Stadion entlassen und der spätere Thronfolger Erzherzog Franz Joseph zum Statthalter von Böhmen ernannt. Am 8. wurden alle weiteren Forderungen bewilligt, namentlich die Errichtung selbständiger Zentralbehörden in Prag. Nur die Vereinigung Böhmens mit Mähren und Schlesien wurde offen gelassen und vertagt. Erzherzog Franz Joseph ging nicht nach Böhmen, sondern an den italienischen Kriegsschauplatz.

Der dritte Angriff kam von Lemberg und Krakau. Am selben 6. April erschien vor dem Kaiser eine zahlreiche polnische Abordnung unter Führung der Fürsten Georg Lubomirski und Stanisl. Jablonowski. Sie begehrte ein provisorisches Nationalkomitee, eine Nationalversammlung und ein nationales Kriegsheer. Von der Burg zog sie in die Aula, und tief war der Eindruck auf uns Studenten, als diese Männer aller Stände, Fürsten, Domherr und Rabbiner, Landmann und Jude, kamen, um Freiheit und um im Namen der Geschichte die Wiederherstellung ihres Vaterlandes zu verlangen oder doch vorzubereiten. Wo sind denn unsere Fürsten und Domherren, frugen wir uns, und bedarf es wirklich so furchtbarer Schläge, um eine Nation einig zu machen?

Freilich traten diese sympathischen Regungen in den Hintergrund, als wenige Tage darauf in den mir näher stehenden Gruppen der Legion ein Bogen in Umlauf kam, auf dem Freiwillige für einen Krieg gegen Rußland sich unterzeichnen sollten; denn wenn wir auch bei dem damaligen Zustande der Presse nur unklare und unzuverlässige Nachricht von den Schwierigkeiten in den außerdeutschen Teilen des Reiches hatten, fühlte doch jeder, daß ihre Vermehrung nicht unsere Aufgabe sei.

Die Aula war ruhig; sie fuhr fort, die niemals gesuchten Huldigungen zu empfangen, als während den eben angeführten Ereignissen ein Zwischenfall eintrat, der sie noch mehr in den Vordergrund schob.

Die einflußreiche Rolle, die der juridisch-politische Leseverein an

dem Umschwunge der Dinge genommen hatte, ist bereits erwähnt worden. Hier vereinigten sich viele staatsmännische Talente. Ungeachtet aller Schwierigkeiten dachte die Regierung sofort an die Herstellung eines Preßgesetzes. Hervorragende Mitglieder des Lesevereins, Hye, Stubenrauch, Alex. Bach und J. N. Berger, wurden von der Regierung der Kommission beigezogen.

Nicht „unfertige Jungen" und nicht das „vorlaute Eingreifen der Studentenschaft", wie Helfert sagt, sondern ein von der Regierung als Fachmann beigezogenes Mitglied der Kommission selbst, Dr. J. N. Berger, eröffnete, und zwar schon vor dem allgemeinen Bekanntwerden des Entwurfes, den Angriff auf diesen mit einer Flugschrift: „Die Preßfreiheit und das Preßgesetz". Der Umschlag trägt die Aufschrift: „Ausgegeben am 23. März 1848". Eine Woche hatte also seit dem 15. März hingereicht, um die Kommission einzuberufen, den Entwurf des Gesetzes und auch diese Flugschrift fertigzustellen.

Berger verlangte den Urteilspruch von Geschwornen, wandte sich aber vor allem gegen die Anwendung der aus dem Jahre 1803 stammenden Bestimmungen des Strafgesetzbuches über den Hochverrat und gegen § 57, I: „Wer boshafterweise andern Mitbürgern durch Reden, schriftliche oder bildliche Darstellungen solche Gesinnungen einzuflößen sucht, woraus Abneigung gegen die Regierungsform, Staatsverwaltung oder Landesverfassung entstehen kann, begeht das Verbrechen der Störung der öffentlichen Ruhe."

Am 31. März wurde der Entwurf als provisorische Verordnung kundgemacht. Den Angriffen Bergers folgend war wohl die Gefahr des § 57, I beseitigt worden, aber eine klare Definition für Hochverrat, begangen durch die Presse, und das Schwurgericht fehlten. Die Aufnahme der Verordnung war in juridischen Kreisen eine schlechte. Da unternahm es Professor Hye unaufgefordert, in der Aula am 1. April einen „aufklärenden Vortrag" zu halten.

Hye war ein berühmter Lehrer, ein ausgezeichneter, allerdings einer älteren Schule angehörender Jurist, lebensvoll in seinen Bewegungen, dabei beredt, voll persönlichen Mutes, aber durch eben diese Eigenschaften zu Übereilungen geneigt. Durch sein Verhalten während der Märztage war er populär geworden, er überschätzte jedoch seinen Einfluß. Nach seinem Vortrage entgegneten ihm der

Kommandant des Juristenkorps, stud. Schneider, dann Dr. Giskra, Kuranda und Schuselka. Hye, immer loyal, beugte sich vor den Argumenten seiner Gegner und gab die Verteidigung auf. Später, im Mai, wurde durch eine zweite Verordnung den lautgewordenen Bedenken Rechnung getragen.

Diese Niederlage vor der versammelten Studentenschaft hat nicht nur Hye, sondern auch dem juridisch-politischen Leseverein einen guten Teil ihrer Autorität geraubt. Das bedeutete die Schwächung eines wichtigen mäßigenden Elementes. Die Schuld daran trug die Scheu der alten Behörden, herzhaft in die neuen Bahnen einzutreten, obwohl, wie Berger in einer zweiten Schrift bezeugt, sowohl der Referent der Regierung, Hofrat Pederzani, als auch Hye und Bach neben Berger in der Kommission den freisinnigen Standpunkt vertreten hatten.

Inmitten dieser Vorfälle übergab Erzherzog Ludwig den Vorsitz im Staatsrate an Erzherzog Franz Karl; am 4. April zogen er und Kolowrat sich gänzlich zurück. Graf Ficquelmont übernahm das Präsidium im Ministerrate, und der Minister des Inneren, Freiherr v. Pillersdorf, trat in den Vordergrund. Am 28. März hatte der Landmarschall von Nieder-Österreich, Graf Montecuccoli, alle Ständeversammlungen des Reiches eingeladen, für den 10. April je vier Abgeordnete nach Wien zu schicken, um im Sinne des Patentes vom 15. März Beratung zu pflegen. Die Einladung lautete nur auf ständische und Gemeinde-Reformen, aber die Referenten Bach und Kleyle befaßten sich hauptsächlich mit der Vorlage einer Reichsverfassung (Pollak in Helfert, Gesch. II, S. 300).

Zugleich traten in Deutschland Ereignisse ein, die von Einfluß auf diese Beratungen gewesen sind.

Am 1. April beschloß das Vorparlament in der Frankfurter Paulskirche über Gagern's Antrag, daß „die künftige Verfassung von Deutschland einzig und allein, ohne jede Zustimmung der Regierungen, der vom Volke erwählten Nationalversammlung zu überlassen ... sei". Weiter fügte sich der Bundesrat am 7. April dem Beschlusse des Vorparlamentes, daß für diese Wahl „aller Wahlzensus und aller Unterschied von Ständen wegfallen", d. h. das gleiche und allgemeine Wahlrecht gelten solle.

Ficquelmont hat (Aufklärungen, S. 55ff.) die schwere Verlegenheit beschrieben, die hierdurch für die österreichische Regierung entstand, welche einerseits sich nicht aus Deutschland verdrängen lassen durfte und andrerseits gegen die Aufnahme dieses Grundsatzes in die eigene, neu zu schaffende Verfassung sich sträubte. Man mußte sich sofort entscheiden. Eine Allerhöchste Entschließung vom 17. April gestand für Frankfurt das gleiche und allgemeine Stimmrecht zu.

Am 10. hatten sich, der Einladung entsprechend, bei Montecuccoli etwa dreißig bis vierzig ständische Vertreter eingefunden. Nicht nur Ungarn und Lombardo-Venetien, sondern auch Galizien und Böhmen fehlten. Noch am 8. hatte Pillersdorf der Deputation aus Böhmen die Konstituante zugesagt; am 12. erfuhren die ständischen Vertreter mit Erstaunen, daß die Absicht bestehe, eine Verfassung zu oktroyieren.

Das war ein Wortbruch gegenüber der Zusage vom 15. März. Pillersdorf, dem als Minister des Inneren in erster Linie die Verantwortung zufiel, berief sich für die Oktroyierung auf die notwendige Eile und auf das Bedürfnis nach Ruhe. In der Tat war in diesen Tagen die Niedergeschlagenheit in Wien so groß, und waren die Nachrichten aus Italien so verzweifelt, daß eine Versammlung des Gewerbevereins vorbereitet wurde, in welcher der Verzicht auf Italien angeraten werden sollte.

Ein Gemeindeausschuß war in Wirksamkeit getreten, aber der Unfug auf den Straßen dauerte an. Am 6. April fand die erwähnte Demonstration gegen die Liguorianer statt; am 14. war die Versammlung im Odeon, der die Verhaftung Schüttes folgte.

Der Geburtstag des Kaisers am 19. fiel in die Karwoche. Seine Feier wurde deshalb auf den 25., den Dienstag nach Ostern, verlegt. An diesem Tage wurde, gleichsam im Lichte des dynastischen Festes, die oktroyierte Verfassung kundgegeben. Die Bevölkerung nahm sie als ein Friedenszeichen mit Jubel auf. Der Tag wurde zu einem wahren Festtage und der erste Erfolg war ganz für Pillersdorf.

Eine große, gemeinsame Parade der Garnison, Bürgerwehr, Nationalgarde und Legion fand statt, und so lebhaft war die

Begrüßung der kaiserlichen Truppen durch das allgemeine Vivatrufen der anderen bewaffneten Körper, daß der Kommandant, F.-M.-L. Graf Auersperg, eine besondere Danksagung veröffentlichte. Fackelzug und Illuminationen schlossen den Abend.

Am nächsten Tage, den 26., erschien ein an den Minister des Inneren gerichtetes Dankschreiben des Kaisers, das mit den Worten beginnt: „Den gestrigen Tag werde Ich stets zu denjenigen zählen, an welchen die Vorsehung Meinem Herzen die wohltuendsten Eindrücke und die freudigsten Empfindungen geschenkt hat."

In späteren Jahren hat man Pillersdorf schwere Vorwürfe darüber gemacht, daß er den Kaiser in solcher Weise zu Rebellen sprechen ließ, und doch war es begreiflich, daß er diesen schönen Schritt zum Frieden aufs freudigste begrüßte. Der Hof, die Armee und ganz Wien waren einig, aber freilich fehlte oder schwieg gerade jene Schicht, welche durch die neuen Verhältnisse in ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihren Privilegien und ihrem Vermögen am tiefsten bedroht war, nämlich der Adel.

In derselben Stunde, in welcher der Kaiser den Wienern dankte, brach in Krakau ein schweres Gewitter los.

Aus Paris waren Scharen von Emigranten herbeigekommen. Am 24. April hatte man an der Grenze einen Transport von Waffen und Pulver angehalten. Als der Hofkommissar Baron Krieg an dieser Grenze schärfere Maßregeln verfügte, setzte ihn die Menge in Krakau gefangen. Der Kommandant Graf Castiglione beschoß am 26. die Stadt. Sie kapitulierte. Die Waffen wurden abgeliefert, die Barrikaden wurden entfernt und die Emigranten mußten Krakau verlassen. Viele wandten sich nach Posen, das noch in Aufruhr war, aber als ihre Zahl zu groß wurde, verweigerten die preußischen Grenzbehörden den Eintritt.

Am 27., bevor noch die Nachricht von der Beschießung Krakaus eingetroffen sein konnte, erhob die polnische Deputation in Wien Protest gegen die neue Verfassung, weil sie auch Galizien umfasse, dem die selbständige Bewilligung von Steuern und Rekruten zukomme. Von dieser Zeit an treten deutlicher als bisher polnische Elemente in den Bewegungen Wiens hervor.

Ich will einen Vorfall, welcher der Legion besonders viel Gehässigkeit zutrug, etwas ausführlicher besprechen.

Der Ministerpräsident und Minister des Äußeren, Graf Ficquelmont, hatte eine Enkelin des Feldmarschalls Prinz Kutusoff-Smolensky zur Frau; ihr Vater, Graf Tiesenhausen, war bei Austerlitz gefallen. Ihre Schwester war Hoffräulein der Kaiserin von Rußland. Man warf Ficquelmont vor, daß er russische Politik treibe. In Wien wurde Obolensky als der Name des Verbreiters eines sonderbaren Gerüchtes genannt[1]), das auch in einem radikalen Wiener Blatte „Die Constitution" erzählt wurde. Diesem zufolge hätte der Zar dem Hoffräulein Gräfin Tyssʒenhausen einen Anteil an einem sibirischen Goldsandlager geschenkt, für den ein Angebot von sieben Millionen Rubel vorlag. Auf diese Weise sollte der Minister Ficquelmont bestochen sein. Die abweichende Schreibart des Namens Tiesenhausen war für Ficquelmont der Nachweis, daß der Wiener Zeitungsartikel polnischen Ursprunges sei.

Die berufenen Kreise schwiegen; das Gerücht faßte daher in der aufgeregten Stadt Wurzel und wurde am 2. und 3. Mai zum Ausgangspunkte bedauerlicher Vorgänge. Ich will bei ihrer Darstellung nur die Schilderungen des beleidigten Teiles benutzen, und zwar eine vom Grafen Ficquelmont selbst gegebene Schilderung in der Allg. österr. Zeitung vom 6. Mai (auch abgedruckt in seinen „Aufklärungen" S. 120—130), eine neuerliche Schilderung von derselben Hand aus Teplitz, November 1849 (Aufklär. S. 113—119) und Briefe der Gräfin, namentlich jenen vom 4. Mai.

Am Abend des 2. Mai begann in der Landhausgasse eine lärmende Katzenmusik. Ein polnischer Student, als solcher kennbar an seinem Äußeren und seinem Dialekt, bestieg einen Eckstein. Morgen, sagte er, kommen wir wieder, zahlreicher und immer zahlreicher, bis der Graf Ficquelmont abdankt.

Am 3. Mai brachte der Minister den Vorfall zur Kenntnis des Ministerrates. Das Lubomirskische Palais auf der Bastei scheine ein Mittelpunkt der Agitation zu sein; Vorsichtsmaßregeln seien

1) L. Graf Ficquelmont, Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848, Leipzig 1850, S. 102; Comte F. de Sonis, Lettres du Comte et de la Comtesse de Ficquelmont à la Comtesse Tiesenhausen, Paris 1911, p. 156.

zu treffen. Graf Ficquelmont bat jedoch, keine Truppen zu schicken, da dies möglicherweise Blutvergießen herbeiführen könnte.

Gegen 9 Uhr abends wurde dem Minister in der Staatskanzlei gemeldet, die Straßen seien von Tausenden lärmender Menschen gefüllt. Nicht Straßenjungen seien es, sondern Mitglieder der Legion, der Nationalgarde und der Arbeiterklasse. Sie seien geordnet, bewegten sich auf Kommando von Ort zu Ort und dabei werde ein Spottlied gesungen mit dem Refrain: „Ficquelmont".

Gegen 10 Uhr dringt eine Gruppe von Studenten in die Wohnung der Tochter, Fürstin Clary, die sich in gesegneten Umständen befindet. Sie suchen Ficquelmont und entfernen sich, um ihn an einem anderen Orte zu suchen. Zugleich geben sie den anwesenden Damen das Wort, daß ihnen nichts zuleid getan werde.

Bald darauf, zwischen 10 und 11 Uhr, erscheint der Stadtkommandant, General Sardagna, in der Staatskanzlei bei dem Minister. Er berichtet, er sei durch alle Volkshaufen gegangen; er habe sehr viele Nationalgardisten, doch ohne Feuergewehr, getroffen und habe sie ermahnt, nicht an solchem Unfuge teilzunehmen. Sie versicherten, daß keine Exzesse vorkommen würden, daß die Bürger und das Volk nichts anderes wollen, als den Rücktritt des Ministers Ficquelmont, denn er verrate das Vaterland. Der General Sardagna sagte dem Minister weiter, es sei ihm bekannt, daß diese Meinung ziemlich allgemein in der Nationalgarde verbreitet worden sei, und es ihm daher nicht rätlich scheine, die Garde gegen das Volk zu verwenden. Eine Abteilung Militär sei auf dem nahen Josephsplatze bereitgestellt. Mehr könne er ohne höheren Befehl nicht veranlassen. Es sei seine Pflicht, hiervon Kenntnis zu geben und zu fragen, ob der Minister den Befehl geben wolle, einige Truppenabteilungen zu beordern.

Der Minister antwortete, er sei um so weniger zu einem solchen Befehle berechtigt, als es sich um seine eigne Person handle. Der Minister des Inneren sei zunächst berufen, für Herstellung der Ordnung zu sorgen. „Der Herr General Sardagna", fügt Graf Ficquelmont bei, „ist die einzige Person gewesen, die sich amtlich um mich bekümmerte."

Nach 11 Uhr verlangte die Menge stürmisch die Zulassung einer Abordnung. Bald erschienen 12 bis 16 „mit Seitengewehren

bewaffnete junge Leute, deren Alter und Anzug sie als Studenten bezeichnete". Graf Ficquelmont, sagten sie, werde laut des Landesverrats angeklagt; dennoch schweige er. Er müsse abdanken. Der Minister erwiderte, er könne und werde seine Stelle nur in die Hände S. Majestät niederlegen. Auf die Frage, ob er sich für die Folgen dieser Erklärung verantwortlich erkläre, war seine Antwort: Ja.

Es war $^1/_2$1 Uhr morgens. Die Abordnung entfernte sich, aber mehrere kehrten zurück und verlangten eine schriftliche Erklärung. Graf Ficquelmont verweigerte sie. Sie entfernten sich und der Minister folgte ihnen. Innerhalb des geschlossenen Haustores standen einige von ihnen und boten sich an, den Minister in ihre Mitte zu nehmen und ihn durch die Menge zu führen, wohin er wolle. So gelangte er in das Haus der Fürstin Clary.

Dort hörte man bald auf der Treppe Lärm und Worte der wildesten Roheit. Die Personen waren dem Minister von den Auftritten in der Staatskanzlei her bekannt. Es waren fanatische Revolutionäre; die Gräfin meinte durch einige Augenblicke, daß sie nicht lebend aus dieser Gruppe gelangen würden. Sie verlangten für die Demission das Ehrenwort. Der Minister erklärte sein gegebenes Versprechen gleich einem Ehrenworte.

Ein Student rief der Menge zu, Frau und Tochter seien in Furcht; man möge sie schonen. Ich danke, sagte Ficquelmont, aber ich bitte zu glauben, daß meine Frau und Tochter ruhig sind und sich nicht fürchten. Darauf Applaus und Bravo aus der Menge, die sich ruhig entfernt.

Als der Minister in die eigene Wohnung zurückgekehrt war, traf er dort Nationalgarden, die sich freiwillig eingefunden hatten, um die Zimmer vor Plünderung zu schützen. Später, als alles vorüber war, rückte eine Abteilung bewaffneter Nationalgarde auf den Platz. Ficquelmont argwöhnte eine absichtlich verspätete Einberufung.

Die angeführten Einzelheiten, bei deren Aufzählung, wie gesagt, nur die Berichte des Grafen und der Gräfin Ficquelmont selbst benutzt sind, lassen manche Frage offen.

Ein Urteil über die persönliche Haltung des Ministers mag ausgeschlossen bleiben und ebenso die Frage, warum dem ver-

leumderischen Vorwurfe nicht wenigstens in letzter Stunde mit niederschmetterndem Ernste entgegengetreten worden ist. Die Bewegungen der Spottlieder singenden und auf Kommando marschierenden Massen hielt der in exklusiven Kreisen aufgewachsene Diplomat für „einen Versuch im Großen, um die Kräfte zu prüfen, die man zu seiner Verfügung hatte", während es doch höchstwahrscheinlich nur die leider bei Katzenmusiken häufig gewordene Form des Gänsemarsches war. Aber aus welchem Grunde wurde nicht ein Bote durch die johlende Menge, die jedermann frei passieren ließ, in das Ministerium des Inneren gesendet?

„Nicht vor dem Volke weiche ich zurück, sondern vor der Regierung, die mich seit dem 2. Abend preisgegeben hatte", schrieb Ficquelmont. Aber aus welchem Grunde ist diese Preisgebung erfolgt?

Deutlicher ist die Antwort auf die Frage nach den Anregern dieser politischen Missetat, die eine Katzenmusik in mehrfachen Hausfriedensbruch ausarten ließen und schließlich durch Terrorismus den Minister aus dem Amte drängten.

Schon der Gegensatz zwischen der Roheit in den Zimmern und der Artigkeit in den Rufen von der Straße, der sich in den letzten Minuten kundgab, deutet auf die Anwesenheit verschiedener sozialer Stände. Ficquelmont weist offen auf das Lubomirskische Haus. Die Gräfin sagt, man habe gute Hoffnung auf Herstellung der Ordnung gehabt, aber seit den letzten Ereignissen in Krakau seien die Polen erzürnt und wenden alle Mittel an, um einen Umsturz herbeizuführen. Am 8. Mai schreibt sie, es sei ganz notorisch, daß die Demonstration von den Polen veranlaßt wurde. Am 5. Juni schreibt Ficquelmont selbst, es sei erwiesen, daß die Bewegung keine Wurzel in Wien hatte, sie sei polnisch gewesen.

Eine spätere Schrift Pillersdorfs hat nicht viel Licht gebracht. Auf die Aufforderung, Fremde aus der Stadt zu weisen, wird erwidert, es handle sich nicht um Fremde, sondern um Angehörige des eigenen Staates. Fügen wir hinzu, daß Fürst Georg Lubomirski, damals an der Spitze der großen Deputation, gleichsam als der Vertreter der österreichischen Polen in Wien anwesend war.

Wir werden sehen, ob andere Vorfälle nach einer ähnlichen Richtung weisen.

Wenige Tage später sollte eine weitere Niederlage des Grafen Ficquelmont folgen. Die italienischen Angelegenheiten waren sehr schlecht gestanden; er hatte Verhandlungen eingeleitet, welche die Abtretung großer Teile Oberitaliens zum Ziele hatten. Am 6. Mai durchhieb Radetzky in der glorreichen Schlacht bei S. Lucia alle ähnlichen Pläne.

Die Aufmerksamkeit des Studentenkomitees war in diesen Tagen ganz anderen Dingen zugewendet. Man warf ihm ernstlich vor, daß es die Oktroyierung der Verfassung vom 25. April geduldet habe, während doch am 15. März eine Konstituante zugesagt worden war, daneben fehlten aber auch nicht gemäßigte Stimmen, die das Ruhebedürfnis der Stadt anerkannten. Ein Mittelweg wurde eingeschlagen. Eine Petition wurde abgefaßt, die sich für Aufhebung des Zensus für die zweite Kammer, für eine wesentlich geänderte Zusammensetzung der ersten Kammer, endlich für Schaffung eines Arbeitsministeriums aussprach.

Von diesen Punkten war 1. in der Allerhöchsten Entschließung vom 17. April (für Frankfurt) begründet, die Genehmigung von 3. war gesichert; Punkt 2 war neu und sollte als Ersatz für die fehlende Konstituante gelten.

Am 5. Mai ging die Petition an das Ministerium des Inneren ab. An die Arbeiter erließ der Ausschuß eine Aufforderung, jede Zusammenrottung und jeden gewaltsamen Schritt zu vermeiden. Eine Petition der Nationalgarde und des Bürgerkorps vom folgenden Tage wich nur in betreff der Wünsche für die erste Kammer (Punkt 2) von jener des Studentenkomitees ab.

Diese Bitten hätten eine sachliche Erörterung um so mehr zugelassen, als die Stimmung der Stadt ruhig war. Die Episode Ficquelmont in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai blieb ein vereinzelter, fast möchte man sagen ein exotischer Zwischenfall. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai brachte die Nationalgarde dem Minister des Inneren, Freiherrn v. Pillersdorf, eine Serenade vor seiner Wohnung (Graben, Trattnerhof), und wie wenig die Legion stürmische Tage vorhersah, ergibt sich aus einem vor mir liegenden Briefe, den ich am 11. Mai aus Graz an meinen Vater gerichtet habe.

Die Stadt Graz hatte die Legion zu einem Besuche geladen. Am Nachmittage des 10. Mai verließen wir, etwa 1100 Mann stark, Wien. Die Semmeringbahn bestand noch nicht. Einer riesigen Schlange gleich bewegte sich in sternheller Nacht unter heiteren Gesängen unser Zug über die Serpentinen der Poststraße. In Graz erwartete uns festlicher Empfang und am 11. wurde unsere Zahl mit den Nachzüglern auf etwa 1500 geschätzt. Wenn man Schwierigkeiten vermutet hätte, würde nicht ein so großer Teil der Legion sich entfernt haben.

Am 13. und 14. kehrten wir zurück.

Die Beratungen der Garde und der Legion über diese Petition hatten zur Bildung eines gemeinschaftlichen Zentralkomitees geführt, das zwar die angeführten Bitten vertreten, aber nicht über ihren Inhalt hinausgehen sollte. Das Mitglied der im Vorjahre gebildeten Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, v. Arneth (Vater) und viele andere bekannte Persönlichkeiten gehörten ihm an. Das konservative Element war sehr überwiegend. Die Konstituierung erfolgte am 10. Mai. Der 11. brachte Pillersdorfs Wahlordnung; sie entsprach nicht den Petitionen.

Das Zentralkomitee war ohne die Zustimmung des Kommandanten der Nationalgarde, F.-M.-L. Graf Hoyos, entstanden. Er hatte einen Tagesbefehl vorbereitet, der hervorhob, daß die bewaffnete Macht nicht zugleich die beratende und gesetzgebende sein könne. Dabei wurde die Zuversicht ausgesprochen, daß die Garde sich nicht mehr an diesen unkonstitutionellen Versammlungen beteiligen werde.

Eine Abordnung eilte zu Pillersdorf und stellte ihm vor, daß die Veröffentlichung dieses Tagesbefehles, d. i. die Auflösung des Komitees, neue Unruhen hervorrufen würde. Pillersdorf wollte vermitteln. Hoyos verweigerte als Soldat den Rückzug. Endlich kam man überein, daß die Veröffentlichung unterbleibe, das Komitee aber sich freiwillig auflöse. Das wäre die friedliche Lösung gewesen; dazu ist es nicht gekommen. Ein Mitglied der neuerlich bei Pillersdorf erschienenen Deputation berichtet, es sei von einem der Anwesenden Einsprache gegen die Selbstauflösung erhoben worden. Darauf habe sich Hoyos mit den Worten entfernt: „Ich gehe, den Tagesbefehl zu versenden" (Reschauer-Smets, II, 175). Das war der entscheidende Schritt. Aus den Briefen der Tochter Pillersdorfs,

Baronesse Marie, durch deren Veröffentlichung Helfert manches neue Licht in diese Ereignisse gebracht hat, ergibt sich, daß der Einsprucherhebende der Hofrat Baron Joh. Dercsényi gewesen ist.

Hier handelt es sich daher nicht um polnische Emigranten oder um verführte Studenten, sondern um einen Streit zwischen einem k. k. Feldmarschalleutnant und einem k. k. Hofrat bei der Allgemeinen Hofkammer. Pillersdorf selbst schrieb ein Jahr später in seinen „Rückblicken" (S. 42), daß Dunkel darüber herrsche, wieso unter den gegebenen Umständen der Tagesbefehl dennoch erlassen wurde.

Genug, der Tagesbefehl erschien, und die Folgen blieben nicht aus.

In der Nacht vom 14. auf den 15. befand sich die ganze Stadt im Fieber. Am frühen Morgen des 15. rückte die Garnison auf das Glacis. Für Garde und Legion wurde in allen Teilen der Stadt Alarm geschlagen.

Der Ministerrat versammelte sich nicht in den gewohnten Räumen, sondern in der Kaiserlichen Burg. Die weiteren Ereignisse folgten bei der Unschlüssigkeit der leitenden Kreise ganz der Regel der sybillinischen Bücher.

Am Morgen des 15. hätte wahrscheinlich die Zurücknahme des Tagesbefehls noch zur Herstellung der Ruhe genügt. Jede Stunde des Zuwartens steigerte aber die Glühhitze an der Aula, welche angefacht wurde durch den lauten Beifall fast der ganzen Stadt. Nun erst ging man auf den Inhalt der Petitionen ein. Nun wurde nicht nur die Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht wie für Frankfurt aufgegriffen. Im Laufe des Tages kam dazu jene nach einer Konstituante, und als Stunde auf Stunde in leeren Verhandlungen dahinging, begehrte man nicht mehr eine abgeänderte Zusammensetzung der ersten Kammer, sondern ihre Auflösung.

Der Abend kam heran. Unbestimmte Gerüchte flatterten hin und her. Trommelwirbel. Die Legion tritt in Reih' und Glied, und unter endlosen Zurufen aus allen Fenstern und dem Anschlusse großer Abteilungen der Garde zieht die tosende Sturzwelle von Menschen über den Graben zum Kohlmarkt. Deputationen schreiten zum Ministerrate in die Burg. Der führende Redner ist der spätere Minister des Innern, der feurige junge Dr. Giskra.

Den militärischen Befehlshabern war es unmöglich, in der unmittelbaren Nähe des kranken Kaisers ein blutiges Gefecht von

höchst ungewissem Ausgange zu veranlassen. Alles wurde bewilligt, auch ein Recht der Nationalgarde, die Wachen an den Stadttoren und in der Burg fortan gemeinschaftlich mit dem Militär zu besetzen, wie das übrigens schon in einer Petition vom 5. April als eine Ehre erbeten worden war und auch in Berlin galt.

Am Morgen des 16. verkündete ein Maueranschlag der Regierung diese Zugeständnisse. —

Ein sehr unbefangener Zeuge, Heinrich Laube, der sich in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai vor Pillersdorfs Wohnung befand, erzählt von Gruppen, die französisch sprachen, besonders in französisch-polnischer Ausdrucksweise, und die bemüht waren, die Unruhe der Menge zu vermehren. Baronesse Pillersdorf schreibt am 16. Mai, das polnische Regiment Nugent werde seit einem Monate von der Fürstin Marceline Czartoriska besoldet und habe längst mit den Studenten Gemeinschaft geschlossen. Freilich schreibt sie am 18., das Regiment Nugent bestehe aus Rußniaken (Ruthenen), sei treu geblieben und habe die Unterhändler mit Schimpf und Schande davongejagt. Ferner sollte jene „liebenswürdige, bestechende Fürstin" nicht Marceline (geb. Radzivill), sondern eine ganz andere gewesen sein. Wer war diese ganz andere? Noch zwei Jahre später, am 14. Mai 1850, schreibt Gräfin Ficquelmont, sie habe der Fürstin Marceline Czartoriska einen Empfehlungsbrief verweigert; diese junge Dame könne nicht nach Wien zurück, da sie sich 1848 politisch kompromittiert habe.

Das Bild des 14. und 15. Mai ist daher folgendes. Zuerst ein Streit um die Frage ob das Komitee sich freiwillig auflösen soll, wozu es bereit ist, oder über Befehl des Kommandanten. Der Kommandant gibt nicht nach. Am 15. Ausrückung der Garnison; Alarm in der Stadt. Dann Unschlüssigkeit der Machthaber; stufenweise Steigerung der Forderungen. Sturmpetition. Kapitulation der Regierung. Spuren polnischer Elemente, welche die Temperatur der Massen zu erhöhen suchen.

Am Morgen des 16. Mai wurden, wie gesagt, die Zugeständnisse des stürmischen Vortages durch Maueranschlag bekannt gegeben. Einzelne Berichte sagen, Pillersdorf sei am selben Morgen zum Erzherzog Franz Karl beschieden und gefragt worden, ob der

kaiserliche Hof Wien verlassen solle. Pillersdorf soll abgeraten haben.

Am folgenden Tage, den 17., gegen 6 Uhr Abend verließ der Kaiser tatsächlich mit der gesamten kaiserlichen Familie die Hauptstadt. Erst drei Stunden später, um 9 Uhr, erhielt die Regierung, wie ein in der Nacht von ihr veranlaßter neuerlicher Maueranschlag meldet, „die mündliche, unerwartete Mitteilung", daß der kaiserliche Hof nach Innsbruck abgereist sei.

Die maßgebende Persönlichkeit scheint bei diesem Schritte die Kaiserin Maria Anna gewesen zu sein, und unter allen Vermutungen dürfte jene der Wahrheit am nächsten kommen, nach welcher der Hof durch den Umstand erschreckt wurde, daß am folgenden Tage, am 18., die Burgwache zum ersten Male von der Nationalgarde zugleich mit der Garnison bezogen werden sollte. Dann, scheint man gemeint zu haben, müsse sich der Hof als ein Gefangener ansehen. Noch in der Nacht beauftragte die Regierung den Kommandanten der Nationalgarde Graf Hoyos und den Präsidenten des Generalrechnungshofes Graf Friedr. Wilczek, eiligst dem Hofe nachzureisen und ihn womöglich zur Rückkehr zu bewegen.

Als am Morgen des 18. die Abreise allgemein bekannt wurde, war der Eindruck ein außerordentlich tiefer. Alles sah die Gefahr der Anarchie und die Pflicht, ihr vorzubeugen. Schon am selben Tage traten Verfügungen ins Leben, die jedermann drei Tage früher, am 15. Mai, für undenkbar gehalten hätte.

Zunächst stellten sich Bürgerkorps, Nationalgarde und Legion freiwillig unter den Befehl des Militärkommandanten F.-M.-L. Graf Auersperg. Das Studentenkomitee forderte die Arbeiter auf, ihren Geschäften ruhig nachzugehen. „Glaubt den Studenten," lautet der Schluß, „daß es so am besten ist, für unseren guten Kaiser, für Euch und für uns Alle." Die Unterschriften lauten: Goldmark, Fischhof, Giskra, Unger.

Im Laufe des Tages löste sich das Zentralkomitee freiwillig auf, und es wurde ein neues Komitee unter dem Vorsitze des Regierungspräsidenten Graf Montecuccoli gebildet, daneben auch ein Bürgerausschuß für die lokale Sicherheit. Die bestehenden Strafgesetze gegen Ruhestörung wurden kundgemacht und der Regierungspräsident für gewisse Fälle zur Verkündung des Standrechtes

bevollmächtigt. Fremde wurden verpflichtet, sich gegen Aufforderung sofort der Behörde zustellen.

Am 19. war die Regierung noch immer ohne Verbindung mit dem Hofe. Nebst vielen anderen Verfügungen brachte dieser Tag die längst gewünschte Schaffung einer Straßenpolizei (Sicherheits- oder Munizipalwache) durch den Bürgerausschuß.

Man fühlte, daß Zeit und Gelegenheit gekommen seien, um Wien aus dem ganz außergewöhnlichen Zustande herauszuführen, in den die Stadt seit dem 13. März gelangt war. Am 22. Mai beschloß die akademische Legion über Antrag des stud. med. Purtscher unter der Bedingung, daß Bürgschaften für die Zusagen des 15. Mai gegeben würden, sich bis zum Oktober zu vertagen. Das war ein großherziger Entschluß der heißblütigen Jugend, die sich doch ihrer Macht über Wien völlig bewußt war und war ein bedeutender, ernster Schritt zu normalen Verhältnissen. Wir wußten alle, daß er nichts anderes bedeute, als ein Ende in Ehren. Dieser Schritt wurde durch eine Kundmachung des Unterrichtsministers Sommaruga unterstützt, laut welcher die Kollegien geschlossen wurden und die Frequentationszeugnisse dieses Semesters für Stipendien und Militärbefreiung die Geltung von Vorzugszeugnissen erhielten. Hierdurch wurde zahlreichen Studierenden die Abreise ermöglicht.

Wir meinten, mit dem gesicherten Zusammentritte des Parlamentes sei unsere Mission erfüllt.

So war die Lage am Morgen des 24. Aus eigener Kraft wollten die Stadt und die Legion die Heilung vollziehen. Das wußte man auch in den konservativsten Kreisen. Gräfin Ficquelmont meldet die Selbstauflösung der Legion ihrer Schwester aus Teplitz am 27. Die Polen, fürchtet sie, würden jetzt nach Prag ziehen. Die Komtesse Pillersdorf hatte bereits am 18. geschrieben, sie könne sich aus Anlaß des Umschwunges der öffentlichen Meinung kaum der Freudentränen erwehren.

Man hätte dem so glücklich beginnenden Heilungsvorgange die nötige Zeit lassen sollen.

Es ist leider auch jetzt ganz anders gekommen.

Der Verlauf der Dinge ist am deutlichsten einem Berichte zu entnehmen, den einige Wochen später der Regierungspräsident Graf Montecuccoli an den Reichsrat gerichtet hat, ferner den Kund-

gebungen des Kommandanten der Legion Graf Colloredo, sowie des Ministers des Innern, Freih. v. Pillersdorf. —

Die Grafen Hoyos und Wilczek waren in der Nacht vom 17. auf den 18. rasch abgereist, bevor die Veränderung der Lage eingetreten war. Jetzt, am 24. gegen Abend, kehrten sie von Innsbruck zurück und brachten die Schriftstücke, vielleicht auch Aufträge mit, die nur aus einer Unkenntnis der Sachlage erklärlich waren und die alle alten Wunden öffneten.

Am 25. Mai des Morgens veröffentlichte die „Wiener Zeitung" ein kaiserliches Manifest, das kühle, doch eine Versöhnung in wenn auch entferntere Aussicht nehmende Worte enthielt, dabei aber von einer anarchischen Fraktion sprach „sich stützend auf die meist durch Fremde irregeführte akademische Legion ..." Am selben Vormittage wurde Montecuccoli gemeldet, daß die Minister über die Auflösung der Legion beraten. Er traf bei Pillersdorf neben den Ministern die Professoren Hye und Endlicher. Ein Gewaltsstreich sollte geführt werden. Eine Minderzahl, sagt Pillersdorf (Rückblicke, S. 51), war für schonende Formen (wohl für einen Anschluß an die bereits von der Legion selbst eingeleiteten Schritte). Die Mehrzahl war für eine sofortige Maßregel, die im Falle eines Widerstandes mit aller Kraft ins Werk gesetzt werden sollte. Meinungsverschiedenheit ergab sich dann noch darüber, ob der Streich am Abend des 25. oder am frühen Morgen des 26. ausgeführt werden sollte.

Es ist bezeichnend, daß der Kommandant der Legion, der 71 jährige Graf Colloredo, nicht in das Vertrauen gezogen wurde, obwohl gerade ihm die Ausführung zugedacht war. Ahnungen mögen ihn aber erfüllt haben, denn er forderte am selben Tage, den 25., in einem Anschlage „als wohlmeinender Vater" die Legion auf, sich selbst aufzulösen. Er erwartete binnen 24 Stunden ein Ja oder Nein, widrigenfalls er seine Stelle niederlege. Das weckte Mißtrauen und das Nein erfolgte sofort. Erst später erfuhr er nicht nur die Absicht der Regierung, sondern er wurde wie gesagt, auch mit der Ausführung des Schlages beauftragt. Man ersieht ferner aus einer späteren Kundmachung Colloredos, daß er zwar dem Befehle des vorgesetzten Regierungspräsidenten gehorchte, daß er aber auch jetzt nicht davon in Kenntnis gesetzt war, daß eine militärische Aktion zur Unterstützung der Maßregel vorbereitet war.

In der Nacht vom 25. auf den 26. wurde eine an die Teilnehmer der Legion gerichtete Kundmachung des Regierungspräsidenten Montecuccoli an die Straßenecken geheftet, welche die Auflösung der Legion in ihrer damaligen Organisation und ihre Einfügung in den Körper der Nationalgarde verfügte. Schon um 4 Uhr früh brachten einzelne Legionäre die Kundmachung auf die Universitätswache. Etwa um ½6 erschienen Colloredo, Hye und Endlicher an der Universität und Colloredo befahl der Wache abzuziehen. Sie weigerte sich. Colloredo begab sich zu Montecuccoli um weitere Befehle einzuholen. Er traf diesen, wie aus seinem eigenen Berichte hervorgeht, um 6 Uhr noch im Bette und wurde von ihm an Auersperg gewiesen. Etwa eine Stunde später kam der Stadtkommandant General Sardagna zu Montecuccoli und veranlaßte ihn zu einem neuen gemeinsamen Versuche an der Universität. Montecuccoli ließ sich bewegen, eine Deputation von Studierenden zum Minister des Innern zu begleiten.

Unterdessen verging der Morgen. Die Garnison rückte aus. Die Bevölkerung begann den schlecht vorbereiteten Gewaltstreich zu verstehen. Ihr galt die Legion als die Verkörperung der neuen Zeit. Man schreit: „Verrat!" Bald rast der Ruf durch alle Straßen. Dazwischen die Alarmtrommel. Alles greift zu den Waffen. Rasch geordnete Kolonnen von Studenten und Garden, umdrängt von Tausenden von Arbeitern strömen, mit jeder Minute anschwellend, zur Stadt. Die Tore leisten keinen Widerstand. Nur die kleinere Pforte am Roten Turmtore kostet ein Menschenleben.

Ein Bataillon Nugent-Infanterie ist bis in die Bäckerstraße, hart neben der Aula, vorgerückt. Stärkere Abteilungen stehen in Nebenstraßen in Bereitschaft. Unterdessen hat sich die ganze übrige Stadt mit Bewaffneten gefüllt und an zahlreichen Stellen erheben sich Barrikaden. Die Granitwürfel des Pflasters liefern das Material.

Die Truppen mußten sich zurückziehen, um nicht durch diese Granitwälle abgeschnitten und ohne Deckung dem Feuer aus den Fenstern ausgesetzt zu sein. Aus einem hinterlassenen Schriftstücke Pillersdorfs ersieht man, daß der Regierung überhaupt nur 8000 Kombattanten zur Verfügung standen. Von einer Erstürmung der Stadt konnte nicht die Rede sein, und so endete auch der 26. Mai

mit der Zurücknahme des Auflösungsdekretes und einer neuerlichen schweren Niederlage der Regierung.

In so heißen Tagen galt es für die jüngeren Mitglieder des Studentenkomitees als eine Ehrenpflicht, nicht im Beratungszimmer, sondern in der Front zu verweilen. Ich war mit Kollegen auf die Barrikade in der Bockgasse beordert. Diese abschüssige Straße führt von der Universität zum Stubentore hinab. Ihre linke Seite bildet das alte Dominikanerkloster. Über einem kleinen, kapellenartigen Vorbau, der an dem Kloster klebt, gewahrt man eine nicht große, ovale, rote Marmortafel, deren Inschrift an die einstige Windhag'sche Bibliothek erinnert. Bei dieser Tafel, hoch über der Straße, an der linken Seite der Barrikade, war mein Posten und wenn heute mich mein Weg durch die Bockgasse führt, gedenke ich gar oft der bewegten Stunden, die ich dort oben zugebracht.

Es gibt Beschreibungen und Bilder, welche Bacchanalien auf den Barrikaden darstellen, aber wahrhaftig an der Schwelle eines Kampfes auf Leben und Tod denkt ein junger Mann wenig an Wein, Weib und Gesang. Ernst saßen und kauerten wir nebeneinander, prüften die Brustwehr und den Feuerstein am Flintenschloß, und zählten die Patronen (wir hatten ihrer nicht viele).

So vergingen einige gewitterschwangere Stunden, schwül und unvergeßlich. Dann lief durch die Straßen die Kunde, daß alle Truppen eingezogen seien, und die Krise war vorüber.

„Ich nehme indessen keinen Anstand," sagt Pillersdorf (Rückblicke, S. 53) „den Schritt des Ministeriums als den größten Fehler zu bezeichnen, dessen es sich schuldig gemacht hat . . ." und an anderer Stelle: „dem Landeschef (Montecuccoli), welcher mit der Leitung des Ganzen beauftragt wurde, war Klugheit, Mäßigung und Festigkeit zur Pflicht gemacht. Der Erfolg hat die Erwartung völlig getäuscht . . ."

Eine ruhige Beurteilung der Sachlage zeigt, meine ich, heute, daß die ganze Unternehmung beabsichtigt war, um die Rückkehr des Hofes zu beschleunigen, ferner, daß sie bei dem ohnehin bestehenden Übergewichte der mäßigenden Elemente in der Legion höchst unzeitgemäß war. Pillersdorf selbst dürfte es gewesen sein, der im Ministerrate vom 25. gegen den Gewaltstreich sich wendete. Im Grunde gleicht aber der Vorgang jenem vom 15. Mai.

Freiwillig wollte die Legion zurücktreten. Man wollte aber, daß dies über Befehl geschehe. Montecuccoli schob seine Aufgabe auf den alten Colloredo ab, und als dann die Flammen des Aufruhrs lichterloh aufflackerten, versagten die Scharfmacher.

Montecuccoli und Endlicher wurden unsichtbar. Hoyos wurde über Auftrag des am 1. Juni neu begründeten Sicherheits-Ausschusses verhaftet, ebenso Hye, der sich mannhaft sofort selbst gestellt hatte. Hye wurde, nachdem der Sicherheits-Ausschuß erklärt hatte, daß ihm keine Gerichtsbarkeit zustehe, von dem Plenissimum des Wiener städtischen Kriminalgerichtes freigesprochen.[1] In ähnlicher Weise endete der Fall Hoyos. Colloredo wurde von den Studenten verkannt, zog sich tief gekränkt zurück und starb nicht lange darauf.

Daß die Legion die Stütze einer anarchischen Fraktion bilde und daß sie meist durch Fremde irregeführt sei, waren von Allerhöchster Seite kommende, aber wie ich nach so vielen Jahren bei Kenntnis der Sachlage und der Personen sagen darf, unverdiente, gerade in der Vorbereitung des Friedens besonders schmerzliche Vorwürfe.

Als ein Glück muß es angesehen werden, daß gerade am 26. Mai der Zufall den greisen Staatsmann Wessenberg nach Wien führte. Er befand sich auf der Durchreise nach Innsbruck. Er wird gehört haben, daß in der Zeit der größten Bewegung zwei aufgeregte Männer es unternahmen die Republik auszurufen, und daß sie sofort von der Bevölkerung selbst festgenommen wurden. Nicht ohne einiges Erstaunen wird er nach den verbreiteten Schreckensbotschaften das Bildnis des Kaisers wahrgenommen haben, das auf einer großen Barrikade am Graben aufgerichtet war, und er hat mit Pillersdorf verkehrt. Jedenfalls nahm er ein selbständiges Urteil über die Sachlage mit sich nach Innsbruck.

Am 30. Mai, als die Abräumung der Barrikaden kaum noch vollendet und das Straßenpflaster noch in großer Unordnung war, feierte man bei St. Stefan den Namenstag des Kaisers. Bürgerkorps, Nationalgarde und Legion rückten aus. Am Abend war die Stadt beleuchtet. So tief wurzelte die Treue zur Dynastie in

---

1) L. Spiegel, Hye und die Wiener Revolution. 8⁰. Leipzig 1910.

diesen verlästerten Rebellen, und so leicht wären die Stürme des 26. zu umgehen gewesen.

Am 3. Juni unterzeichnete der Kaiser ein Frieden atmendes Manifest, das die Gegenzeichnung Wessenbergs und Doblhoffs trug und die baldige Einberufung des konstituierenden Reichstages nach Wien anzeigte. Diese Einberufung betrachteten wir alle als den Beginn einer neuen Phase, als den ersehnten Augenblick der Wiederkehr geordneter Verhältnisse, und auch jeder mit gesunden Sinnen ausgerüstete Student mußte erfreut sein, wenn die in den Augen der Menge noch immer auf der Legion ruhende Verantwortung für den Lauf der Dinge auf andere Schultern überging.

Die Stimmung der Stadt war noch immer warm, und in der Zwischenzeit sollte jeder Keim neuer Störung sorgfältig vermieden werden.

Es fehlte nicht an solchen Keimen. Ein Plakat, unterfertigt „Aus der Armee", meldete (Text in Payer, Chronik, S. 219), daß am 30. Mai in der Getreidemarkt-Kaserne zwei Grenadiere eines italienischen Bataillons mit dem Stocke bestraft werden sollten. Mehrere Korporäle hätten, empört gegen diese aller Menschenwürde widersprechende Strafart, sich geweigert, „ihre Hände durch Berührung des Stockes zu entehren". Gärung sei entstanden und das Bataillon entwaffnet worden. Dann folgte eine glühende Aufforderung, augenblicklich Protest einzulegen. — Die Sympathie für die Grenadiere war groß. Niemand konnte sagen, ob es bei dem Protest geblieben wäre. Die Wolke zog vorüber.

Der am 27. Mai mit einem sehr weiten und recht unbestimmt abgegrenzten Wirkungskreise geschaffene Sicherheits-Ausschuß befestigte sich in erfreulicher Weise. Er hielt in der Regel zweimal im Tage öffentliche Sitzungen und dazu kamen öfters noch Protokolle von nächtlichen Permanenz-Kommissionen. Sein Sitz war der Konzertsaal des Musikvereins unter den Tuchlauben (heute Mattoni-Hof). Er umschloß Vertreter der Gemeinde, der Bürgerwehr, Garde und Legion. Vorsitzer (so schrieb er sich) war Dr. Fischhof. Das Generalkommando entsendete den Platzmajor Grulich. Ich war eines der jüngsten Mitglieder.

Die Zahl der Einläufe war eine außerordentlich große und ebenso ihre Mannigfaltigkeit. Da waren zuerst Klagen über das Gewicht des Brotes bei dem Bäcker X. oder Y., Anzeigen über Holzdiebstahl im Prater, über Baden im Neustädter Schiffahrtskanal, Klagen über Katzenmusiken usw. Die ganz ungewohnte Raschheit, mit der diese kleinen Angelegenheiten ihre Erledigung fanden, machte den Ausschuß volkstümlich. Daneben liefen die Vorbereitungen für die Wahlen zum Reichsrat und unausgesetzte Befürchtungen wegen der Bewegungen des Militärs. So tief lag das Mißtrauen, daß jeder größere Transport von Truppen oder Geschützen zum Gegenstande einer Mitteilung wurde.

Schwere Sorgen bereiteten die brotlosen Arbeiter. Im Interesse der öffentlichen Ruhe war man genötigt, jedem Arbeiter einen Tagelohn von 25 Kreuzern Conv. Münze (87 Heller ö. W.), einen für die damalige Zeit nicht geringen Betrag, zuzusagen, und wurden Erdarbeiten im Prater, der Alservorstadt und an anderen Punkten der Stadt veranlaßt. Der Sicherheits-Ausschuß schuf auch zur Leitung der Angelegenheit ein eigenes Arbeiterkomitee, in welchem dem Architekten Förster eine Rolle zufiel. Die Arbeiter bemerkten bald, daß ihnen der Tagelohn nicht für tatsächlich geleistete Arbeit gegeben wurde, sondern um sie in Ruhe zu halten. Viele feierten oder trieben Unfug. Bereits am 3. Juni lief eine Klage von Handwerksmeistern ein, daß ihnen die Gesellen davonlaufen zu dem bequemen Tagelohn im Prater. Man versuchte ein Ehrengericht unter den Erdarbeitern ins Leben zu rufen; es fruchtete wenig.

Die Arbeiterschaft Wiens bestand damals aus verschiedenen Gruppen. Die radikalen unter ihnen standen unter der Führung des Chaises. Sie konnten als eine Fortsetzung des Klubs der Volksfreunde angesehen werden. Die gemäßigten, durchweg gelernte Arbeiter, wurden von einem jungen Arbeiter Namens Sander geleitet. Diese trugen an der Kopfbedeckung einen kleinen Bienenkorb als ein Abzeichen, hielten die politischen Führer fern, füllten ihre Vereinsabende mit Gesang u. a., und ihre Absicht dürfte (nach Violands Angabe) dahin gerichtet gewesen sein, durch freie Beiträge der minder betroffenen Arbeitgeber sowie der Kameraden selbst einen Fond zur Unterstützung der Arbeitswilligen zu schaffen. Diese zweite Gruppe war weit zahlreicher als die erste; viel zahl-

reicher noch als beide waren jedoch die ungelernten Tagelöhner bei den Erdarbeiten, und zu diesen strömten noch weitere Tausende vom Lande herbei. —

Der Ruf der Popularität des Sicherheits-Ausschusses breitete sich rasch aus und schon nach kurzem erschien ein langer, halbstädtisch gekleideter Mann aus Lambach in Ober-Österreich mit der Anzeige, daß Streitigkeiten der Bauern untereinander und mit dem Kloster vorhanden seien. Die Bauern wollten sich dem Urteile des Sicherheits-Ausschusses unterwerfen; man möge Studenten schicken, zu denen habe man Vertrauen. Man zögerte; der Bote drängte; endlich wurden vier Studenten, darunter ich selbst, jedoch ausdrücklich nur zu vorläufiger Erkundung des Tatbestandes, nach Lambach befohlen.

Wir wurden im Kloster einquartiert. Am nächsten Vormittage zeigte schon die erste Besprechung, daß hier wie an sehr vielen anderen Orten die Meinung verbreitet war, daß durch das Patent vom 28. März die Robotverpflichtung bereits aufgehoben sei. Daneben gab es zahlreiche privatrechtliche Streitigkeiten.

Am Abend kamen die Bauern wieder. Das Kloster ließ Wein auftragen. Der Streit der Bauern untereinander wurde immer lauter, endlich wurden gar Messer gezückt, und indem ich mich zwischen die Streitenden warf, erhielt ich selbst einen Stich zwischen dem Zeige- und dem Mittelfinger der linken Hand. Eine kleine Narbe ist mir noch heute eine Erinnerung an diese sonderbare Reise.

Uns stiegen lebhafte Zweifel auf, ob ein unterliegender Teil sich einem Schiedsgerichte fügen würde. Wir hatten genug gesehen; wir nahmen Abschied und kehrten heim. Diese an sich höchst unbedeutende Episode war, wie ich glaube, von Einfluß auf die Bildung meines Charakters, denn in diesen Tagen war ich ganz auf mich selbst gestellt und fühlte ich zum ersten Male die Last einer selbständigen Verantwortung.

Innerhalb der Legion zeigte sich das Streben, alte deutsche Studentensitten in Wien einzubürgern. Spuren von Burschenschaften hatten sich in Wien vor 1848 zu bilden und zu erhalten gewußt; jetzt veranstaltete man ein großes Burschenschafterfest in Hainbach und anfangs Mai kamen aus Jena und aus Bonn Ein-

ladungen zu einem Studentenfeste, das zu Pfingsten auf der Wartburg, und zwar in Erinnerung an frühere Vorgänge als das zweite Wartburgfest gefeiert werden sollte. Eine Tagesordnung wurde entworfen, deren erster Punkt lautete: „Die Universitäten sollen National-Anstalten werden", und die sich sonst lediglich mit der inneren Organisation der Universitäten beschäftigte. Am 10. Juni trafen zugleich mit Hunderten von Studenten anderer deutscher Universitäten auch 26 Vertreter der Wiener Universität in Eisenach ein. Am 14. Juni wurden die Beschlüsse der Nationalversammlung in Frankfurt übermittelt.

Ein warmer und guter Geist wehte in dieser Bewegung, aber in Wien wollten diese alten studentischen Sitten aus mehreren Gründen nicht Wurzel fassen. Zuerst fehlte die Tradition, die alten Gebräuchen erst den Sinn verleiht. Man lud mich mit mehreren Kollegen zu einer Kneipe in einer der abschüssigen Straßen, die von der Gumpendorfer (damals Koth-) Gasse zum Wienflusse hinab sich senken. Füchse wurden getauft, der Landesvater stieg, die Zerevise wurden auf den Schläger gespießt — die Gesellschaft war sehr heiter, aber am Heimwege gestand so mancher, daß das doch fremdartige Gebräuche seien. Das Extrinken des Fuchses erschien dem Einen als eine Barbarei, der Andere meinte, in Wien habe man jetzt an ernstere Dinge zu denken. Dazu kam, daß diese Bewegung ihrem Ursprunge nach eine reine Universitäts-Angelegenheit war, die Techniker und die Akademiker sich nur als Geduldete fühlten und ein Zwiespalt in der Legion selbst befürchtet wurde.

Und die Sachlage war wirklich eine gar ernste. Das Ansehen des Sicherheits-Ausschusses war bald ein solches geworden, daß man da und dort begann, ihn als eine Art provisorischer Regierung anzusehen. Für die Verwaltung Wiens war er es tatsächlich durch die Abwesenheit des Kaisers und die Untätigkeit der Behörden geworden, aber seine Mitglieder waren entschlossen, bei dem Zusammentreten des Reichsrates ihre Stellen niederzulegen.

Am selben 12. Juni, an dem die Teilnehmer des Wartburgfestes sich unter heiteren Gesängen versammelten, wurde Prag vom Fürsten Windischgrätz bombardiert und die dortige Bewegung blutig

niedergeworfen. Der Sicherheits-Ausschuß beschloß, in einem versöhnenden Sinne Vertreter nach Prag zu schicken. Man mag verschiedener Meinung darüber sein, ob dieser Beschluß klug war und ob er innerhalb des Wirkungskreises des Sicherheits-Ausschusses lag, aber er wird erklärlich durch Fischhofs sein ganzes Leben lang wie eine persönliche Mission mit mehr Begeisterung als Erfolg immer wieder hervorgetretenes Streben, die Völker zu versöhnen. Die Abgesandten fanden in Prag unfreundliche Aufnahme. Ein gereizter Schriftenwechsel mit der Regierung war die Folge.

Am 23. Juni langte Erzherzog Johann als Stellvertreter des Kaisers unter dem Jubel der Bevölkerung in Wien an. Am 2. Juli erhitzte sich der Streit wegen Prag durch das Verlangen des Ausschusses, die Regierung wolle dem nach Prag abzusendenden Hofkommissär drei seiner Mitglieder beigeben, und zwar mit der Vollmacht, in Prag den bezüglichen Verhandlungen beizuwohnen und in die Untersuchungsprotokolle Einsicht zu nehmen.

Pillersdorf verweigerte die Zustimmung.

Am 4., dann am 6. Juli verschärften sich die Schritte des Ausschusses in der Prager Angelegenheit; in seiner Abendsitzung am 6. hielt der Tscheche Sladkowsky eine so glänzende Rede gegen die Angabe der Regierung, das Erscheinen einer Deputation des Ausschusses in Prag werde dort Aufregung verursachen, daß dem Sitzungsprotokolle zufolge „dem vortrefflichen Redner" der Dank für seine Sympathien votiert wurde.

An dem Zwischentage, dem 5. Juli, hatte sich der gesamte Sicherheits-Ausschuß nach Nußdorf begeben, um die Abgeordneten des Frankfurter Parlamentes festlich zu empfangen, die gekommen waren, um dem Erzherzog seine Wahl zum Verweser des Deutschen Reiches zu vermelden.

In den folgenden Tagen, am 7. und 9. Juli, wurden in Wien die Wahlen für den Reichstag vollzogen. Von den Kandidaten des Ausschusses wurden in den 15 Wahlbezirken nur 4 gewählt; alle anderen gehörten einer noch mehr konservativen Richtung an. Man trifft unter den Gewählten z. B. die Minister Pillersdorf (2mal), Wessenberg und Doblhoff, vom Bezirke Wieden den Advokaten Dr. Alex. Bach, von der Leopoldstadt den Adjunkten der Sternwarte Dr. Rud. Brestel. Die am 15. Mai so sehr

gefürchteten Folgen des allgemeinen Wahlrechtes blieben gänzlich aus; bei dem Mangel jeder Organisation war die Teilnahme überhaupt eine geringe.

Wieder erlangte der zwischenliegende Tag Bedeutung. An diesem, dem 8. Juli, steigerte sich die Heftigkeit der Sprache des Ausschusses in der Prager Angelegenheit noch mehr. Pillersdorf suchte um seine Entlassung an. Obwohl dieser Schritt der Zeit nach mit dem Konflikte in der Prager Sache zusammenfällt, möchte ich den letzteren doch nicht als die Ursache des Rücktrittes ansehen. Der Minister konnte mit voller Ruhe das Votum des Parlamentes abwarten, und die Wiener Wahlen gaben ihm eben ein glänzendes Vertrauensvotum. Eher möchte die Absicht maßgebend gewesen sein, dem Erzherzog die Möglichkeit zu erleichtern, unter unverbrauchten Männern zu wählen. Fischhof war der Ansicht, daß seine Stellung im Sicherheits-Ausschuß nicht mit jener im Parlamente vereinbar sei und verließ den Ausschuß. Nach seinem Rücktritt weigerte sich die Gemeinde, den Sicherheits-Ausschuß noch weiter zu beschicken. Am 20. Juli wurde Dr. Hruby zum Nachfolger Fischhofs gewählt.

Am 22. Juli trat endlich ein konstituierender Reichsrat zusammen. In jenen Tagen habe ich in der Kaiserlichen Reitschule am Michaelerplatze, dem Sitze des Reichsrates, von der Gallerie aus Smolka mit dem mächtigen, damals noch rötlichen Barte, den schweigsamen Brestel, den jugendlichen Führer der Tschechen Rieger, die bartlose Physiognomie Alex. Bachs und manche andere bedeutende Persönlichkeit zum ersten Male gesehen, mit der das spätere Leben mich in Berührung gebracht hat.

Nun besaßen wir das lange ersehnte Parlament, aber die Hoffnungen, die wir für Wien auf seinen Zusammentritt gestellt, waren zerstoben. Pillersdorf und Fischhof, die beiden erprobtesten Mittelsmänner zwischen Wien und den gegnerischen Kreisen, die genauesten Kenner des Verhaltens der großen Stadt in bewegten Tagen, mäßigend durch ihre Autorität, traten in den Hintergrund.

Pillersdorf hat, während andere sich zurückzogen, in den schwersten Zeiten mit bewundernswerter Treue, mit Mäßigung und Beharrlichkeit den gefährlichsten Posten in der Monarchie festgehalten. Er hat am 15. und am 26. Mai Blutbäder von höchst fraglichem Ausgange verhindert und dafür in den folgenden Jahren Vorwurf

und Schmach erfahren. Erst die Regierung des Erzherzogs Rainer ist ihm wieder gerecht geworden. Ihm und Colloredo sei hiermit nach mehr als zwei Menschenaltern über das Grab hinaus auch ein Wort des innigsten persönlichen Dankes von einem freilich untergeordneten Zeugen jener Tage nachgerufen, der nicht weiß, ob er ohne Pillersdorfs Mäßigung nicht etwa unter den Kolbenschlägen eines Grenadiers an der Windhagschen Tafel sein Ende gefunden hätte.

Fischhof nahm am 2. August die Stelle eines k. k. Ministerialrates im Sanitäts-Departement an. Er mußte wissen, daß dem Volke gegenüber dieser Titel sich wie ein Schirm vor seinen leuchtenden Namen stellen werde, aber er wußte auch, daß sein Einfluß zu Ende war. Wenige Wochen darauf ging er nach Galizien, um Maßregeln gegen die Cholera vorzubereiten.

Am 12. August langte der Kaiser unter großem Jubel in Wien an. Das Ministerium hatte damit einen bedeutenden Erfolg errungen. Jetzt war die Zeit für den Sicherheits-Ausschuß gekommen, um seine Aufgabe für vollendet zu erklären. Am 24. August löste er sich auf.

Ein Arbeitsministerium war längst gebildet. Jetzt hatte es Schwarzer inne. Violand, der doch selbst ein Mitglied des Sicherheits-Ausschusses war, hat die Sachlage so dargestellt, als hätte das Ministerium allmählich den Sicherheits-Ausschuß aus seinen Beziehungen zum Proletariat hinausgedrängt. Das Gegenteil ist richtig. Diese Beziehungen waren dem Sicherheits-Ausschuß stets eine schwere Sorge[1]). Die Sache der Erdarbeiter wurde immer bedenklicher. Sie hatten schon früher höheren Lohn, 30 auch 36 Kreuzer verlangt, wogegen Fischhof einwenden konnte, daß er selbst als Sekundararzt am Allgemeinen Krankenhause nur ein Taggeld von 40 Kreuzern beziehe. Eine größere Zahl wurde an Eisenbahnbauten in der Provinz abgegeben. Die nicht nach Wien Zuständigen wurden nach Möglichkeit entfernt, und dennoch kamen Tage, an denen die Munizipalwache sich zu schwach fühlte und

1) Smolka schrieb schon am 20. Juni an seine Frau: „Es war . . . eine grenzenlose Verblendung des Ausschusses, daß er sich diese Arbeiterfrage aufbinden ließ; den ganzen Tag beratet man dort darüber und kann nicht Rat schaffen.“ Öst. Rundschau, 1912, XXXII, S. 280.

dann mußten sowohl Garde als Legion bereit stehen, um bei besonderen Vorfällen für Aufrechthaltung der Ordnung einzutreten.

Gar deutlich und mit schmerzlicher Empfindung erinnere ich mich eines Tages, an dem Unruhen in den Holzplätzen der Roßau gemeldet wurden und man sogar einen Marsch der Arbeiter gegen die Stadt fürchtete. Es wurde kein Anstand genommen, einen Teil des Technikerkorps in Bereitschaft zu stellen und wir lagen einen endlosen, heißen Vormittag hindurch an dem stadtseitigen Abhange der langen Rampe, die vom Glacis zur hölzernen Augartenbrücke anstieg.

Hunderte von Gewerbsleuten erwarben nicht einen Kreuzer im Tage und blickten mit unverhohlener Unzufriedenheit auf die bezahlten Müßiggänger an den Erdarbeiten. So wurde die Übernahme dieser Angelegenheit von seiten der Regierung zu einer lange ersehnten Entlastung des Sicherheits-Ausschusses. Schwarzer ging auch sofort mit stärkeren Maßregeln vor. Er setzte den Taglohn auf 20 Kreuzer herab. Die Folge war Auflehnung im Prater. Die Munizipalwache, die nebenbei gesagt auf das Unzweckmäßigste mit langen Schleppsäbeln ausgerüstet war, schritt ein. Nationalgarde stand in Bereitschaft. Es gab Tote.

Im ganzen sind aber meine Erinnerungen aus jenen Monaten zu lückenhaft und die persönlichen Erlebnisse zu gering, als daß ich versuchen dürfte, sie auf Grund anderweitiger Mitteilungen aneinanderzuknüpfen.

Die Rückkehr des Kaisers, der Bestand eines Parlamentes, die Bewältigung des Aufstandes in Prag und das Freiwerden der böhmischen Armee, die Siege Radetzkys, die steigernde Verwirrung in Ungarn beeinflußten nun die gesamte innere Politik. Allmählich traten neben Windischgrätz Namen wie Schwarzenberg, Jellachich und Latour in den Vordergrund der Gespräche. Eine sonderbare Ahnung durchzog das Volk, daß von Prag aus Fäden gesponnen würden, die über Innsbruck, dann von Wien nach Agram führten. Bald verdichtete sich das alte Mißtrauen zu der Voraussetzung, daß Windischgrätz Kräfte sammle, um bei irgendeinem sich darbietenden Anlasse durch einen einzigen Keulenschag Wien und die Verfassung niederzuwerfen, ganz wie es Friedjung (Österreich von 1848 bis 1860, I, S. 95) sagt. Dann kamen die Tage des Schreckens.

Dann traten die Polen in Wien nicht mehr in der Gestalt irgendeiner schönen, bestechenden Prinzessin, sondern in der sauberen Gestalt des Generals Bem hervor. Blut und rauchende Trümmer bezeichnen diese Methode der Staatskunst.

Anfang September hatte sich infolge langer Vernachlässigung an den Zehen meines rechten Fußes eine hartnäckige Vereiterung eingestellt, die mich an das Haus fesselte. Meine Eltern wohnten III, Ungargasse. Als am 6. Oktober die Katastrophe eintrat und man lärmende Haufen hörte, wurde mein Lager ans Fenster geschoben. Ein Feldgeschütz wurde von einer schreienden Gruppe von Menschen vorbeigeschleppt, begleitet von Grenadieren und von vielen Weibern. Das war nicht mehr der Charakter der früheren Bewegungen.

Am 10. Oktober beförderte mich mein Vater auf den Nordbahnhof und ich reiste mit der Familie nach Prag. Nur mein Vater und mein jüngerer Bruder Friedrich blieben zurück; sie fanden während der Beschießung eine willkommene Zufluchtsstätte im Invalidenhause.

Indem ich jetzt, im 82. Lebensjahre, die Szenen überdenke, die ich im 16. und 17. Lebensjahre erlebt, erhebt sich vor mir das Rätsel, wie es doch möglich war, daß eine Anzahl junger Leute ohne einen entschlossenen Führer, ohne eine feste Organisation und ohne Waffen so entscheidenden Anteil an dem Sturze einer für allmächtig geltenden Regierung nehmen und dann, nicht geblendet durch Huldigungen und ohne Erfahrung in administrativen Angelegenheiten, das Vertrauen einer großen Stadt erwerben und ihre Leitung in politischen Dingen durch Monate beeinflussen konnte.

Kübeck schreibt in seinem Tagebuche, er habe im März 1798 seinem Lehrer der französischen Sprache zugerufen: „Die Freiheit, noch mehr aber die Gleichheit, belebt, ich kann es nicht leugnen, jede Fiber meines Leibes und begeistert mein ganzes Ich."

Wäre der junge Kübeck im März nicht mit uns marschiert?

Der Historiker M'Carthy unterschied für Großbritannien im Jahre 1848 die aus dem Elend hervorgegangene Chartistenbewegung und das in den literarischen Kreisen Dublins entstandene Young-Ireland, welches O'Connell zur Tat treiben will. Dieses

besteht zumeist aus jungen Leuten von klassischer Bildung, die sich Namen wie Leonidas und Miltiades beilegen. M'Carthy nennt sie grüne Poeten. Ihre Bewegung wird gewaltsam unterdrückt, aber bald zeigt sich, wie viele fähige Geister sie umfaßt. Duffy wird Premierminister der Kolonie Victoria, M'Gee Minister in Kanada und mehrere andere erscheinen als geachtete Mitglieder des britischen Parlamentes wieder.

Heute fühle ich mich zu unbefangen, um das Wort „grüne Poesie" zurückzuweisen. Ich finde sogar, daß es der Jugend ziemt. Daß auch aus der Legion bedeutende Persönlichkeiten hervorgegangen sind, ist allbekannt. Von jenen, die in den Rat der Krone berufen wurden, gehörte Hye einer älteren Generation an; zu einer etwas jüngeren zählen Alex. Bach, Brestel, Giskra und J. N. Berger, zu einer noch jüngeren Jos. Unger und Jul. Glaser.

Das Grün ist so rasch verschwunden, wie im Herbst 1848 das Laub des Waldes. Die Poesie schwand einzelnen zugleich mit dem Blätterfall. Die übergroße Mehrzahl hat aber durch alle Wechselfälle des Lebens hindurch dieser Tage stets mit Ergriffenheit als einer Zeit der reinsten sittlichen Erhebung gedacht. Noch als ein Achtziger hat Jos. Unger, heute der hochverehrte Präsident des Reichsgerichtes, geschrieben: „Ich bin im Jahre 1828 geboren, aber das Licht der Welt habe ich erst 1848 erblickt."

Adolf Fischhof ist ein grüner Poet geblieben sein Leben lang.

Eine auswärtige Deputation begrüßte eines Tages den, wie gesagt, im Konzertsaale des Musikvereins tagenden Sicherheits-Ausschuß. „Möge dieser Raum," antwortete Fischhof, „bisher den Harmonien der Töne geweiht, fortan der Harmonie der Völker gewidmet sein." Die Ansprache war prachtvoll. Ich saß an seiner Seite und sah im Vibrieren seines ganzen Körpers die Zeichen seiner tiefen Bewegung. Der poetische Optimismus und der Wunsch nach friedlicher Vereinigung der Völker haben ihn nie verlassen.

Nach der Katastrophe von 1866 trat er aus jahrelangem Schweigen hervor. Er meinte damals, es könne durch die Vereinigung einer Anzahl wohlangesehener Männer ein Völkerfriede in Österreich erreicht oder doch vorbereitet werden. Das war der Inhalt seiner Schrift: „Ein Blick auf Österreichs Lage."

Der Versuch mißlang.

In den letzten Monaten des Jahres 1878 war es Fischhof gelungen, mit Rieger eine Reihe von Punkten festzustellen, die als das „Emmersdorfer Memorandum" die Grundlage von Verhandlungen zwischen Deutschen und Tschechen bilden sollten. Er sandte den Vorschlag an Herbst.

Das geschah in dem denkbar unglücklichsten Zeitpunkte, zwischen der Vorlage des Berliner Vertrages an das Parlament (4. November 1878) und seiner Beratung (Januar 1879). Die deutsche Linke war damals so tief gespalten, daß die führenden Persönlichkeiten beider Richtungen in erster Linie dafür zu sorgen hatten, daß die Teilung der Deutschen nicht eine dauernde werde, und gerade in der deutsch-tschechischen Frage so maßgebende Abgeordnete, wie E. v. Plener und Wolfrum, hatten sich von Herbst getrennt. Auch hatte Fischhof das Unglück, daß sich seinen Bemühungen ein Vermittler zugesellte, den Schäffle (Aus meinem Leben, Bd. I, S. 248) als seinen „börsianischen Detektiv" bezeichnet hat.

Am 3. Dezember lehnte Herbst unter einem nebensächlichen Vorwande ab.

Die Jahre rollten weiter. Fischhof verlebte sie in der Zurückgezogenheit des Philosophen. Am 28. März 1893 habe ich auf Wunsch von überlebenden Legionären an seinem Grabe gesprochen. Am folgenden Tage stellte sich mir ein Herr als Fischhofs Bruder vor und übergab mir im Namen der Familie als ein Zeichen der Erinnerung an den Verstorbenen einen Brief. Es ist Eötvös' Absage auf Fischhofs Einladung zu Konferenzen angesehener Personen, datiert Ofen, 8. November 1866.

Wenige Jahre später, im September 1895, versammelten sich die in Wien wohnenden Techniker aus jener Zeit. Wir tauschten Lebenserinnerungen aus. Mancher erzählte von großen Bauten, die er entworfen oder ausgeführt; einer war Statistiker und dieser stellte fest, daß wir anwesenden 21 Männer im durchschnittlichen Alter von 63 Jahren 95 Kinder und Enkel besaßen. Er folgerte, daß Idealismus, technische Leistungen und physische Gesundheit wohlvereinbare Dinge seien. Allerdings fiel der Zeitpunkt der Beendigung der technischen Studien für die Achtundvierziger zusammen mit dem Beginne der größten Eisenbahnbauten und vielen

wurde hierdurch die Möglichkeit, ein Hauswesen zu begründen, schon in warmer Jugend geboten.

Die Jahre rollten noch weiter. Am 13. März 1908, nachdem sechzig Jahre seit dem Erwachen Österreichs vorübergegangen waren, kamen aus den verschiedenen Teilen des Reiches, soweit Alter und Gebrechlichkeit es gestatteten, die Reste der Legion zur Feier des Tages zusammen. Von den Tausenden von damals erschienen noch 43. „Für uns," konnte der 76jährige Festredner sagen, „nehmen wir nichts in Anspruch als das Bewußtsein, treu geblieben zu sein uns selbst, unseren Pflichten gegen das Vaterland und jenen Grundsätzen, auf denen alle Zivilisation beruht." Hierauf stimmte der Chor das Gaudeamus an. Der jüngste Sänger war 75 und der älteste 86 Jahre alt. Dreizehn Sänger hatten das achtzigste Lebensjahr überschritten.

IV.

Prag 1849 — Erwachende Vorliebe für Geologie — Rückkehr nach Wien — Assistent Bézard — Erste Vorlage eines Manuskriptes 1850 — Karlsbad — Prinz Johann von Sachsen — Geognostische Skizze von Karlsbad — Unterricht in Bézards Wohnung.

1849—1850.

Nun folgt eine stille Zeit des Schmerzes, des Schweigens, der ernsten Selbstzucht und der Wahl eines Lebenspfades.

Die Mutter und die jüngeren Geschwister waren bereits im November 1848 nach Wien zurückgekehrt und ich blieb allein bei der Großmutter in Prag zurück, in dem alten, geräumigen Familienhause der Zdekauer, in dem ich ungezählte fröhliche Stunden eines glücklichen Knabenalters zugebracht hatte.

So wie damals steht heute das alte Haus in der Rittergasse. Ein jüngeres Geschlecht bewohnt es heute und hat es nach seinen Erfordernissen eingerichtet. In dem ersten seiner drei Stockwerke besteht es aus einem Vorder- und einem Hinterhause. In dem verbindenden Quertrakte links befand sich die Kanzlei des Großvaters.

In das Vorderhaus eintretend gelangte man, ohne irgendein Vorzimmer zu betreten, sofort in das größte Gemach der Wohnung. Es war einfach gehalten, ohne Bilder, aber auch Kleiderhaken oder ähnliches gab es nicht; die Mäntel wurden über die Lehnen der Sessel gehängt oder auf das lange Kanapee gelegt. Dagegen gab es ein seither völlig verschwundenes Gerät, nämlich Spucknäpfe mit einem Deckel, der mittelst einer langen Handhabe geöffnet wurde.

An dem großen Tische, der die Mitte einnahm, speiste unter dem Vorsitze der Großeltern die ganze Familie. So war es in meinen Knabenjahren. Jetzt war der Großvater tot. Bis auf die jüngste Tochter hatten alle Kinder geheiratet oder als erwachsene Söhne selbständige Wohnungen gemietet. In den rückwärtigen Zimmern wohnte ganz allein der alte Veith. Neben ihm wurde ich einquartiert.

Die Aufnahme, die ich in dem leergewordenen Hause fand, war selbstverständlich die denkbar herzlichste, und dennoch trübte mir manches den Aufenthalt. Zuerst mein Fußleiden, das mich noch den ganzen Winter hindurch in ärztlicher Behandlung ließ. Dann die politische Stimmung. Drei oder vier Onkel pflegten aus der Kanzlei täglich in das nun viel zu große Speisezimmer herüber zu kommen. Sie lebten völlig ihrem Berufe. Da kam es vor, daß einer oder der andere laut die Ruhe des Belagerungszustandes pries. Ich schwieg. Dann schwieg bald in meiner Gegenwart all das politische Gespräch, das sonst die Stadt so sehr bewegte. Zum Teil geschah es wohl aus Schonung für die alte Großmutter; aber auch ihr, die mich so sehr liebte, war mein schäbiges Zerevis ein Greuel.

Das war nicht alles. Ich wußte, daß mein Vater bei Übernahme der Pfeifferschen Lederfabrik in Wien schwere Lasten auf sich genommen hatte, und daß der Verkehr stockte. Jeder Kreuzer, den ich in Prag ausgeben mußte, gestaltete sich mir in Gedanken zu einem Vorwurfe, und es bedurfte der Mahnungen meines immer wohlmeinenden Onkels Eduard, um mich zur Anschaffung einer anständigen Kleidung zu bewegen.

Die Studien an der Prager Technik waren noch wenig geordnet. An der Universität ließ ich mich als außerordentlichen Hörer bei Professor Kulik für höhere Mathematik einschreiben, ebenso bei Kolenati für Zoologie; der letztere hielt aber nur wenige Vorlesungen und unterbrach dann wegen Krankheit das Kollegium. Unterdessen zog mich die Sammlung silurischer Versteinerungen im böhmischen Museum immer lebhafter an. Der Kustos Dormitzer war es, der mir die ersten ernsteren Anregungen gab. Er gestattete mir auch, die Laden zu öffnen, und im Sommer 1849 durfte ich ihn auf einem geologischen Spaziergange nach Kuchelbad begleiten.

Der Anblick der Reste einer längst vergangenen Meeresbevölkerung, der Gedanke an die gewaltigen Veränderungen, die das Land erlitten, und das Bewußtsein, daß der Schlag meines Hammers ein Gebilde entblößen mag, welches kein Sterblicher vor mir gesehen, ergriffen meine Phantasie so völlig, daß die Aufmerksamkeit für andere Studien kaum festzuhalten war, und daß, sobald mein

Fußleiden es gestattete, jeder freie Tag an irgendeinem petrefakten-reichen Punkte in der Nähe von Prag, zumeist bei Dworetz und gewöhnlich in Gesellschaft meines jüngeren Vetters Moritz Pfeiffer zugebracht wurde.

Ich schrieb meinem Vater begeisterte Briefe und suchte ihm zu beschreiben, was die Graptolithen, zarte Seetiere, die auf dem Schiefer von Kuchelbad in schwachen Umrissen erhalten sind, für wunderbare Wesen seien. Der gute Vater war weniger begeistert; er meinte, ich solle Chemie studieren und solche Fächer, die mir einstens für die Lederfabrikation von Vorteil sein könnten. Mein Bruder Friedrich schrieb vertraulich, er fürchtete, daß der Vater von dem Geschäftsführer hintergangen werde; meine Rückkehr und mein baldiger Eintritt in das Geschäft seien unausweichlich.

Meine Lage begann eine harte zu werden. Ich mied gesellschaftlichen Umgang. In den Abendstunden suchte ich Erholung in den Resten einer alten Bibliothek, die ich in einem der Schränke meines Zimmers vorfand. Hier fesselten mich F. K. v. Mosers Schriften, die zahlreichen Bände von Schlözers Briefwechsel und seiner Staatsanzeigen. Zu lernen, daß die jetzt verhöhnten Gedanken, die uns in Wien beherrscht hatten, nicht ein vorübergehender Rausch Europas gewesen seien, bot mir Trost und Beruhigung. Es gab stille Stunden, in denen ich den alten Verfasser hätte umarmen mögen.

Endlich, im Sommer 1849, kehrte ich nach Wien zurück und begann wieder die Studien am Polytechnikum. Praktische Geometrie bei Stampfer und Mechanik bei Adam Burg waren meine Hauptfächer. Um meinen Vater zu erfreuen, fertigte ich eine große Zeichnung der Fabrik an. Er gab mir dafür zehn Gulden, eine Riesensumme für einen damaligen Studenten; es war das erste Geld, das ich mir selbst verdiente. Tagtäglich hatte ich zu Fuß den weiten Weg von der Pfeiffergasse in Sechshaus in das Polytechnikum zurückzulegen. Ich speiste mit vielen Kollegen um 12 Kreuzer Conv. Münze beim Goldenen Fassel in der Schleifmühlgasse, einer finsteren Kneipe, die heute noch (1912) unverändert besteht.

Die Studien waren anregend; Stampfer, oder vielmehr sein Sohn, der als Assistent für den alten Vater eintrat, führte uns

vor die Stadt hinaus und lehrte uns in der Gemeinde Ober-S. Veit die Vermessungskunde und das Nivellieren. Burgs Assistent war ein junger Pole, Cäsar Bézard von Bézardowsky, von schlankem und zartem Körperbau, mit einem flaumigen blonden Bart, dabei feurig in seiner Redeweise, unermüdlich in seinen Erläuterungen, stets mit den neuesten Fachjournalen in der Tasche, der ausgesprochene Liebling aller Studenten.

Trotz alledem fühlte ich mich unbefriedigt. Am 4. Januar 1850 schrieb ich meinem Onkel Eduard nach Prag: „Wenn ich in meiner Kindheit schon die Leere der Gymnasien empfand, so fühlte ich dann um so schmerzlicher, daß die Technik bloß praktisches Brotstudium sei und daß selbst die vielgerühmte Mathematik wohl Scharfsinn und Erinnerung schärft, aber alles übrige kalt läßt. Ich dränge mich um so fester an eine Wissenschaft . . .“

Dazu kam, daß Wien mit seinen von jungen und konchylienreichen Meeresablagerungen umsäumten Bergen, mit den Weingärten auf dieser Umsäumung und mit seiner reichen, grünen Ebene ein von Prag so abweichendes Bild darbot. Ich weiß heute nicht, woher ich die Zeit nahm, um meine Studien über Graptolithen zu vollenden. Tatsächlich habe ich am 19. April 1850, dem von Haidinger gegründeten Verein der Freunde der Naturwissenschaften das fertige Manuskript vorgelegt. Unter diesen Studien hatte sich im Beginn des Sommers bei mir ein Leberleiden eingestellt. Es zeigte entzündliche Merkmale. Man verordnete Blutegel. Kollegen, die mich in Sechshaus besucht hatten, brachten Nachricht hiervon an das Polytechnikum. Bézard erklärte, niemand verstehe das Egelsetzen so gut wie er. Richtig kam er in die Fabrik und setzte mir sieben Egel an die Stelle der Leber. Ich habe davon durch viel Jahre die Narben an meinem Leibe getragen.

Ich mußte nach Karlsbad gehen.

Die Granitsäulen, aus gehäuften polsterförmigen Massen bestehend, reizten hier meine Aufmerksamkeit. Ich begann mehrere der Granitsäulen zu zeichnen. Eines Tages gesellte sich ein kleiner ältlicher Herr zu mir, ließ sich die Sachen so gut ich es vermochte, erklären, sprach dann von etwaigen Einflüssen der Moose auf die Verwitterung des Granites und auf die Erweiterung der Fugen, setzte mich durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse in Staunen,

und da ein Wort das andere gab, wohl auch in Verlegenheit. Am zweiten Tage war er wieder zur Stelle', am dritten auch. Beim Heimwege ging er einige Schritte vor mir. Ein Fremder trat hinzu und frug, ob ich meinen Begleiter kenne. Es ist der Prinz Johann von Sachsen, sagte er.

Der Prinz hatte das Gespräch bemerkt, und kam nicht mehr. Das war meine kurze Bekanntschaft mit dem nachmaligen Könige Johann, bekannt als Philalethes, der Übersetzer Dantes. Sie hatte mir drei anregende Nachmittage gegeben.

Karlsbad, das in Granit geschnittene Tal, bot landschaftlich wie im Baue wieder so auffallenden Gegensatz zu Prag, wie zu Wien, daß ich nicht müde wurde in Wanderung und genauerer Betrachtung. Das wurde bemerkt, und die Kronbergsche Buchhandlung auf der Alten Wiese lud mich ein für den Wegweiser für Kurgäste, den sie eben im Begriffe war herauszugeben, einen geologischen oder wie man damals sagte, geognostischen Abschnitt zu schreiben. Dieses ist meine erste Veröffentlichung gewesen. Das Büchlein erschien im Winter 1850/51.

In Prag lebte der berühmte Paläontologe Joach. Barrande. Er war eine hochgewachsene, stramme, Achtung gebietende Erscheinung, bartlos, mit weißem Kopf, ein weißes Tuch hoch um den Hals gebunden und mit einem Rocke, der bis an die Knöchel reichte. Er war einst der Erzieher und jetzt der vertrauteste Ratgeber des Herzogs von Chambord (Henri v. Bourbon) und war nach der Julirevolution mit dem flüchtigen französischen Hofe nach Prag gekommen. Gefesselt durch den Reichtum an Versteinerungen aus den ältesten Formationen, hatte er sich dauernd in Prag niedergelassen, eine umfassende Sammlung angelegt und die Veröffentlichung eines trefflichen, vielbändigen Werkes unternommen.

In meiner jugendlichen Naivität hatte ich mir nicht träumen lassen, daß es ein Ersitzen von Rechten auf die Erforschung eines Gebietes geben könne. Sobald man mich über die Sachlage aufgeklärt hatte, schrieb ich im Januar an Barrande und bot ihm meine ganze Sammlung von Graptolithen und meine Ergebnisse an. Er antwortete, er könne nicht annehmen. Im April legte ich dann, wie gesagt, meine Arbeit zur Veröffentlichung vor. Barrande aber beeilte sich, mir mit einer Publikation über denselben Gegen-

stand zuvorzukommen. Das gelang ihm leicht, und nun fiel mir in Karlsbad die für einen Anfänger wenig aufmunternde Aufgabe zu, in meine Korrekturabzüge Barrandes Namen einzufügen, dem die Priorität zukam. Ich tat es in lojalster Weise; Barrande er- eröffnete eine Polemik; ich antwortete nicht.

So vollzog sich mein Eintritt in die wissenschaftliche Literatur — bei schlechtem Wetter. Einige Jahre später hat mich übrigens Barrande mit seinem Besuche in Wien überrascht. Er hatte sich die Sache seither doch ruhig überlegt, und aus seinen Worten und aus wiederholten Besuchen wuchs sogar noch ein freundschaftliches Verhältnis hervor, das bis zu seinem Tode angedauert hat.

Diese Dinge hatten die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf mich gelenkt, vor allem mir den Zutritt in das Kais. Mineralien-kabinett und den Umgang mit den dortigen Gelehrten eröffnet. Ein junger Mann, der einen englischen oder französischen Brief-wechsel fließend zu führen wußte, war zu jener Zeit in Wien so selten, daß man mir gerne diese oder jene Arbeit übergab.

Im Oktober 1850 wurde ich regelmäßig für Baukunst (Stummer), Chemie (Schrötter), ferner ein zweites Mal für praktische Geometrie (Stampfer), ferner als außerordentlicher Hörer der Universität für theoretische Astronomie (Littrow) eingeschrieben. Aus Mechanik legte ich eine nachträgliche Prüfung ab und kam dabei neuerdings mit Bézard in Berührung. Feines Lackleder wurde gesucht, und ich baute für meinen Vater in Sechshaus neue Lacköfen. Bei alledem standen meine Gedanken doch immer im Kais. Museum.

Bézard lud mich mit vier oder fünf meiner Kollegen ein, ihn dreimal in der Woche zu besuchen. Er wolle uns neue Maschinen erklären, ich solle englischen Unterricht erteilen und die kleine Ge-sellschaft so weit bringen, daß sie die Fachjournale verstehe. Der Plan schien uns vortrefflich. Wieden, Hauptstraße, gegenüber dem Gasthofe zur Stadt Triest stand ein altes Haus. Über eine finstere Schneckenstiege gelangte man in das zweite Stockwerk, Bézards Wohnung. Über dieser erhob sich noch eine Mansarde. Bézard legte uns große Mappen vor und erläuterte diese. Ich begann mit einem einfachen Lesebuche. Alles ging vortrefflich.

Etwa nach der dritten oder vierten Stunde sagte Bézard, er wolle uns etwas Schönes zeigen. In der Dachwohnung über ihm

wohne ein ungarischer Artillerieoffizier, der an der Verteidigung der Festung Komorn beteiligt war, durch die Kapitulation der Festung frei geworden sei und sich jetzt mit dem Zeichnen von Plänen beschäftige. Er heiße Mai.

Wir folgten über die Treppe hinauf. An dem Fenster der Mansarde saß vor einem großen Zeichenbrett ein Mann von mittlerer Größe, mit wetterharten Zügen und einem halb ergrauten Schnurrbart. Er war mürrisch, wollte in seiner Arbeit nicht gestört sein und deckte die Zeichnung zu. Wir entschuldigten uns und zogen ab.

V.

Verhaftung 1850 — In den Kasematten — Kriegsgericht — Werder und Carlotto — Erkrankung — Mais Tod — Enthaftung 1851 — Matschekо und Gablenz.

1850—1851.

An einem der ersten Tage des Monats Dezember 1850 ging mein Vater aus unserem Wohnhause (heute Wollzeile Nr. 7) durch den gegenüberliegenden Zwettl-Hof gegen den Stefansplatz. Ein Mann in einem Pelz rannte ihn an. Mein Vater wollte ihn zur Rede stellen. Der Fremde sagte kurz: „Morgen ist bei Ihnen Haussuchung“ und verschwand. Erschreckt eilte mein Vater nach Hause und nun wurde alles durchsucht, jede Lade umgestürzt, aber nichts, gar nichts Verdächtiges vorgefunden bis auf einige Zeitschriften und Karrikaturen aus 1848.

Mein Vater vermutete in dem Manne eine Persönlichkeit, die früher in seinen Diensten gestanden war und nun zur Polizei übergetreten sein mochte. Er stellte mich aufs eindringlichste zur Rede und frug, ob ich mich in irgendeine verbotene oder verdächtige Sache eingelassen habe; ich konnte mit dem reinsten Gewissen antworten, daß es nicht der Fall sei.

Er beruhigte sich. Am folgenden Tage kam keine Haussuchung, am zweiten auch nicht. Am dritten erschien sie und fand nichts. Immerhin nahm man aus meinem Schreibtische alle Briefschaften mit.

Ich ging ins Kollegium. Am Polytechnikum fehlte Bézard; ein Gerücht sagte, er sei verhaftet. Auch einige meiner Kollegen sah man nicht und es verlautete von ihnen dasselbe.

Unsere Wohnung befand sich im dritten Stockwerke und hatte fünf Fenster gegen die Wollzeile. Die beiden ersten entsprachen dem Speisezimmer, das mittlere dem Schlafzimmer der Eltern und die beiden letzten einem Zimmer, das ich mit meinem Bruder Friedrich bewohnte. Dieses stand durch eine Türe mit dem Schlafzimmer der Eltern und durch eine gegenüber von den Fenstern liegende

Tapetentür mit den Hofzimmern in Verbindung, die von meinen jüngeren Geschwistern bewohnt waren.

Am 16. Dezember morgens 1/2 7 Uhr, als wir noch zu Bette lagen, hörte ich Geräusch bei meinen Eltern. Ein Mann in einem sehr langen Überrocke trat aus ihrem Schlafzimmer heraus, stellte sich knapp vor mein Bett und frug nach meinem Namen. „Wollen Sie sich ankleiden; ich habe Befehl, Sie zu verhaften," sagte er, wies dabei ein Papier vor und rief laut: „Johann." Bei diesem Rufe öffnete sich auf der anderen Seite des Zimmers die Tapetentür und ein zweites Organ der Polizei wurde sichtbar. „Es ist," sagte der Beamte, „wie Sie sehen, für alles gesorgt; ich rechne darauf, daß Sie mir ruhig folgen werden."

Von meinen tiefbekümmerten Eltern konnte ich nur durch eine Handbewegung Abschied nehmen.

Auf der Straße angelangt, bot mir der Beamte, artig und vorsichtig zugleich, den Arm. Der „Johann" wurde vorausgeschickt. Unser Weg war nicht weit. Er führte schräge über den Hohen Markt zum Stabsstockhause in der Sterngasse.

Alte Wiener mögen sich einer mehrere Stockwerke hohen, grauen Mauer erinnern, die gegenüber von der Gonzaga-Bastei gegen die Stadtseite hin den Salzgries begrenzte. Bunte Plakate bedeckten ihren Fuß; darüber war alles eine dunkle, öde Fläche. Sie war geradezu ein finsterer Fleck in dem Stadtbilde. Von der Höhe der Bastei aus nahm man wahr, daß innerhalb der Mauer und von ihr durch einen tiefliegenden Raum getrennt, ein noch viel höheres Gebäude stand, das fast ebenso abschreckend aussah, nur da und dort eine kleine, kaum ein Fensterchen zu nennende Öffnung, und in großer Höhe, nahe unter dem Dache, zwei von weißem Anstrich umrahmte, einigermaßen normale Fenster aufwies. Seine besondere Höhe verdankte das Gebäude dem Umstande, daß es zum Teil auf dem steilen einstigen Uferrande der Donau stand, über dessen Fortsetzung die nahe Fischer-Stiege führt.

Dieses düstere Bauwerk war das von Kaiser Joseph aufgehobene Kloster der Sieben-Büchnerinnen, zu dieser Zeit das Stabsstock- oder Polizei-Haus. Da der Eintritt nur durch die Sterngasse erfolgte, nannte es der Wiener Volksmund das „Hotel Stern".

Als wir, der Beamte und ich, Arm in Arm in den weiten Hof

eintraten, spazierten einige Verhaftete gruppenweise herum. „Die Gouvernante, die Gouvernante," rief einer von ihnen, „sie bringt schon wieder einen Eleven."

Ich wurde in eine Kanzlei geführt, mein Name in ein Protokoll eingetragen und ich selbst völlig entkleidet. Meine Uhr und zwei kleine blaue Hemdknöpfchen aus Türkis, das einzige Andenken, das ich noch heute aus jenen Tagen besitze, wurden in Verwahrung genommen.

Eine Ziffer wurde gerufen, ich glaube 34; dann wurde ich abgeführt. Es ging eine Treppe hinab, dann noch eine, und noch tiefer und tiefer. Vor mir ging der Kerkermeister mit dem Schlüsselbunde, hinter mir ein Wachmann. Wir gelangten in einen finsteren Gang und eine schwere Tür wurde geöffnet. Aus dem Hintergrunde des Gelasses, in das ich eintrat, rief eine Stimme mit fremdem Akzent: „Wir sind schon sechs; kein Platz." Die Tür war jedoch bereits zugeschlagen und geschlossen.

Hier stand ich. Mein Auge hatte sich noch nicht an das Halbdunkel gewöhnt. Ich hatte öfters Bergwerke besucht, und nun war mir, als hätte man mich binnen kaum mehr als einer halben Stunde aus meinem Bette im elterlichen Hause in einen tiefen, tiefen Schacht, bis in die ewigen Teufen der menschlichen Gesellschaft versenkt.

Ich begann zu sehen. Vor mir, hoch oben, kam etwas Licht durch zwei schwer vergitterte Öffnungen; auf der anderen Langseite, zu meiner Rechten, von der Türe an bis zum Hintergrunde des Raumes, erkannte ich eine hölzerne Pritsche, auf der mehrere kaum unterscheidbare menschliche Gestalten lagen. An der Wand unter den Lichtöffnungen drei oder vier schwere Holzblöcke, die, wie ich bald lernte, Tisch und Sessel vorstellten. Links in der Ecke ein würfelförmiger Kasten, der einen Kübel enthielt.

„Sind Sie ein Politischer?" rief die fremde Stimme.

„Ein Student," sagte ich.

„Also her zu mir."

Unterdessen hörte man wieder den Schlüssel im Schlosse; man rief an der Türe: „Student Bauer." Eine menschliche Figur löste sich von der Pritsche und ging ab. (Etwa vierzig oder fünfzig Jahre später hat sich mir dieser Student Bauer als kön. ungarischer Eisenbahninspektor in Pension vorgestellt.)

Nun zu den Personen.

Der Türe zunächst lagen zwei Drahtbinder, Vater und Sohn, eines Einbruches in Döbling beschuldigt, arme Teufel, unaufhörlich weinend und in einer schwer verständlichen Sprache ihre Unschuld beteuernd.

Dann folgten zwei viel weniger sympathische Figuren, scheinbar dem Mittelstande angehörige Betrüger oder Diebe.

Den fünften Platz hatte Bauer gehabt und dieser wurde nun mir von dem Manne mit dem fremden Akzent zugeteilt, der den sechsten, den Eckplatz, einnahm und der den ganzen Raum diktatorisch beherrschte. Es war klar, daß er sich durch politisch Beschuldigte abtrennen wollte von der anderen Gesellschaft.

Er war ein Russe oder Pole. Mit einer artigen Handbewegung wies er mir den Platz an seiner Seite an.

Nach einigen Stunden des Schweigens frug er, ob ich französisch spreche und auf meine Bejahung, ergoß sich eine Flut französischer Beredsamkeit über mich, den wenig zur Aufmerksamkeit Geneigten. Aber es war die Öffnung einer Schleuse. Durch viele Monate hatte dieser unruhige Geist in langen Kerkernächten seine bunten Erinnerungen gesammelt, geschmückt und umgestaltet, begleitet dabei von dem Streben, als ein besonders abgefeimter Gauner zu erscheinen. Durch meine eigenen Erlebnisse gefesselt, kam ich erst nachträglich zu einigem Nachdenken über alle Sonderbarkeiten des Gehörten, und ich weiß nicht, ob in dem nachfolgenden Versuche, ein Bruchstück seines Gedankenganges wiederherzustellen, meine eigene Erinnerung nicht auch Einzelnes verschoben oder unwillkürlich verziert hat.

Zuerst erzählte er, wie er als Knabe für „Alles“ zu einer russischen Fürstin kam, wie sie nach Ägypten gingen, die Pyramiden bestiegen usw. „Sehen sie,“ so sagte er weiter, meine Fürstin hatte eine Kammerjungfer, auf die sie große Stücke hielt; die verstand die Kunst des Kartenaufschlagens und die sagte mir, die Karten könnten sprechen, aber unsereins verstände sie nicht. Dann blätterte ich einmal in unserer Bibliothek in einem dicken Buche und las als Schlagwort auf der Seite links: Philosophie, und auf der Seite rechts: Descartes. Blitzartig durchzuckte mich ein Gedanke; ich meinte, eine Philosophie Descartes zu finden, aber es war alles

unverständliches Zeug und nun begann ich selbst eine Philosophie der Karten zu suchen.“

„Anfangs zweifelte ich, denn ich dachte mir, der Maler könne auf sein Brett so viel Herzbuben oder Treffsieben malen als er wolle, und er könne doch nicht jedem zugleich eine Empfindung geben. Dann kam ich aber zu unserem Gärtner und sah in langer Reihe so und so viele Geranien und Nelken, von denen er so viele Individuen erzeugen konnte als er wollte und er meinte doch, sie seien gleichsam lebende Wesen. Er sagte mir in vollem Ernste, es seien männliche und auch weibliche Organe da; denken und sprechen könnten die Blumen freilich nicht, wenn auch Verliebte von einer Blumensprache reden, aber irgend eine Neigung und Abneigung müsse wohl vorhanden sein, und darum dürfe man z. B. die gelben Blumen nicht neben die lichtroten binden, das vertrage sich nicht.“

„So, dachte ich weiter, könnten wohl die Karten nicht denken wie wir und verstünden nicht die Spiele, die mit ihnen gespielt werden. Aber der Mensch versteht ja auch gar oft nicht die Spiele, die mit ihm selbst gespielt werden. Irgend eine Empfindung müsse aber auch bei den Karten vorhanden sein, und würde man die Neigungen und Abneigungen der Karten kennen, so würde man sich auch die Zuneigung einzelner erwerben und dann die Spiele leichter spielen können. Bei den Menschen ist es ja auch nicht anders; man gewinnt die Zuneigung einzelner und regiert das ganze Menschenspiel. Dem Herzkönig plagt der Hochmut. Der Treffbube hat mehrere Vorgesetzte, aber er unterwirft sich sicher lieber seiner Dame als seinem König, oder gar er, der junge Kavalier, dem plebejischen Aß.“

„Ja, dieses Aß! Dieser allerletzte und allerärmste aus der proletarischen Masse sticht seinen eigenen König und jagt die ganze Dynastie zum Teufel. Die Exzellenzen zählen aber ruhig ihre Levés und bemerken gar nicht, wie ihnen dabei der Spott der Hölle durch die Finger schleicht.“

„So habe ich durch langes Nachdenken und mit dem Rate von Freunden die wahren Finessen des Kartenspieles kennen gelernt. Kann man das aber einem Richter begreiflich machen? Et me voiçi donc dans cette — excusez — dans cette ménagerie.“

Als er meine Stimmung bemerkte und ich ein Wort von meinen Eltern sprach, versuchte er mich zu beruhigen und nun zeigte sich, daß diesem Verbrecher weder das teilnehmende Gemüt fehlte, noch die zartesten Wendungen des Gespräches. Nicht mit einer Silbe forschte er nach der Ursache meiner Verhaftung und ich hätte auch nicht zu antworten gewußt. —

Die Menage in dieser Menagerie vollzog sich durch das Erscheinen einer großen Schüssel mit Kartoffeln oder Gemüse, in die jeder mit seinem Holzlöffel hineinfuhr und der Glücklichere zuweilen ein Stück zerschnittenen Fleisches fischte. Die Reinigung und die niedrigsten Dienste besorgten die Drahtbinder.

Unter der Wucht der unmittelbar nachfolgenden Erlebnisse hätte ich vielleicht diese ganze Kartenphilosophie völlig vergessen, wenn nicht wenige Jahre darauf durch einen Zufall Puschkins Novelle „Die Pique-Dame" in meine Hände gefallen wäre. Hier bedroht ein Offizier eine alte Dame am Leben, um sie zur Nennung von drei Glückskarten zu zwingen. Der Schreck tötet die Dame; zur Nachtzeit erscheint die Tote dem Offizier und nennt ihm dennoch drei Karten. Er spielt. Die erste gewinnt ihm ein Vermögen. Die zweite verdoppelt es. Die dritte entreißt ihm alles. Das ist die Pique-Dame. Zugleich scheint ihm das Kartenblatt höhnend die Gesichtszüge der Toten anzunehmen. Er stirbt im Irrenhause.

So lernte ich, wie verbreitet ähnliche Wahnvorstellungen von der Personifikation der Kartenblätter in Rußland seien, und ich suchte nun die Reste der Erinnerung aneinanderzufügen.

Am dritten Tage wurde ich vor das Kriegsgericht gerufen.

Auf dem Wege in die oberen Stockwerke, als vom Hofe her wärmende Sonnenstrahlen in die Gänge fielen, vollzog sich in mir ein eigentümlicher Stimmungswechsel. Es war wie ein Erwachen nach einem betäubenden Schlage. Jetzt erst kochte in mir die Entrüstung darüber auf, daß man mich, den doch nicht der geringste Vorwurf treffen konnte, hinabgestoßen hatte zu dem Abschaum der Bevölkerung. Jetzt erst fühlte ich, wie unwürdig ich behandelt wurde. Ein männlicher Stolz erfüllte mich und vielleicht habe ich mich nie freier und stärker gefühlt, als zwischen den Wachen, die mich vor das gefürchtete Gericht führten.

Wir gelangten in einen ziemlich langen Raum mit tonnenförmig gewölbter Decke. Den Vorsitz führte ein Auditor; neben ihm standen auf einem Tischchen ein Kruzifix und zwei brennende Kerzen und an den Längsseiten des Tisches saßen je zwei Vertreter jedes militärischen Ranges, vom Hauptmann (? Oberleutnant) bis zum Gemeinen herab. Ich selbst befand mich am unteren Ende des Tisches, auffallend weit vom vorsitzenden Auditor, der auch das Verhör führte.

Die militärischen Beisitzer waren, soweit ich sie übersehen konnte, aus dem Invalidenkorps genommen und waren alte, ergraute Männer. Nach Abnahme der Personalien frug der Auditor: „Kennen Sie den N. N.?" — Nein. — „Kennen Sie ihn wirklich nicht?" — Auf mein Ehrenwort: Nein. — „Sie werden schwören."

Ich wendete mich an die Beisitzer. Sie alle seien brave kaiserliche Offiziere und Soldaten, sagte ich, für sie gehe nichts über die Ehre. Sie hätten aber kein Recht, von dem Ehrenworte eines braven Studenten anders zu denken. Ich werde schwören, sagte ich, weil das Gesetz es vorschreibt, aber nicht als ob ich irgend etwas auf der Welt höher stellen würde als mein Ehrenwort.

Hierauf schritt ich vor zum Kruzifix und schwur. Rückkehrend zu meinem Platze konnte ich wahrnehmen, daß meine Worte nicht ganz ohne Eindruck auf die Graubärte geblieben waren, und ich glaubte sogar, daß einer von ihnen mir zustimmend zunickte. Das Verhör nahm seinen Fortgang. Ich wurde wieder abgeführt in die Unterwelt.

Nicht lange darauf, ich glaube schon am folgenden Vormittag, wurde ich wieder geholt. Man erklärte mir, ich würde ausnahmsweise als ein politisch Verurteilter behandelt werden. Erst über wiederholtes Fragen erfuhr ich, daß mir damit eine besondere Gnade erwiesen werde, indem politisch Verurteilte besser behandelt werden, als die in Untersuchung befindlichen Häftlinge. Ich sah zwar die Logik dieses Verfahrens nicht ganz ein, aber ich folgte ihr gern.

Nun ging es aus der Kasematte aufwärts, immer höher, ein Stockwerk nach dem anderen, bis zu einem Gange, an dessen beiden Seiten sich Türen befanden. Eine zur Rechten, ich glaube die erste, wurde geöffnet und ich stand in einem hellen Zimmer mit zwei Fenstern und weiter Aussicht. Das waren die beiden

weißumrahmten, von der Gonzaga-Bastei aus sichtbaren Fenster. Zur Rechten, an der Schmalseite, stand ein reinliches, für mich bestimmtes Bett, ein zweites zwischen beiden Fenstern, ein drittes diesem gegenüber. Vor der entfernteren Querwand befand sich ein Tisch, auf diesem — o Wunder — mehrere Bücher.

Die beiden Verurteilten, mit denen ich das Zimmer zu teilen hatte, waren sehr verschiedene Persönlichkeiten, aber sie überboten sich an Freundlichkeit gegen mich.

Der eine war Dr. Werder (so beiläufig lautete der Name, aber ich kann ihn bei aller Mühe weder in meinem Gedächtnisse, noch in meinen Noten mit Sicherheit wiederfinden). Er war Advokat gewesen und hatte während der Belagerung Wiens im Belvedere-Garten einen Gerichtshof für gemeine Verbrecher improvisiert, der, wie er sagte, zur Aufrechterhaltung der Ordnung durchaus erforderlich war. Er war zu dreijähriger Haft verurteilt. Ein großer Teil davon war bereits vorüber. Er war ein Mann von etwa 50 Jahren, groß und hager.

Der zweite, Carlo Toaldo, war ein schwarzer, feuriger Italiener, kaum sieben oder acht Jahre älter als ich. Er hatte sich an dem Aufstande in Mailand beteiligt und hatte die Lieferung von Briefen an Kossuth in Kiutahia übernommen. Seine Strafe lautete auf 20 Jahre Festung.

Die Bücher auf dem Tische gehörten Dr. Werder. Es war ein altes, vielbändiges, ich glaube Pierersches Konversationslexikon, dessen Mitnahme man ihm gestattet hatte. Da die Aufsätze kurz waren und wenig Nachdenken erforderten, waren sie eine sehr passende Lektüre. Außerdem war Dr. Werder im Besitze eines Fernrohres, das aus irgend einer älteren Volksschule stammen mochte. Das Rohr war von grün überzogenem Pappdeckel; die Linsen gestatteten uns, an den Turmuhren der Leopoldstadt die Zeit abzulesen.

Licht, Luft, Reinlichkeit, gebildete Menschen, Bücher, es war wirklich eine Gnade.

Bald nach meinem Eintritte kam der Hausarzt, Dr. Gr., um sich zu erkundigen, wie ich untergebracht sei. Er sprach von allerlei, von kleinem Klatsch aus der Stadt, frug mich um meine Eltern u. a. Kaum war er aus dem Zimmer, als Werder und Toaldo mich auf das allerdringlichste warnten, mich je mit Dr. Gr. in ein

Gespräch einzulassen. „Hat er nur ein Haar von Ihnen, so hängt er Sie daran auf“, sagte Werder.

Ach, im Kerker befreundet man sich so rasch. Toaldo war wirklich ein schöner junger Mann. Er reichte mir beide Hände und bat mich, ich möchte ihn, wie in seinem Vaterhause, Carlotto nennen, er habe das Wort schon so lange nicht gehört und sollte jetzt für den besten Teil seines Lebens in die Festung Josefstadt abgeliefert werden. Ich war kindisch genug ihn zu bitten, er möge zu mir Teddyboy sagen. Dann flehte er mich an, ich möchte doch so gut es eben ginge zu ihm italienisch sprechen; er werde sich vorstellen, daß er einen jüngeren Bruder vor sich habe und glücklich sein.

So vergingen einige Tage.

Ich fand am Fensterbrett einen Glassplitter und begann in die Mauer zu ritzen: Jus ... Der Mörtel fiel ab. Ohne daß ich es bemerkt hätte, stand Dr. Werder hinter mir. „Das kennen wir schon“, sagte er, „Justum ac tenacem ..., das müssen Sie, junger Freund, nicht an die Wand, das müssen Sie sich tief, tief ins Herz schreiben, wo es nie abfallen kann, wo Sie es täglich lesen können und niemand anderer.“

Der Kerkermeister war ein böhmischer Feldwebel, ein gemütliches altes Haus und gerne zu einem kurzen Gespräche geneigt. Wir nannten ihn den Wenzel. Eines Tages rief er Dr. Werder auf den Gang hinaus; die Frau sei gekommen. Die Türe blieb offen stehen. Eine schlanke, hochgewachsene Dame mit deutlichen Spuren einstiger Schönheit stand da, grau gekleidet. Sie weinte nicht; sie küßte ihren Mann nicht; sie sprach nicht. Stumm sank sie ihm um den Hals und ihr Kopf neigte sich auf seine Schulter. Carlotto und ich standen an der Türe. Die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Schmerzes überwältigte uns. Wir traten zurück, schlossen die Türe und umarmten uns auch.

Das war einer der glücklicherweise seltenen Anblicke, in denen die in uns schlummernde Pein sich bis zum Tage hervordrängte.

Der Aufregungen waren aber doch für mich zu viele. Ich wurde ernstlich krank. Das war zu Weihnacht. Mein Kopf wurde sehr heiß und ich begann irre zu reden. Werder wollte mich heilen. Eine Flasche Rotwein, etwas Zucker, Gewürz und eine Weingeist-

flamme wurden ihm gestattet und er gab mir einen starken Glühwein zu trinken. Was durch die nächsten Tage bis gegen Neujahr vorgefallen ist, weiß ich nur aus Erzählungen, denn ich lag in schwerem Fieber.

Obwohl ich sowohl Werder als Carlotto mit der größten Bestimmtheit gesagt hatte, daß ich mir nicht der geringsten Schuld bewußt sei und daß meiner Verhaftung nur ein Irrtum oder eine schändliche Denunziation zugrunde liegen könne, beschlossen sie doch, Dr. Gr. keinesfalls an mein Bett zu lassen. Als nun der Arzt die Schwelle betrat, drohte Carlotto, er werde ihm sofort den Hals umdrehen, wenn er nicht den Raum verlasse. Werder, der Klügere, vermittelte. Er stellte dem zu Tod erschreckten Arzte, der ihn auf den Gang hinausgezogen hatte, vor, daß es gar keinen Zweck habe, sich dem aufgeregten Italiener gegenüber so augenscheinlicher Lebensgefahr auszusetzen, und zwar um so weniger, als ich mich offenbar in einem abnormen Geisteszustande befände und meine Worte vor Gericht keine Bedeutung haben könnten.

Der Arzt war froh, mit so glimpflicher Ausrede aus der bösen Gesellschaft zu kommen.

Zu Neujahr fühlte ich mich wieder gesund. Ich wurde zu einem zweiten Verhör gerufen. Unter verschiedenen anderen Fragen bezog sich eine auf einen von mir an meinen Vetter Moritz Pfeiffer in Prag gerichteten Brief, in dem ich seine Meinung über die neue Schrift betreffend die Erhebung Mittelitaliens verlangte. Ich antwortete, daß es sich um eine eben in deutscher Übersetzung erschienene Schrift des englischen Geologen Murchison über vulkanische Spalten handle, in der auch die Gebirgserhebung besprochen sei, und gab das Fach meiner Bibliothek an, in dem man das Heft finden würde. Ich führe diesen Zwischenfall hier an, um zu zeigen, wie leicht durch ein zweideutiges Wort Verdacht entstehen kann.

Ein entsetzliches Ereignis habe ich nun zu erwähnen, von dem ich nicht sagen kann, ob es sich vor oder nach meiner Erkrankung zutrug. Mitten in einer Nacht hörten wir plötzlich einen markerschütternden Schrei. Wir sprangen aus den Betten und glaubten noch ein Wimmern zu vernehmen. Kein Zweifel, es war ein Todesschrei. Rasche Schritte und ein Gewirre von Stimmen auf dem Gange folgten. Wir pochten an die Türe. Der Wenzel öffnete.

„In der Zelle schräg gegenüber", sagte er, „hat sich ein Arrestant lebendig verbrannt. Er hat Strohhalme aus seinem Bette ineinander geschoben, bis er die Lampe an der Zimmerdecke erreichte. So zündete er seinen Strohsack an und verbrannte sich selbst. Er hieß Mai."

Ein Schauder durchzuckte mich. Das also war das schreckliche Ende des mürrischen Mannes in der Mansarde der Wiedner Hauptstraße. Ein wirres Netz von Gedanken spann sich über mein Hirn. Und wenn dieser unglückselige Mann wirklich ein schlechtes Spiel gespielt, und wenn man uns jungen Leuten Mitteilung gemacht hätte, wenn wir selbstverständlich ihm jede Teilnahme versagt hätten, ebenso selbstverständlich unser Ehrbegriff uns verboten hätte zu denunzieren, wenn wir nun verhaftet wären, würde das Gericht uns nicht mit Recht der Mitwissenschaft bezichtigen? Und weiter, wenn dieser Mann wirklich gemeint hätte, irgend eine in seinem Sinne patriotische Tat zu begehen? Und dann zog die ganze Verkettung von Umständen, die mich an diese Stelle gebracht, wie ein böser, böser Traum an mir vorüber. Den Schrei habe ich aber nie vergessen. Auch heute nicht.

Der Vorfall ist öfters in den Schilderungen dieser Zeit erwähnt worden, so namentlich in den „Erinnerungen" Klapkas, des Kommandanten von Komorn. Er nennt Máy als Artillerie-Oberstleutnant während der Belagerung dieser Festung. Klapka meint, der hervordringende Rauch habe die Gefängniswärter herbeigezogen; aber der gräßliche Aufschrei war es. Klapka sagt weiter, Máy habe gefürchtet sich in den wiederholten Verhören einer Schwäche schuldig zu machen. Er habe sich geopfert für seine Freunde.

Am 17. Januar trat der Wenzel mit einem lächelnden Gesichte zu uns ein und sagte, noch zutraulicher als sonst, zu mir: „Morgen darf Ihnen die Frau Mutter die Kost von zu Haus' schicken."

Am nächsten Tage kam er wirklich mit einem großen Soufflé (Schaumkoch) und flüsterte dazu: „Es steckt a Zetterle drin."

Wirklich lag im Grunde des Früchtenschaums ein Papierstreifen, auf welchem von der Hand meines Vaters geschrieben stand: Morgen wirst Du frei.

Das war nun ein schwerer Abschied, namentlich für den armen

Carlotto. Ich flog wie ein Vogel aus dem Bauer ins Leben hinaus, und er sollte zurückbleiben, wohl noch 18 oder 19 Jahre. Entsetzlich.

Am folgenden Tage erschien in der Tat ein Beamter, der mir das Versprechen abnahm, nichts den Gang der Untersuchung Beeinflussendes auszusagen, und mir erklärte, ich sei frei.

Es war nicht einmal zur Formulierung einer Anklage gekommen. Der Beamte protokollierte in der Kanzlei die Entlassung, gab mir die Uhr und sonstige Kleinigkeiten zurück und führte mich zum Tore in die Sterngasse, wo mein schwergeprüfter Vater mich erwartete. Als ich in das Zimmer der guten Mutter eintrat und ich sie umarmen wollte, wich sie zweifelnd zwei Schritte zurück und dann erst küßte sie mich, und küßte, wie nur eine Mutter einen wiedergefundenen Sohn küssen kann. Auch bis zu ihr war das Gerücht gedrungen, daß ich den Verstand verloren hätte.

Als einen Gruß wollte ich noch einige Flaschen Rotwein an Werder und Carlotto schicken. Sie kamen zurück mit dem Bedeuten, daß jeder Versuch, mit den Arrestanten in Verbindung zu treten, ihnen und mir selbst die größten Unannehmlichkeiten bereiten würde. Die Fäden waren abgeschnitten.

Zugleich mit mir oder knapp zuvor waren Bézard, die beiden Assistenten Gabrieli und Oberndorfer, ferner zwei meiner Kollegen, Matscheko und Gablenz, beide polnischer Abkunft, verhaftet worden. Nach Bézards Arretierung begab sich sein Vorstand, der berühmte Adam Burg, zu dem militärischen Chef der Polizeigewalt, Feldzeugmeister Kempen, und erbot sich als Bürgen für Bézard. Wenige Tage darauf war Burg seiner Stellung als Direktor des Polytechnikums enthoben und in das Handelsministerium versetzt. Ein Oberst wurde Vorstand der Anstalt. Nachdem diese Tatsache bekannt geworden war, ging Wilhelm Haidinger, der Direktor der zwei Jahre zuvor gegründeten geologischen Reichsanstalt, zu Kempen, um für mich ein Wort einzulegen, den er ja nur als einen strebsamen Anfänger kannte.

Diese Tatsache erklärt die unbegrenzte Dankbarkeit, die ich Haidinger bis zu seinem Tode bewahrt habe. Sie zeigt den starken und edlen Charakter dieses hochverdienten Gelehrten. Würde sich

wohl leicht unter unseren Zeitgenossen ein zweiter finden, der, ohne darum ersucht zu sein, unter den gleichen Verhältnissen für einen ihm kaum näher bekannten Jüngling seine und seiner Familie Zukunft in die Wagschale legen würde? Es war, als sei in die Alten ein Hauch des verlästerten 1848 gefahren.

Von den Verhafteten wurde ich zuerst als schuldlos entlassen, bald darauf Gabrieli und Oberndorfer.

Matschekо war noch um mehr als ein Jahr jünger wie ich. Nachdem Wien erstürmt war, trat er in das ungarische Insurektionsheer ein, flüchtete (dem ihm vom Gewerbevereine gewidmeten Nekrologe zufolge) nach der Niederlage in die Türkei, kehrte krank nach Wien, zu seiner Familie und seinen Studien zurück und wurde 1850, wie gesagt, verhaftet. Neun Monate blieb er in Haft, und er wurde dann wegen Mangels an Beweisen „ab instantia" entlassen. Er wendete sich der Industrie zu; man rühmt ihm nach, daß er im Jahre 1867 der erste war, der inländisches Petroleum in etwas größerem Maßstabe destillierte. Er wurde Präsident des nied.-öst. Gewerbevereins und Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Als industrieller Schutzzöllner war Matschekо ein Gegner der Ungarn, von denen bei den oft lebhaften Ausgleichsverhandlungen keiner ahnte, daß der vor ihnen stehende „Schwab" in Siebenbürgen als Leutnant unter Bem gedient hatte. Er starb 1897, hochverdient um das Gewerbe, als Komtur des Franz-Josephs-Ordens.

Gablenz wurde im September 1852 zu zwölf Jahren Schanzarbeit in schweren Eisen verurteilt. Er wurde aber viel früher, wenn ich nicht irre nach zwei Jahren, aus der Haft entlassen. Er wurde Ökonom; später wurde ihm die Verwaltung der bedeutenden Domäne Nadworna anvertraut, die er mit dem größten Erfolge durchführte. Er starb, von der allgemeinen Achtung umgeben, 74 Jahre alt, 1905 zu Lemberg.

Von Bézard erhielt man später eine entsetzliche Nachricht.

VI.

Assistent am Kais. Mineralienkabinett, 1852 — Partsch und Hoernes — Hermine Strauß — Das Dorf Marz — Die Familie Strauß — Béjards Ende, 1853 — Das Dachsteingebirge — Frohsdorf, 1854 — St. Gallen — Tod des Königs Friedrich August — Meine Hochzeit, 1855.

1852—1855.

Im Januar 1851 war ich aus der Haft entlassen worden. Als ich mich zum ersten Male wieder in den Hörsälen des Polytechnikums zeigte, als mir die Kollegen der älteren Jahrgänge schweigend aber demonstrativ die Hand drückten, jene der jüngeren Jahrgänge mir staunend nachblickten und selbst die Professoren lächelnd den Hut lüpften, da mußte ich einsehen, daß hier für mich von einem geregelten Studium nicht mehr die Rede sein konnte. Um so eifriger wendete ich mich meinen Lieblingsstudien in dem Hofmuseum und der geologischen Reichsanstalt zu. Im Museum wurde mir die Ordnung der großen Abteilung der fossilen Brachiopoden übertragen.

Mein Leberleiden stellte sich wieder ein. Im Monate Juni mußte ich wieder Karlsbad aufsuchen. Dort verkehrte ich mit dem Dichter Geibel. Ich hatte manches von ihm gelesen, das mich entzückte. Man sagte mir, er könne nur dichten nachdem er schwere Zigarren geraucht habe und er bestätigte es mir. Ich hatte mir freilich das Nahen der Himmelstochter Poesie auf anderem Wege erträumt.

Von Karlsbad aus besuchte ich zum ersten Male Berlin. —

Die Arbeiten im Museum nahmen ihren Fortschritt, und im November konnte ich bereits in drei Vorträgen an der geologischen Reichsanstalt neue Ansichten über die Klassifikation der Brachiopoden entwickeln. Das waren die Vorläufer einer längeren Reihe von Abhandlungen über diesen Gegenstand. Eine derselben „über Terebratula diphya“ konnte ich am 11. Dezember der Akademie der Wissenschaften vorlegen. Dieses erste Erscheinen vor der Akademie hinterließ mir einen tiefen Eindruck. Die ordentlichen Sitzungen fanden damals noch in einem Saale des ersten Stockwerkes des Polytechnikums statt. Den Vorsitz führte Baumgartner.

Im Dezember erhielt mein Vater ein Dekret, durch das ihm die weitere polizeiliche Aufsicht über mich anvertraut wurde. Wir waren recht erstaunt, denn wir hatten die Andauer der Aufsicht nicht geahnt. So endete 1851.

Am 10. Mai 1852 wurde ich zum Assistenten am Hofmuseum mit dem Gehalte von 600 Gulden und dem Quartiergeld von 120 Gulden in Berücksichtigung „der bewährten Fähigkeiten und anständigen Benehmens" ernannt. „Dem Eduard Sueß anzufügen", heißt es nach dem damaligen Amtsstile. Ich war glücklich und dankbar, denn meine Laufbahn hatte nun eine bestimmte Richtung.

Welchen Ruhm hätte dieses Museum erworben, wenn es mitten im Strome der geistigen Bewegung gestanden wäre. In wissenschaftlichen Kreisen wußte man freilich, daß die mineralogische Abteilung alle anderen, auch Paris und London, an Reichtum der Meteoriten übertraf, und der Abteilung kam eine führende Stellung zu. Die ornithologische war eine der reichsten. Dabei waren die Dotationen sehr gering, und, da es keinen ausreichenden naturwissenschaftlichen Unterricht gab, waren die meisten Beamten Autodidakten. Die beiden Brüder Natterer, der eine Vorstand der zoologischen Abteilung, der andere durch seine vieljährigen Reisen in Brasilien bekannt, hatten insofern eine gewisse Vorbildung, als ihr Vater der letzte Falkonier des Hofes war. Heckel, der berühmte Ichthyologe, war ein Uhrmacher; auch viel später noch waren unter den Zoologen der Novara-Expedition Frauenfeld seinem Herkommen nach ein Mauteinnehmer, Zelebor ein Strumpfwirker. So weit war die Liebe für solche Studien ausgestreut, und wie viel wissenschaftliches Selbstbewußtsein hier erwuchs, davon mag ein kleiner Vorgang Zeugnis geben.

Es war die Zeit des Wiener Kongresses. Zugleich beschäftigte die Naturforscher die eben hervortretende Frage des Generationswechsels bei den Gliedertieren. Der Kustos Bremser hatte einige wichtige Beobachtungen auf diesem Gebiete gemacht. Kaiser Franz führte den Kaiser Alexander durch das Museum. Man gelangt in die Abteilung der Eingeweidewürmer. „Gehen wir weiter," sagt Kaiser Franz, „das sind grausliche Dinger." Bremser fühlt sich verletzt. Ein Fläschchen ergreifend, tritt er mit den Worten vor:

„Majestäten, dieses Flaschl ist mir lieber als Ihre beiden Kaisertümer.“ — „Lassen wir den Narren gehen“, bemerkt Kaiser Franz. —

Vorstand des mineralogischen Hofkabinetts, wie es damals hieß, war zur Zeit meiner Anstellung Paul Partsch, ein überaus wohlwollender, ausgezeichneter Gelehrter. Er war 1791 geboren, hatte 1817 die berühmte geologische Schule von Schottland und 1820 die italienischen Vulkane besucht, dabei sein Vermögen aufgezehrt und mußte 1824, trotz der hohen Achtung, die er als Forscher besaß, eine recht untergeordnete Stelle am Kabinette annehmen. Er führte im Auftrage der Regierung Forschungs-, richtiger gesagt Entdeckungsreisen nach Dalmatien und Siebenbürgen aus und entwarf die erste geologische Karte von Niederösterreich. Der erste Adjunkt war Dr. Moritz Hoernes, der damals die Veröffentlichung seines großen Werkes über die fossilen Mollusken des Wiener Beckens begann, und zweiter Adjunkt war Dr. Kenngott, der später eine Professur in Zürich annahm.

Nachdem ich im Sommer an einer geologischen Kommission in dem im Baue begriffenen Semmering-Tunnel und an F. v. Hauers Aufnahmen im Mürztale teilgenommen, kehrte ich zu den Arbeiten im Museum zurück. Die Sammlung war in vier Sälen aufgestellt. Hohe Wandkästen liefen rings um die Säle und niedrige Pultkästen standen quer zu der Axe der Säle. Eines Tages, im Herbste 1852, war ich am letzten Pultkasten des dritten Saales mit der Ordnung der Gruppe der Spiriferiden unter den Brachiopoden beschäftigt. Ich kniete vor den geöffneten Schubladen, da kam Direktor Partsch, eine stattliche Gestalt mit schneeweißem Haar und Bart, an meiner Rechten vorüber. Er führte an seinem Arme ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, seine Nichte Hermine Strauß.

Ich meinte noch nie ein so herrliches Wesen geschaut zu haben. Direktor Partsch stellte mich vor. Ich kniete noch immer und unterließ in meiner Verlegenheit mich zu erheben. Die Sachlage war wirklich eine nicht ganz gewöhnliche. Sie errötete. Dann gingen sie weiter und ich fühlte, daß auch meine Wangen glühten.

Binnen weniger Sekunden hatte sich meine ganze Natur geändert. Ich war ein anderer Mensch geworden. Wieder und wieder frug ich mich, ob ich, ein Assistent von 21 Jahren, zu einem solchen

Wesen meinen Blick erheben dürfe. Ich arbeitete fleißiger als je zuvor, aber neben dem wissenschaftlichen Ehrgeize stand fortan unverrückbar noch ein anderes Ziel.

Bald wurde mir gestattet, die Familie Strauß zu besuchen. Im Winter erhielt ich Herminens Jawort. Was wäre vergleichbar den Empfindungen der ersten Liebe? Auch ihre Eltern stimmten zu, aber Hermine wurde erst zu Weihnacht siebzehn. Wir müßten warten, hieß es. Ich war viel zu bewegt, um nicht sofort meinen Eltern Kenntnis zu geben. Es wurde verabredet, daß an einem der ersten Bälle des herankommenden Faschings Hermine und ihre Eltern in dem großen Redoutensaale erscheinen und rechts schräg gegenüber vom Eingange auf der niedrigen Estrade, die den Saal umgab, ihren Platz wählen würden. Ich kam mit meinem Vater, und gar stolz war ich auf die liebevolle Schilderung, welche er noch in der Nacht der uns zu Hause erwartenden Mutter machte.

Aber warten — sagte auch er; meine Mutter küßte mich vor Freude.

Nun ist einiges von der Familie meine Hermine zu erzählen.

Das Dorf Marz (Márczfalva) liegt in Ungarn, unweit der österreichischen Grenze, zwischen Neustadt und Ödenburg. Marz gehört dem, einen beträchtlichen Teil des westlichen Ungarn bewohnenden, biederen schwäbischen Volksstamme der Heanzen an, den Kaiser Heinrich IV. im Jahre 1074 hier angesiedelt hat. Die Pfarrkirche nennt 1077 als das Jahr ihrer Gründung. Gegen Süden ist das Dorf von Waldgebirge umgrenzt, den Ausläufern des Rosaliengebirges; gegen Norden erheben sich niedrigere Rücken, umsäumt wie die ersteren von Reben und von kleineren Waldungen gekrönt. Von ihrer Höhe gewahrt man im wunderbarsten landschaftlichen Gegensatze zur Linken die schneeigen Kalkalpen, zur Rechten den weiten Spiegel des Neusiedler Sees und über diesen hinaus die grenzenlose, grüne pannonische Ebene. Die kleinen Waldungen auf diesen Höhen sind aber seit lange bekannt wegen der Mengung der subalpinen und der pannonischen Flora, die, vom Ackerbau und Weinbau aus dem Tale vertrieben, hier ein gemeinschaftliches Asyl gefunden haben. Im Tale gedeiht auf mächtigen, schönen Bäumen die eßbare Kastanie, und im Frühjahre unterbricht die Blütenpracht der Pfirsichbäume das einfarbige Gehänge der Weinberge.

Mancher alte Brauch hat sich hier erhalten und manche altertümliche Redeweise. Als ich im Jahre 1853 das Dorf zum ersten Male betrat, war ein guter Teil der älteren Bauern nicht des Lesens kundig und vielleicht hatten sich gerade deshalb alte Überlieferungen so frisch erhalten. Jedenfalls reichten sie damals bis über die Türkennot von 1683 zurück. „Mein Ähnl", so beiläufig erzählte mir der alte Buchinger, „hat von sein Ähnl ghört, daß einmal vor vielen, vielen Jahren hier durch den Bach ein Bauer kommen is in großer Eil. Der war von Oßlip am See, der hat zwei weiße Ochsen mit langen Hörnern eingspannt ghabt, in die hat er immer hinein ghaut und wie er stehn bliebn is, war er völlig außer Atem. ‚Laitlen', sagte er, dann hat er nit weiter reden können, und dann hat er mit die Arm umghaut und stier vor sich hingschaut und auf einmal hat er laut in die Luft hinausgschrien: ‚Kittsee prinnt und Waiden prinnt und Sumerein prinnt und Apatlan prinnt a und alles prinnt und der Tartar is da und Laitlen tats Sturm laitn. Un i bin der Faierbot. Und ihr schickts an Faierbotn auf Rorbach und i fahr weitter auf Mattersdorf. Und ihr tuts aier Hab und Gut auf Wagn und 's Viech treibts mit, und furt und furt.' Und so is's gschehn. Und am andern Tag, eh daß noch die Sonn da war, sein die Marzer furt, auf die Wägn die Weiber, am ersten Wagn der Pfarrer, beim Viech die Buben und darnebn die Maner mit was für Wöhr als halt ghabt haben. Und wie sie auf die Höh gegen Mattersdorf zum roten Kreuz kommen sein, hat der Pfarrer noch einmal halten lassen und 's Allerheiligste hat er erhoben gegen Marz hin und hat bet't. Und die Weiber habn so vill gweint. Und so seins furt ins Steirische."

Das war 133 Jahre bevor mein Großvater vor den Kolonnen des Marschalls Berthier mit seiner Gemeinde auszog, und es scheint in den steirischen Bergen ein ähnliches traditionelles Gastrecht bestanden zu haben, wie in den böhmischen Wäldern. Die besondere Pietät, mit welcher heute noch die Marzer zum Wallfahrtsort Mariazell pilgern, der dem Fürsten Eszterházy so viel verdankt, hängt vielleicht mit diesen Ereignissen zusammen.

Es ist merkwürdig, wie viele bedeutende Persönlichkeiten aus dem engen heanzerischen Bezirke zwischen Preßburg, Wieselburg

und der Gegend südlich von Ödenburg hervorgegangen sind. Von großem Werte war die Musikkapelle der Fürsten Eszterházy in Eisenstadt, namentlich seit dem Übergange ihrer Leitung an Haydn im Jahre 1766. Haydn selbst war ein Heanz, jedoch knapp innerhalb der österreichischen Grenzen in Rohrau geboren. Liszts Vater war fürstlicher Waldschreiber im Holzstadl am Saume des Waldes von Marz; seine nur um ein Jahr ältere Schwester wurde noch in Marz getauft; er selbst wurde in Raiding unterhalb Ödenburg geboren. Heanzen waren auch Hummel und Weigl, der Kompositeur der „Schweizer Familie". Daß wirklich die Kapelle es war, welche die Anregung brachte, zeigt sich aus dem Übergreifen auf Israeliten. Joachim stammt von Kittsee bei Preßburg, Goldmark, der Schöpfer der „Königin von Saba", aus Deutsch-Kreuz unterhalb Ödenburg. Zu den Anregungen der Kapelle traten dann noch, z. B. für Liszt, die wilden und völlig autochthonen Fantasien der fahrenden Zigeuner, die man heute noch, wenn auch von Jahr zu Jahr seltener, in dem ganzen Gebiete hören kann. Der berühmte Hygieniker Semmelweiß war in Sieggraben oberhalb des Holzstadls geboren, das früher zu Marz eingepfarrt war, der Anatom Hyrtl in Eisenstadt, der Schauspieler Kainz in Wieselburg, der Erfinder der Turbine, Segner, in Preßburg.

Manches hat sich in Marz in den letzten Jahrzehnten geändert, weniger durch die versuchte Magyarisierung, als durch die Eisenbahn, durch die allgemeine Wehrpflicht und durch die Anziehungskraft der großen Fabriken in dem benachbarten Teile von Niederösterreich. An jedem Montagmorgen führt jetzt die Bahn Hunderte von Arbeitern über die Grenze und Samstagabend kehren sie zurück. Viele kleine Häuser entstehen mit einem sehr geringen Grundbesitze, den die Frau pflegt, und bei diesem gemischten System von Industrie und kleinem Feld- und Gartenbau gedeiht der Ort.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts lebte hier der wohlhabende Müllermeister, zugleich Fleischhauer, Mathias Strauß. Seine Frau hatte er sich vom See geholt und er hatte eine zahlreiche Familie. Der jüngste Sohn, Franz, wurde 1790 geboren und nach Preßburg in die Lateinschule geschickt, um „auf geistlich" zu studieren. Er kam nach Wien und trat in Verbindung mit dem Augenarzte Dr. Jäger, einem Bruder des bekannten Vertrauten

des Fürsten Metternich. Jäger erzählte von dem Jammer, welcher der Schlacht bei Aspern wegen der unzureichenden Zahl an Ärzten gefolgt war, wie man ihn selbst und alle erreichbaren Ärzte auf das Schlachtfeld befohlen, endlich die Verwundeten bis auf den Stefansplatz hereingebracht wurden und wie sie in die Freude über den Sieg ihr Wimmern mengten. Dr. Jäger hat mir selbst noch als ein Achtziger diese Schilderung wiederholt.

Strauß verließ das geistliche Seminar, studierte Medizin und wurde Arzt. Im Jahre 1830—31 brach in Wien die erste Cholera-Epidemie aus und während mancher Arzt vor dem unbekannten Schrecken floh, blieb Strauß und erlangte eine ausgebreitete Praxis; er wurde Bezirksarzt der Leopoldstadt. Franz Strauß war ein großer und starker und, wie es damals bei den Ärzten der Brauch war, auch ein ziemlich grober Herr. Er war nach alter Wiener Sitte immer in Opposition gegen die jeweilige Regierung. Schon vor 1848 trug er als ein Zeichen davon auf seinem langen Rohrstocke einen gedrehten Elfenbeinknopf, der nach jeder Seite das Profil des Kaisers Joseph erkennen ließ. Er besaß ein einstöckiges Eckhaus in der Rothen-Sterngasse, und in diesem ein Fremdenzimmer, das durch längere Zeit der Dichter Mayrhofer bewohnt hat, der mit Schubert innig befreundet war und diesem mehrere Liedertexte geliefert hat. Mayrhofer war Melancholiker. Man empfahl ihm körperliche Arbeit; er baute sich eine Vorrichtung um mit einem Gegengewichte Holz zu sägen; sie steht noch heute bei uns in Marz in Gebrauch. Als die Cholera erschien, ergriff ihn derartige Todesfurcht, daß er in die Donau sprang. Man zog ihn ans Land und brachte ihn durchnäßt auf das Polizeiamt. Der Bezirksarzt Strauß wurde geholt. „Lieber Strauß“, klagte er, „ich werd' mich doch nicht verkühlt haben?“

Später hat Mayrhofer dennoch Selbstmord verübt. Das Zimmer im Straußschen Hause war frei. Der berühmte Historiker Rotteck, eine bei den Behörden gar übel angeschriebene Persönlichkeit, sollte Wien besuchen und Strauß ruhte nicht, bis Rotteck bei ihm Wohnung nahm. Alois Fischer erzählt (Aus meinem Amtsleben, S. 51), Rotteck habe den bekannten Juristen und späteren Universitätsrektor Jenull besucht, und Jenull habe sofort angsterfüllt bei dem Fürsten Metternich Audienz genommen, um sich wegen dieses Besuches zu

entschuldigen. Metternich habe selbst über Jenulls Angst gelacht. Bei all dem war z. B. der Zensor Hölzl ein Freund des Straußschen Hauses. Durch ihn bezog Strauß die verbotenen Bücher, die in langen Reihen seine Bibliothek füllten.

Im Jahre 1848 wurde Strauß hochkonservativ. Man erzählt, daß er sich einmal mit dem Rohrstocke in der Hand vor seinem Hause einer Patrouille der Nationalgarde entgegengestellt und die Garden, von denen er die meisten persönlich kannte, in recht unverblümten Worten aufgefordert habe, zu ihren Geschäften nach Hause zu gehen, anstatt Unfug auf der Straße zu treiben.

Später, zur Zeit der Reaktion, war er liberal. Die städtischen Ärzte hatten vor dem Minister Bach zu erscheinen. Dieser, der aus der Bewegung von 1848 hervorgegangene Advokat, hielt ihnen eine scharfe Anrede: bei den Medizinern, sagte er, herrsche ein schlechter Geist; bei allen Revolutionen treffe man sie. „Jawohl, Exzellenz", erwiderte Strauß, „aber Robespierre war Advokat."

Als im Jahre 1838 der Walzerkönig Johann Strauß, von einer Reise nach England heimkehrend, in schwere Krankheit verfiel, rettete ihn Dr. Franz Strauß, und freundschaftliche Beziehungen entstanden zwischen den namensgleichen, jedoch nicht verwandten Familien. In späteren Jahren war Nestroy einer seiner Patienten. Nicht selten haben wir, wenn die Familien am Lande waren, mit Nestroy bei der Ungarischen Krone (Rothe Stern-, später Zirkusgasse) gespeist. Oft war er heiter und voll von Witzen, oft tief verstimmt, und dann klagte er bitter, daß er verurteilt sei, in solcher Laune das Publikum zum Lachen zu bringen, das nicht weiß, „wie's inwendig ausschaut".

Frau Aloysia Strauß, geb. Partsch, war eine stille, liebevolle Mutter. Ihren Vater hatte sie früh verloren; ihre Mutter Katharina, geb. Martini, im Jahre 1768 zu Freiburg im Breisgau geboren, in Bregenz aufgewachsen, hat bis 1850 gelebt. Diese, Herminens Großmutter, war eine schöne und merkwürdige Frau. Zwei stolze Momente zählte sie in ihrem langen Leben: zuerst als Kaiser Joseph, durch den Kontrollorgang sich zu den Audienzen begebend, sie als Kind in die Wange kniff, und dann im Jahre 1806, als sie auf der Schönbrunner Brücke stand und Napoleon, im offenen

Wagen vorüberfahrend, sie lächelnd mit der Hand grüßte. Und sie war damals doch schon 38 Jahre alt.

Ich habe sie nicht mehr persönlich gekannt. Man berichtet mir, daß sie bis ins hohe Alter gar gern von diesen beiden Vorfällen erzählte, daß sie Joseph und Napoleon über alles bewunderte, daß sie sich durch keinerlei Umstände behindern ließ, dieser Bewunderung lauten Ausdruck zu geben und durch haarsträubende Vergleiche ihre Umgebung in Verlegenheit zu bringen.

Aloysia Strauß hatte drei Töchter, Louise, die Gattin des Adjunkten Hoernes, Sidonie verehelichte Natterer und Hermine als die jüngste. Natterer, der Neffe des brasilischen Reisenden, hat in dem Kolben der Windbüchse, mit der sein Onkel in den brasilischen Wäldern Kolibris geschossen hatte, mittelst einer sinnreichen Ventil-Vorrichtung als der erste feste Kohlensäure erzeugt.

Dieses war der typisch altwienerische Kreis, in den ich nun eintrat. Hermine war der Liebling des Onkels Paul. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft und zum Teil den Verkehr mit bedeutenden Personen, unter denen ich nur den bereits genannten Hofrat Kleyle und den Statistiker Freiherr v. Czörnig anführe. Im Hause des letzteren habe ich später den großen Berliner Geographen Ritter kennen gelernt.

Die glücklichen Tage wurden durch ein entsetzliches Erlebnis unterbrochen.

Am 30. März 1853 hatten Hoernes und seine Frau, die uns sehr wohlwollten, Hermine in das zweite Parterre des Burgtheaters mitgenommen und mir davon Kenntnis gegeben. Man gab „Mathilde", ein Schauspiel von Benedix. Ich begleitete die Gesellschaft auf ihrem Heimwege in die Leopoldstadt. Es war finstere Nacht. Das Ehepaar Hoernes ging voraus, Hermine und ich hinter ihnen, in Gespräche vertieft, wie sie selige Verliebte führen. Wir kamen über den Franziskaner-Platz in die Riemer-Straße. An der rechten Ecke der Riemer-Straße gegen die Wollzeile (das Haus besteht nicht mehr) war ein Mann in dieser späten Stunde beschäftigt, einen Zettel anzuheften. Hermine ging vorüber; mich trieb die Neugierde zu dem Manne.

Er leuchtete mir mit seiner kleinen Laterne. Welcher Schrecken! Bézard... vom Leben zum Tode... Mich erfaßte ein Schwindel. Brust und Hals schnürten sich zusammen. Ich wankte zu Hermine und schützte ein plötzliches Unwohlsein vor.

Wie ich in dieser Nacht den weiten Weg von der Riemer-Straße nach Sechshaus zurückgelegt habe, davon fehlt mir jede Kenntnis. Ich weiß nur, daß ich des Morgens völlig angekleidet auf meinem Bette lag.

Ich ging ins Museum. Ich ging wieder fort, irrte gedankenlos herum und setzte mich endlich auf eine Bank des Glacis, das damals noch die Basteien der inneren Stadt umgab. Ich meinte die weiche Stimme Bézards zu hören und den markerschütternden Todesschrei Mais und alle die dunklen Traumgebilde traten wieder hervor, die mich im Gefängnisse ins Fieber gejagt hatten. Ich schloß die Augen und ein noch gräßlicheres Bild zeigte sich, unbeschreiblich auch heute noch.

Nachmittags war ich bei Hermine. Wir saßen einander gegenüber, am Tische zwischen uns das Schachbrett. Sie wußte aus den Tagesblättern alles und schwieg. Ich legte zu beiden Seiten des Schachbrettes schweigend meine Hände flach auf den Tisch und sie legte ihre Hände flach auf die meinigen. Dann wendete sie mir einen Blick tiefster Teilnahme zu, und als sie ihre Hände langsam zurückzog, war es, als ziehe sie einen Teil des Schmerzes von mir.

Ich will nicht weiter gehen in den Schilderungen dieses Tages. Der Vorfall bleibt tief eingebrannt in meine Seele.

Gewaltig trieb es mich aus der beengenden Stadt hinaus in die Berge.

Franz v. Hauer hatte eben die Aufgabe übernommen, ein geologisches Profil durch die ganze Breite der Alpen von Passau bis Duino zu ziehen. Er lud mich zur Teilnahme ein; ich erhielt den erforderlichen Urlaub und erbat mir die höchste Strecke des Profils, jene über das Dachsteingebirge. Dabei schlummerte in mir die Absicht, die von Simony ausgeführte Besteigung des Hohen Dachstein, des höchsten Gipfels unserer Kalkalpen, zu wiederholen. Der

Gegensatz der Empfindungen war in der Nacht vom 30. März zu stark gewesen; durch körperliche Leistung wollte ich das verwundete Gemüt festigen.

Damals mußte man in den Alpen sehr zufrieden sein mit einem nur halbwegs wasserdichten Obdach, mit einem Bündel Heu als Nachtlager, einer Schüssel voll Milch und etwas schwarzem Brot als gemeinsamer Mahlzeit oder mit Schmalznocken als einem besonderen Leckerbissen. Das schlimmste war, daß es keine ausreichenden topographischen Karten gab und daß der Geologe genötigt war, für Höhenbestimmungen ein langes Gefäßbarometer auf der Schulter zu tragen.

Im Juni begab ich mich zum ersten Male auf das Hochplateau des Dachsteingebirges und richtete mich so gut als möglich in der Gschwandthütte der Wiesalm ein. Die Sache war doppelt schwierig, da die Almerinnen noch nicht die höheren Böden bezogen hatten, und wir, ich und der Führer Wallner, auf mitgebrachten Proviant beschränkt waren. Nach einer Woche trieb uns der Schnee herab.

Anfangs September befand ich mich wieder mit Wallner in der Gschwandthütte. Die Nacht vom 9. auf den 10. September war kalt und sternenhell. Zwischen 2 und 3 Uhr morgens brachen wir auf. Als wir um 3/45 die Ochsenwieshöh erreicht hatten, wurde mattes Sonnenlicht bemerkbar, aber erst eine volle Stunde darauf, 10 Minuten vor 6, erschien der volle Morgen. Erst erglühte die alles überragende Spitze des Dachstein, dann das Hochkreuz, der Gjajdsstein und dann folgten der Reihe nach die minder hohen Gipfel. Der Gletscher glitzerte. In unserm Rücken begrenzten die Berge als eine blauschwarze Masse mit vielgestaltigem Umriß den erleuchteten Himmel. Einige Minuten später, und die schrägeren Sonnenstrahlen drangen in die einzelnen Täler, die dunkle Masse gliederte sich, und Hochschwab, Priel, Traunstein und ihre Genossen trennten sich nacheinander. Weißer Nebel bezeichnete das Tal von Aussee und ein ähnlicher Streifen zog durch das Ennstal hin.

Es war das erste Mal, daß es mir vergönnt war, die ganze Pracht des Morgens im Hochgebirge zu schauen. Meine Gedanken flogen zu Hermine zurück; die Schönheit des Bildes überwältigte

mich und meine Brust füllte sich zum ersten Male seit jener entsetzlichen Nacht wieder mit der Lebensfreude der Jugend.

So wurde die Moräne unter dem Niederen Kreuz erreicht. Der Gletscher wurde überschritten, aber eine gewaltige Randkluft war zwischen dem Eis und dem Felsen entstanden; von den beiden Seilen, die Simony zur Erkletterung der obersten Pyramide befestigt hatte, war das eine abgefault und riß sofort, das andere aber war auf eine lange Strecke vereist. Die Hindernisse wurden überwunden, zuletzt hatte uns Beide die Leidenschaft erfaßt; noch ein Kamin, und der Gipfel war erreicht.

Weit breitete sich die lebende Landkarte unter uns; jenseits des Traunsteins blickte das sonnige Flachland herüber, hinter uns die Tauern und ihre östlichen Fortsetzungen.

Eine Woche darauf war ich wieder bei Hermine. — So hatte ich bis jetzt die Granitlandschaft von Karlsbad, das Kalk- und Schiefergebirge von Prag, das tertiäre Land von Wien und einen Typus der Kalkalpen kennen gelernt. Der Gegensatz zwischen der böhmischen Masse und den Alpen war mir unerklärlich; die Aufhellung des Rätsels war fortan eine meiner Lebensaufgaben.

Die Korrespondenz des Museums mit dem Auslande erweiterte sich; unter den Korrespondenten befand sich einer, dessen zitternde Handschrift ein hohes Alter vermuten ließ, Baron Pousort in Chalons sur Marne. Eines Tages kam ein an mich persönlich gerichtetes Schreiben, in dem er mitteilte, er befinde sich im Besitze einer ihm heiligen Reliquie, der Karaffe, aus der sein König Ludwig XVI. unmittelbar vor der Exekution die letzte Erfrischung genossen hatte. Dieses Heiligtum möchte er vor seinem Tode gesichert in der Hand seines Königs Henri in Frohsdorf wissen. Er ersuchte mich, diese Mission zu übernehmen.

Ich sagte zu, und auch aus Frohsdorf kam zustimmende Antwort.

Bald darauf brachte die Post eine umfangreiche Schatulle von violettem Leder mit aufgedruckten Lilien, und in dieser befand sich eine Flasche von grobem grünem Glas mit weitem und langem Halse, wie man sie in französischen Weinstuben sieht.

An einem schönen Maiensonntage 1854 fuhr ich von Neustadt nach Frohsdorf hinüber. Graf Montbel empfing mich (wohl derselbe,

von dem Prokesch mehr als zwanzig Jahre früher erwähnt, er sei von Karl X. förmlich bei Metternich akkreditiert und werde als M' Dubois angemeldet). Der Herzog kam mit dem Erzherzog Maximilian aus der Messe. Er war ein freundlicher, mittelgroßer Herr mit blondem Bart, mehr einem Deutschen ähnlich als einem Franzosen, und infolge eines Unfalles auf einem Fuße lahm. Ich übergab die Reliquie. Sie wurde dankbar angenommen. Das weitere Gespräch bewegte sich hauptsächlich um Barrandes großes Werk, welches der Herzog freigebig unterstützte und ich war glücklich, daß ein Zufall mir Gelegenheit gab, ein Wort über den hohen Wert des Buches zu sagen.

Nach einem Frühstück im Park geleitete mich Montbel in das zweite Stockwerk, wo in einem von Tabakrauch erfüllten Zimmer an einem langen Tische die französischen Journale von einer Schar von militärisch aussehenden Graubärten gelesen wurden. Indem ich diese Allergetreuesten verließ, um heimzukehren, wandte sich Montbel im Auftrage des Herzogs an mich mit dem Ersuchen, ein Billett des Herzogs an seine Mutter, die Herzogin von Berry, in Neustadt zur Post zu geben. Da ihm selbst zu jeder Stunde die Verbindung mit Neustadt verfügbar war, mußte ich annehmen, daß mir damit ein Zeichen des Vertrauens gegeben und eine jener indirekten Höflichkeiten erwiesen sein sollte, in denen die französischen Legitimisten von jeher unübertroffene Meister gewesen sind.

Der Herzog war damals 33 Jahre alt. Nach dem Tode seines Vaters als die einzige Hoffnung der Hauptlinie seiner Familie geboren, hatte er den Namen Dieudonné erhalten und als solcher begann er sich zu fühlen. Das leichte Gelingen des Staatsstreiches vom 2. Dezember 1851 und seine sofortige Gutheißung durch das Plebiszit stärkte unter einzelnen Personen seiner nächsten Umgebung den Traum, daß, was einmal möglich war, es auch ein zweites Mal sein könnte. Man sagte dem Herzog, was Frankreich dem Emporkömmling zugestanden, dürfe mit größerem Rechte der Nachkomme des angestammten Königshauses beanspruchen, aber niemand aus dieser Umgebung sagte ihm, bis zu welchem Grade die Massen noch unter dem Zauber des Namens Bonaparte standen[1]).

1) Le Comte de Falloux, Mémoires d'un Royaliste; 8⁰, II, p. 196.

Im Sommer 1856, bei einem Besuche eines seiner ergebensten Anhänger, Mr. de Rességuier, in Frohsdorf, verlangte der Herzog von diesem, er solle sein Mandat für die National-Versammlung zurücklegen. Allgemeine Abstinenz war der Befehl. Die bewährten älteren Vertrauten, wie Berryer oder Falloux wurden nicht mehr gefragt. Im Juli 1861 wagte Falloux in einem warnenden Schreiben sogar den Namen Polignac zu nennen. Es war vergebens. So bereiteten sich die Enttäuschungen späterer Jahre vor.

Nur wenige Tage nach meiner Rückkehr erhielt ich die Nachricht, daß der alte Baron Pousort gestorben sei. Ich weiß nicht, ob mein Bericht über die Erfüllung meiner Mission ihn noch lebend angetroffen hat.

Im Sommer 1854 war ich mit F. v. Hauer nach St. Gallen zum Besuche der Schweizer Naturforscher-Versammlung gereist. Das war der erste Versuch, die geologischen Arbeiten in den östlichen Alpen mit den weiter vorgeschrittenen des Westens in Verbindung zu bringen, und die Berührung war eine so höchst erfreuliche, daß zwei der hervorragendsten Geologen der Schweiz, der alte Ratsherr von Basel Peter Merian und Arnold Escher von der Linth sich anboten, mich bei der Rückkehr zu Fuß bis über Innsbruck zu begleiten. Das war für mich eine äußerst genußreiche Wanderung. In Bregenz schloß sich uns ein junger Baron Czörnig aus Wien an.

Am 12. Juni, bald nachdem wir im Inntale über Imst hinausgekommen waren, in der Nähe des Weilers Brennbüchel und des Ausganges des Pitztales, riefen uns Landleute an. Rechts von der Straße ging ein Fahrweg schräge hinab und unten stand ein Bauernhof. Dort, sagten sie, sollten wir hingehen, dort sei ein Unglück geschehen. Wir gingen.

An der konvexen Seite einer Wendung des Fahrweges, unweit vom Bauernhofe, stand eine Steinsäule. An dem nahen Brunnen hatten Weiber und Kinder sich niedergelassen. Vor dem Hofe stand als Wache ein alter Tiroler mit der schweren Franzosenbüchse im Arm. Mit einer Handbewegung gestattete er uns schweigend den Eintritt. Wir legten unsere Rucksäcke ab, stiegen über die Holztreppe in das erste Stockwerk und betraten die Stube.

Die beiden Fenster waren verhängt. Zu unserer Linken stand ein Betstuhl; zwei Kerzen brannten, zwei kniende Kapuziner beteten. Im Hintergrunde konnten wir ein breites, zweispänniges Bauernbett wahrnehmen, darin hochaufschwellendes, gestreiftes Bettzeug, über diesem ein viereckiges Stück schwarzer Glanzleinwand und auf diesem einen kleinen, bescheidenen Strauß von Feldblumen. Zwischen Decke und Polster wurde der Kopf einer Leiche sichtbar. Er gehörte einem ältlichen Herrn mit feingeschnittenen Gesichtszügen an.

Mit einer stummen Frage wendeten wir uns an die Kapuziner. Der Ältere erhob sich, machte dreimal das Kreuzeszeichen über die Leiche und sprach dann in der herben, archaistischen Sprache der Tiroler Berge und mit einer Stimme so tief, als käme sie aus vergangenen Jahrhunderten herauf: „Der Herr Künig in Sachsen. Gott gebe der armen Seel' die ewig' Ruh." Dann schlug er wieder dreimal das Kreuz, zog sich zurück und betete weiter.

Das also war das unerwartete Ende Friedrich August II. Schon am drittvorhergehenden Tage, den 9. August, war das Unglück eingetreten und noch hatte sich keine Gelegenheit geboten, um den Tatbestand amtlich sicherzustellen und die Leiche auf eine einigermaßen würdige Weise weiterzubefördern. Der Begleiter des Königs hatte sie der Obhut des Landwirtes anvertraut. Dieser hatte als ein getreuer Wardein alles Weibsvolk entfernt und mit den Nachbarn einen Wachdienst eingerichtet.

Das leichte Wägelchen des Königs hatte an der Krümmung des Weges geschleudert. Zeitungen meldeten, der König sei an die Steinsäule geworfen worden; hier sagte man uns, er sei aus dem Wagen gestürzt und von einem Pferde geschlagen worden.

Wir waren aufs tiefste bewegt. Der alte Ratsherr faßte unsere Hände und sagte: „Kein Wort sprechen; hört ihr, nicht eine Silbe!" Ich meinte sogar, eine Träne in seinem Auge zu sehen. Er wollte still in der Tiefe seines Gemütes die Erschütterung überwinden.

So gingen wir schweigend fort.

Was ist Größe, was Macht und Glanz? Johann Philalethes, der Philosoph, der nun den sächsischen Thron bestieg, wird gewiß sich diese Frage auch gestellt haben.

Die Zeit verging; unsere Brautschaft dauerte schon ins dritte Jahr. Mein guter Vater war zwar hocherfreut über meine Wahl, aber ich verursachte ihm Sorgen. Seine Fabrik hatte bedeutenden Aufschwung genommen. Mir und meinen beiden jüngeren Brüdern wollte er sie einst hinterlassen und nun hatte ich mich einer anderen Laufbahn zugewandt, die mir, wie er fürchtete, weder Selbständigkeit noch ein einigermaßen den Bedürfnissen einer Familie entsprechendes Einkommen bieten würde. Die Fabrik erforderte ein beträchtliches Betriebskapital, welches im Falle meiner Ausscheidung den Brüdern samt der erträgnisreichen Fabrik selbst zufallen müßte. Das schmerzte ihn.

Endlich machte er einen letzten Versuch; er schenkte mir zwar einen Betrag für eine Hochzeitsreise nach Paris, knüpfte aber an die Hälfte des jährlichen Zuschusses, den er mir nach der Verheiratung in Aussicht stellte, die Bedingung, daß ich sie mir als Gehilfe seines Buchhalters verdiene. So hoffte er mich noch an einem Faden festzuhalten, und für den Fall des Scheiterns meiner wissenschaftlichen Laufbahn mir die Rückkehr zu erleichtern.

Am 12. Juni 1855 wurde meine liebe Hermine mir angetraut. Das ganze Weltall leuchtete uns rosenrot und als die glückseligsten Atome auf dieser kleinen Erdkugel segelten wir nach Paris.

VII.

Baumgartner — Leo Thun — Othmar Rauscher — Konkordat — Hochschulen — Gymnasien.

1855—1859.

Wir kehrten von der Hochzeitsreise zurück.

Die gute Schwiegermutter hatte unterdessen unser kleines Hauswesen traulich geordnet. Mein Vormittag war im Museum der Systemisierung der Brachiopoden und der Gliederung der alpinen Formationen, der Nachmittag nach dem Wunsche meines besorgten Vaters dem Chagrin- und Lackleder gewidmet.

Das war jene im geistigen Leben Österreichs für immer denkwürdige Zeit, in der das Konkordat geschmiedet wurde.

Gerade um diese Zeit begegnete ich öfters in der gastfreien und liebenswürdigen Familie des Fabrikanten Gülcher dem Freiherrn Andreas v. Baumgartner, den ich bisher nur bei meinen Vorträgen in der Akademie als den fast unnahbaren Präsidenten gesehen hatte. Er erschien mir 1854—1855, in dem Winter, in dem er vom Finanzministerium zurücktrat, als ein ermüdeter, fast niederbrechender Mann. Ich selbst war glückselig an der Seite meiner Hermine. Vielleicht war ihm der Anblick so glücklicher junger Leute eine Erholung. An einem Abende, als ich am Teetische neben ihm saß, drückte er mir ohne eine sichtliche Veranlassung die Hand, und sagte nichts als: „Ja, Sie sind noch ein junger Mann", ein anderes Mal: „Fragen Sie meine Frau, jede Nacht ohne Schlaf".

Ich wußte damals nicht viel von der politischen Lage, aber ich glaubte in der Seele des alten Herrn zu lesen, daß er zwar ein treuer und hingebungsvoller Patriot, aber nicht für so schwere Sorgen geschaffen war.

Schon 1817, mit 24 Jahren, ward er Professor der Physik am Lyzeum zu Olmütz. Dort schrieb er ein vortreffliches Lehrbuch. Er wurde 1823 an die Wiener Universität berufen und trat hier sofort als ein wahrer Modernist auf, denn er war der erste, der

Physik nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache vortrug. Heute lächelt man; damals war es eine Tat. Im Jahre 1826 war er in Paris, um sich bei Fresnel mit den neuen Ansichten über das Wesen des Lichtes vertraut zu machen, und als er 1833 von der ihm teuer gewordenen Lehrkanzel zur Leitung der Kaiserl. Porzellan-Fabrik berufen wurde, geschah es, wie er in seiner kurzen Autobiographie sagt: „ohne daß er es wünschte oder begehrte".

Baumgartner war aber ein viel zu kenntnisreicher Administrator, als daß irgendeine Regierung ihn entbehren mochte, und so wurde ihm nacheinander die Verwaltung des Tabak-Monopols, die Einrichtung des Telegraphen, dann die Verwaltung der Staatsbahnen anvertraut. Im Jahre 1848 war er durch kurze Zeit Minister für öffentliche Arbeiten gewesen; zu demselben Amte wurde er nach der Revolution wieder berufen; zugleich wurde ihm der Handel übergeben und als 1851 der Finanzminister Krauß sich weigerte, der Aufhebung der Verfassung zuzustimmen, mußte Baumgartner auch die Finanzen übernehmen.

Er war kein Politiker, aber er war die Säule der Verwaltung geworden.

Kübecks Tagebuch ergeht sich in den schärfsten Ausdrücken über den damaligen Verkauf der staatlichen Kohlenwerke und Eisenbahnen. Er erwähnt am 7. Januar 1855, daß Bach „mit den französischen Geldschwindlern Verträge zum Verkaufe unserer Staatsbesitzungen abschließt". Am 14. Januar legt Baumgartner sein Amt nieder. Der Aufhebung der Verfassung mochte er sich fügen, aber einer Störung der geregelten Verwaltung nicht, auch nicht in den Stunden der schwersten Bedrängnis des Staates.

Das wird es gewesen sein, was damals an Baumgartners Seele nagte; er war aber jetzt frei, kehrte ganz zu seiner Wissenschaft zurück und wurde unter den schwierigsten Verhältnissen ein erfahrener Förderer junger Forscher.

Ende Mai hält er in der Akademie eine Rede „über den Wert der Arbeit" und sein Gegner Bach führt als der Kurator der Akademie den Vorsitz.

Junge Naturforscher: der Astronom Hornstein, der Botaniker Reißek, der spätere Gymnasial-Direktor Pokorny und mehrere andere,

an ihrer Spitze der Kristallograph Josef Grailich, vereinigen sich, um an Montagabenden unentgeltliche naturwissenschaftliche Vorträge zu veranstalten. Ich gehörte gleichfalls diesem Kreise an; Grailich war, wie ich, Beamter des Kaiserl. Mineralien-Kabinettes.

Das war für Wien etwas an sich Neues. Eine Quelle zahlloser Fragen war der Umstand, daß keinerlei Eintrittsgeld genommen und kein Honorar beansprucht wurde, aber es ging. Zuerst stellte uns Wilh. Haidinger den Vortragssaal der geologischen Reichsanstalt (Landstraße) zur Verfügung. Trotz der exzentrischen Lage war der Zudrang ein außerordentlicher. Baumgartner hörte davon und öffnete uns nicht nur einen geräumigen Saal im Gebäude der Akademie, im Zentrum Wiens, sondern wohnte von da an trotz seines Alters persönlich durch einige Monate jedem Vortrage bei. Dann kam ein Abend, an dem der Andrang so groß war, daß wir außerstande waren, den alten Herrn in den Saal zu bringen. Wir entschuldigten uns. „Aber das wollt' ich ja eben erzielen", erwiderte er, und verabschiedete sich mit einigen aufmunternden Worten.

Unser Kreis erweiterte sich; gegenseitige Aneiferung erwärmte ihn; jeder freute sich des Erfolges der Kollegen und da wir keinerlei Honorar empfingen, hatten wir das Bewußtsein die Gebenden zu sein. Bald konnte man hier den Nachwuchs für den naturwissenschaftlichen Unterricht erkennen und die öffentliche Meinung begann von der Bewegung Kenntnis zu nehmen.

An der Spitze des Unterrichtswesens stand Graf Leo Thun, ganz erfüllt von dem strengsten sittlichen Ernste, ein frommer Katholik und ein treuer Patriot. Auch seine Gegner, wie Leop. v. Hasner, haben ihm die Hochachtung nie versagt. Sein treuester Gehilfe, Freih. v. Helfert, nannte ihn einen christlichen Stoiker, aber das war dieselbe Zeit, in der Grillparzer den Nachtwächter singen ließ: „Hört ihr Leute und laßt euch sagen, der Kultus hat den Unterricht erschlagen."

Als Thun im Jahre 1849 das Ministerium übernahm, fand er zwei vortreffliche Mitarbeiter vor, Franz Exner und Hermann Bonitz. Das waren noch Reste jener kurzen, schaffensfreudigen, fortschrittlichen Ära, die der Name Stadion bezeichnet. Exner

brachte den fertigen Rahmen für eine Umgestaltung der Universitäten mit, und beide, Exner und Bonitz, den fertigen Organisations-Entwurf für Gymnasien. Thun übernahm sie, führte sie sehr bald in Wirksamkeit und hat sie durch allen Wechsel der Zeiten verteidigt und an ihnen festgehalten. An die dritte Hauptgruppe, den Volksschulunterricht, für den er keine reifen Vorarbeiten vorfand, hat sich aber Thun nicht gewagt und neben dem Herbartianer Exner (der leider schon gegen das Ende von 1851 erkrankte und 1853 starb) und neben dem Protestanten Bonitz erhob sich zu steigendem Einflusse der Propst (später Kardinal) Othmar Rauscher.

Unter seinen Zeitgenossen ragt Rauscher als eine hohe, Achtung gebietende Gestalt empor. Er verfolgte mit Klugheit und Beharrlichkeit, mit Beredsamkeit und, wenn nötig, mit großer Gelehrsamkeit sein Ziel, nämlich die Festigung der katholischen Kirche in Österreich unter einem tunlichst selbständigen Episkopat.

Seine Richtung stand in vollem Gegensatze zu jener des zentralisierenden Rom. In dem Konkordat (1855) trat dieses Streben zugunsten der alten bischöflichen Macht so deutlich hervor, daß es damals Personen gab, die es als einen Teil der großdeutschen Politik Österreichs und als einen Schritt zur neuerlichen Schaffung eines deutschen Primats ansahen, oder sich sogar in Rauscher einen neuen Richelieu oder Mazarin erhofften.

Bereits 1850 hatte Rauscher zwei Verfügungen erreicht, durch welche die gesamte Gerichtsbarkeit über die Pfarrgeistlichkeit in die Hände der Bischöfe gelegt wurde. Durch ein A. H. Handschreiben vom 2. Dezember 1851 wurde dann Graf Thun beauftragt, in Verbindung mit Rauscher, dem Reichsrate Salvotti, dem Landrechts-Präsidenten Graf Wolkenstein und dem Staatsrate Pilgram ein Patent über Ehesachen der Katholiken zu entwerfen, als Grundlage einer Verhandlung mit Rom. Im Spätherbste 1852 war die Vorlage reif. Die Kurie ernannte den Nuntius Viale Prelà zu ihrem Bevollmächtigten; bald schien es aber, als ob diese Ernennung nur ein Weg sein sollte, um die in Wien herrschenden Meinungen genauer kennen zu lernen. Von Rom kam ein Gegenentwurf. Im Oktober 1854 reiste Rauscher nach Rom. Dort traf er den Fürstbischof von Gran, Kardinal Szitowsky,

den Gegner eines Konkordates und namentlich seiner Wirksamkeit für Ungarn.

Das A. H. Handschreiben vom 2. Dezember 1851 hatte sich nur auf die Ehegesetzgebung bezogen. Darauf beruft sich auch Graf Beust nachdrücklich in seiner Note vom 2. Juli 1869, welche die Aufhebung des Konkordates motiviert. Die Verhandlungen in Rom haben weit über diese Grenze hinausgeführt.

Im Jahre 1855 wurde das Konkordat abgeschlossen. Der Hirtenbrief, in dem Rauscher den Gläubigen seiner Diözese die Tatsache verkündete, zeigt, wie innig er von den Segen bringenden Eigenschaften und von der langen Dauer des Werkes durchdrungen war. Es ist gebrechliches Menschenwerk gewesen.

Wir wenden uns zum Unterrichtsminister Thun.

Seine Aufgabe war eine geradezu herkulische und zwar nicht nur in didaktischer sondern auch in patriotischer und dynastischer Richtung, denn die österreichischen Völker waren gewöhnt worden, ihre Monarchen mehr nach den Verdiensten um die Kirche, als nach den Verdiensten um den Staat zu beurteilen. Im XVII. Jahrhunderte lagen unsere Hochschulen darnieder und die Gymnasien waren der Kirche überantwortet. Ein so erfahrener Schulmann wie Joh. Kelle sagt von den Jesuitengymnasien des XVIII. und der ersten Hälfte des XIX. Jahrhundertes, daß ihnen „nichts ferner lag, als die Jugend für ihr Vaterland zu interessieren, für ihren Herrscher zu gewinnen".

Noch im Jahre 1824 wurde für die beiden Jahrgänge der philosophischen Studien Naturgeschichte im ersten, Weltgeschichte im zweiten Jahrgange als nicht obligat erklärt. Es liege kein Grund vor, die österreichische Staatengeschichte unter die Obligatfächer aufzunehmen, da dieses Lehrfach zwar seit 20 Jahren eingeführt, aber noch kein österreichischer Professor ein Lehrbuch darüber geschrieben habe. Das war der berüchtige Powondrasche Lehrplan.

Zwei unserer hervorragendsten Schulmänner, Hofrat Beer und der Direktor des Wiener akademischen Gymnasiums Hochegger, haben in ihrer Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens geschildert, wie Preußen nach 1806 in der Hebung der geistigen Kräfte Stärkung suchte und fand, während Österreich sich mehr und mehr von Deutschland ablöste. Auf diese Weise „bildete sich allmählich

jenes spezifisch österreichische Wesen aus, das sich besonders in einer entschiedenen Abneigung gegen alles Ausländische, namentlich das Preußische, kundgab"[1]).

In den gesellschaftlich abgeschlossenen Kreisen des Adels schloß sich unter Beihilfe geistlicher Erzieher eine Fabel an die andere und, durch Generationen den jugendlichen Gemütern eingeprägt, nahm endlich eine Kette einseitiger Vorstellungen über die gegenseitige Stellung von Staat und Kirche die Gestalt einer unfehlbaren Tradition an.

Das schlimmste aber war, daß der Österreicher bei der geringen Entwicklung des öffentlichen Lebens so weit an individuellem Selbstbewußtsein gegen den Norden zurückstand. Durch ganz Deutschland war das Eugenlied bekannt und das Aspernlied und „Zu Mantua in Banden"; gar oft wurde es gesungen, aber gar selten wurde in norddeutschen Geschichtswerken in gerechtem Maße gewürdigt, was die Verteidiger der Ostmark für die deutsche Nation geleistet und gelitten. Man fühlte sich unterschätzt und war durch die Hemmung des Schrifttumes unbehilflich in der Verteidigung.

Dann kam 1848 und kaum zeigt etwas deutlicher den bisherigen Druck und die Allgemeinheit des Erwachens an, als der Eifer, mit dem sofort in dem ersten Bande der Denkschriften der kürzlich begründeten Kais. Akademie der Wissenschaften zwei gelehrte Chorherrn des Stiftes St. Florian, Stüß und Chmel, gegen die Einseitigkeit der historischen Darstellung auftraten. Insbesondere legte Chmel schon am 21. Juni 1848 der Akademie eine Abhandlung „Zur Kritik der österreichischen Geschichte ..." vor, in welcher z. B. über Kaiser Ferdinand II. in kurzen Worten ein herbes Urteil gefällt wird (S. 236).

Dann kam, schon lange vor 1866, der Streit zwischen den Großdeutschen und den Gothaern, die weitgehende Gleichstellung mit römisch-katholisch und protestantisch, verschärft 1856 durch die Berufung des Protestanten Sybel nach München, und 1859 durch dessen Auftreten gegen die Mithilfe Bayerns im italienischen Feldzuge. Dieser Streit hatte seinen Schwerpunkt in akademischen Kreisen. Man würde die Schwierigkeiten unterschätzen, denen Graf

1) Ad. Beer und Franz Hochegger, Fortschritte d. Unterr. Wesens; 8°, Wien, I, 1867, S. 327.

Thun in der zweiten Hälfte seiner Wirksamkeit begegnete, wenn man ihn übersehen wollte[1]). —

Betrachten wir nun etwas genauer diese Wirksamkeit.

In den Hochschulen stellte Thun sich das Ziel, zu zeigen, daß auch in katholischen Landen die Wissenschaft zur Blüte gelangen könne und daß ein geistiger Wettkampf mit Deutschland wohl möglich sei. Schon einer der ersten Schritte zeigte, mit welcher Tatkraft er dieses Ziel verfolgte. Er verwirklichte nämlich Exners Vorschläge für die völlige Reorganisation unserer Universitäten. Er gab ihnen unter Umgestaltung der sog. philosophischen Jahrgänge eine wahre philosophische Fakultät, stellte den Grundsatz der Lehr- und Lernfreiheit auf, schuf Professoren-Kollegien und gab ihnen Einfluß auf Neubesetzungen, schuf ferner die Privat-Dozentur und gab mit einem Worte unseren Universitäten alle die altbewährten Einrichtungen deutscher Hochschulen.

Hierauf suchte er begabte Inländer und brachte Opfer, um tüchtige Lehrkräfte aus Deutschland zu gewinnen. Für die medizinischen, die mathematischen und ebenso für die technischen Studien standen sich, da diese außerhalb der Tagesfragen sich bewegten, die Bewerber beider Konfessionen ziemlich gleich. Die gleiche Unbefangenheit galt für jene juridischen Fächer, die als neutral angesehen wurden. Außerhalb dieser Grenzen, so z. B. in Geschichte, Philosophie und Kirchenrecht verriet sich in der Wahl der Persönlichkeiten das unverkennbare Streben, nur eine hinkende Freiheit der Lehre zuzulassen. Ähnliches soll aber auch außerhalb Österreichs vorgekommen sein. Es soll durchaus nicht gesagt werden, daß nicht auch in diesen Fächern Verdienstliches geleistet wurde. Die Gelehrsamkeit dieser Gruppe hatte aber ihre besondere Färbung, die in der politischen Lage des Reiches ihre Rechtfertigung suchte.

Gar häufig trat dabei das Streben nach jungen Lehrkräften hervor. So hatten z. B. Jos. Unger bei seiner Ernennung für Zivilrecht in Prag, Joh. Glaser bei Verleihung des Lehrstuhles für Strafrecht in Wien, der Historiker Jul. Ficker bei der Berufung nach Innsbruck alle noch nicht das 30. Lebensjahr erreicht.

1) z. B. J. Jung, Julius Ficker (1826—1902); ein Beitrag zur deutschen Gelehrtengeschichte; 8°, Innsbruck 1907.

Für die erste, neutrale Gruppe mögen die Vorgänge bei meiner eigenen Berufung die damaligen Zustände erläutern.

Es gab grundsätzlichen Widerstand und ein formales Hindernis.

Der Widerstand kam nicht von kirchlicher Seite, sondern von dem Konservativismus der älteren Mohrschen mineralogischen Lehre unter der Führung des Prof. Zippe in Wien. Allerdings hat während dieser Vorgänge im Jahre 1856 die Wiener Kirchenzeitung einen aus den vierziger Jahren stammenden Aufsatz des Kardinals Rauscher neu abgedruckt, in dem der modernen Geologie gegenüber die biblische Darstellung der Schöpfung vertreten wurde, aber das blieb ohne Wirkung.

Österreich umfaßt in wunderbarer Mannigfaltigkeit die alte Gebirgsmasse Böhmens, den Rand der russischen Tafel, die viel jüngeren Alpen und Karpathen und die westlichsten Ausläufer des aralo-kaspischen Tieflandes. Die Kenntnis von diesen großen natürlichen Einheiten blieb dem Hochschul-Unterrichte ganz fremd. Sein Ziel sollte sein, die Mineralien nach ihren naturhistorischen, d. i. den äußerlich kennbaren, Merkmalen in ein System zu ordnen, wie es in Zoologie und Botanik geschieht. Dabei wurde übersehen, daß hier der Grundbegriff jeder Klassifikation organischer Wesen fehlt, nämlich die Eltern, und den Mineralien hochgelehrt klingende Namen beigelegt. Anstatt Gips sollte der Schüler sagen: prismatoidisches Euklas-Haloid und anstatt Spatheisenstein brachytyper Parachros-Baryt. Davon aber, wie diese Stoffe sich gebildet haben mochten, hörte er nichts.

Die Geognosie wurde definiert als die „Wissenschaft von der Zusammensetzung der Erde aus den Individuen des Mineralreiches", nie wurde aber gesagt, wie sich solche Zusammensetzung etwa vollzogen. Auf diese Art wurde das historische Element ganz ausgeschlossen. Die Gestalt der Buchstaben, nicht das Lesen wurde gelehrt.

In vollem Gegensatze zu solcher Rückständigkeit hatte Österreich bereits 1849, den meisten Staaten voran, auf Haidingers Antrieb eine geologische Reichsanstalt gegründet. Ihre Beamten waren einzelne Abiturienten der Bergakademien, oder Autodidakten, oder Ausländer. Unter diesen Umständen beschlossen drei jüngere Mitarbeiter der geologischen Reichsanstalt, Ferd. v. Richthofen, F. Hochstetter und ich, durch eine Übersetzung von Lyells Prinzipien der

Geologie zu zeigen, was unter dem Worte Geologie zu verstehen sei. Wir teilten uns in die Aufgabe; Richthofen brachte bald an unseren Versammlungsort beim Roten Hahn (Landstraße, Hauptstraße) die Übersetzung der geschichtlichen Einleitung. Hochstetter wurde aber eingeladen, an der Reise der Fregatte „Novara" teilzunehmen und verließ uns im April 1857; Richthofen wurde bald von den Vorstudien für seine chinesische Reise in Anspruch genommen, und unser Plan zerfiel.

Die Errichtung einer Lehrkanzel für Geschichte der Erde, oder wenigstens für Versteinerungskunde (welche die stratigraphische Geologie in sich schließt) war aber ein Bedürfnis geworden, und ich unternahm es daher, ein Gesuch um Habilitation als Privatdozent für Paläontologie an das Dekanat der philosophischen Fakultät zu richten. Vier empfehlende Briefe, von W. Haidinger, F. v. Hauer, Prof. Reuß und dem nach dem Tode des trefflichen Partsch zum Vorstande des mineralogischen Hof-Kabinettes ernannten M. Hörnes (meinem Schwager) lagen dem Gesuche bei.

Jetzt trat die formale Schwierigkeit hervor. Die Fakultät, den gesetzlichen Vorschriften folgend, wies mein Gesuch am 20. Mai 1857 ab. In der Tat hatte ich gar keine regelmäßigen Universitäts-Studien und noch weniger ein Doktorat aufzuweisen. Es war aber auch keine andere Persönlichkeit vorhanden, die den gesetzlichen Vorschriften gerecht geworden wäre.

In dieser Lage entschloß ich mich, unmittelbar an den Unterrichtsminister Grafen Thun ein Schreiben zu richten, in dem ich, unter Beilage der Briefe der vier genannten Gelehrten, die volle Gesetzmäßigkeit der Abweisung anerkannte, jedoch hinzufügte, daß meine wissenschaftlichen Arbeiten wohl ausreichen dürften, um an dieser oder jener auswärtigen Universität ein Doktor-Diplom zu erwerben. Dieser Vorgang wäre für mich mit der Auslage von zwei bis dreihundert Talern verbunden. Wenn ich durch diese Auslage nur im allergeringsten in der Achtung Sr. Exzellenz steigen könnte, werde sie sofort veranlaßt werden.

Schon wenige Tage darauf wurde ich zur Audienz beim Unterrichtsminister beschieden.

Das Ministerium befand sich damals im obersten Stockwerke des Banco-Gebäudes (Singerstraße), in dessen Kellern ich neun

Jahre früher, im März 1848, zur Wache kommandiert gewesen war. Man trat in ein weites, nicht hohes Vorzimmer. Auf einer an den Wänden ringsum laufenden Bank saß die große Schar der Audienzwerber.

Zu meiner Rechten befand sich ein runder, weißer Ofen; zur Linken saßen zwei recht wohlbeleibte Mönche in weißen Kutten. Der Ministerialsekretär Dr. Feil, ein bekannter Archäologe, frug die Anwesenden der Reihe nach um ihr Begehr und wies zur Entlastung des Ministers viele von ihnen an die Fachreferenten. Als er an die beiden wohlbeleibten geistlichen Herren kam, stellte er die gleiche Frage, und zwar wurde das Gespräch so laut geführt, daß die Nachbarschaft es vernehmen mußte. Sie erhoben Klagen über die vielerlei Lasten, die ihr Kloster zu tragen habe, wie es, von allen Seiten, auch vom Staate, bedrückt, daher in Not sei, und wollten beim Minister um Abhilfe bitten.

„Möchten die Herren", antwortete Feil, „es nicht für klüger halten, Konfratres zu Sr. Exzellenz zu senden, an denen die Not des Klosters etwas deutlicher ersichtlich wäre?"

An dieser Stelle überraschten mich so frevelhafte Worte. An mir ging Feil schweigend vorüber.

Ich wurde aufgerufen und stand vor der hohen Gestalt des Grafen Thun.

„Sie haben mir einen Brief geschrieben?", frug er, und auf meine Bejahung fuhr er fort: „Ich kann Sie nicht zum Privatdozenten ernennen, aber ich will Sie zum unbesoldeten Extraordinarius ernennen."

Das war freilich viel mehr als ich erbeten oder erhofft hatte. Mit noch nicht 26 Jahren sah ich mich auf einen Lehrstuhl der Universität gesetzt und damit die Laufbahn mir eröffnet, die mir vor allen anderen die erwünschteste schien. Bis in den letzten Nerv erfüllte mich der Vorsatz, die mir anvertraute Stelle auf eine würdige Weise auszufüllen und wirklich eine Schule der Geologie zu schaffen. Ob es mir gelungen, mögen Andere beurteilen.

Ein beträchtlicher Teil des Professoren-Kollegiums betrachtete meine Ernennung als einen Eingriff in seine Rechte, weil sie nicht auf einem Votum des Kollegiums beruhte. Bald aber festigte sich

die Meinung, daß es sich um eine an der Universität noch nicht vertretene Doktrin handle und daß die Ablehnung der Dozentur nur aus formalen Gründen erfolgt und nicht gegen meine Person gerichtet war. Nur sehr wenige ältere Kollegen beharrten in ihrer abweisenden Haltung.

Auch mein guter Vater faßte nun Zutrauen zu dieser Laufbahn und enthob mich gänzlich der Tätigkeit in seiner Kanzlei.

Auf allen politisch oder kirchlich neutralen Gebieten zeigte sich Thun als ein kraftvoller Organisator und als aufrichtig bestrebt, Forschung und Lehre zu fördern. Das zeigt neben dem Gesagten die Berufung des Physiologen Brücke und vieler anderer. Dabei litt der Staat tief unter der Nachwirkung blutiger Kriege und die entscheidenden Kreise sehen in der katholischen Kirche ein Element der Festigung. In diesem Sinne wurde 1855 das Konkordat abgeschlossen; in ähnlichem Sinne allein wird es verständlich, daß Graf Thun im Jahre 1857 den Betrieb der ganzen theologischen Fakultät zu Innsbruck dem Jesuiten-Orden um den jährlichen Pauschalpreis von 8000 Gulden übergab.

Die Professoren wurden ohne staatliche Prüfung und ohne daß von ihnen irgendwelche staatliche Zeugnisse verlangt wurden, auch ohne weitere politische Genehmigung von dem Orden bestellt. Der Vorgang vollzog sich gegen den Wunsch des tirolischen Klerus. Den Bischöfen war die Sache auch wegen ihrer Diözesananstalten unbequem. Der aufgeklärte Bischof Galma von Brünn war im Vorjahre gestorben. Gelehrte Benediktiner wie Alb. Jäger und Beda Weber wurden beiseite geschoben. So gut war aber die Sache vorbereitet, daß sofort aus Deutschland, namentlich aus Döllingers Schule in München, viele Hörer herbeikamen. „Die Studierenden", schrieb J. Probst im Jahre 1860, „sind meistens Ausländer; von den tirolischen Diözesan-Theologen befindet sich kaum einer oder der andere dort. Mehrere sind aus Stiften."

Bei all dem blieb Thun für seine Person ein ernster Forscher nach Wahrheit und er wollte den österreichischen Gelehrten die Gelegenheit geben, die Quellen aufzusuchen. Zu diesem Zwecke berief er 1856 Sickel nach Wien. Zwei Jahre später, 1858, wurde diesem die Durchsicht eines auf das Konzil zu Trient bezüglichen Faszikels,

aus dem Staatsarchiv, aber nicht die Veröffentlichung gestattet. Ein Manuskript Sickels lag dann wohl monatelang auf dem Schreibtische des Ministers und fesselte ihn in freien Stunden. Man sagte, es sei der Inhalt des Tridentiner Faszikels, aber Sickel hat sich meines Wissens nie geäußert und ich habe keine sicheren Beweise für diese Vermutung.

Die Veröffentlichung Sickels ist erst 1870 erfolgt, nachdem 1868 durch Arneth das Staatsarchiv den Gelehrten geöffnet war[1]. Hier liest man, wie oft und wie nachdrücklich Kaiser Ferdinand I. dem Konzil das Anhören der Vertreter der Augsburger Konfession, dann Milde im Verfahren mit ihnen, die Genehmigung des Kelches und der Priesterehe empfahl, mit welcher Bestimmtheit er schon am 16. Februar 1561 für den Fall der Weigerung, sie zu hören, Aufstand und blutigen Krieg und die Unterstützung der Aufständischen durch mächtige Fürsten vorhersagte, wie er dann am 28. März 1562 erinnerte, daß er und seine Vorfahren schon längst eidlich in den Kompaktaten die Zulässigkeit der Eucharistie in beiderlei Gestalt zugesagt hatten usw.

Wenn wirklich Graf Thun Sickels Tridentiner Manuskript vor sich hatte, müssen solche Worte eines Kaisers auf ihn tiefen Eindruck gemacht haben. Einige Stellen in Briefen, die er nach seinem Rücktritte vom Amte an seinen Vertrauensmann, Ficker in Innsbruck, gerichtet hat, sind in dieser Beziehung lehrreich.

Ficker war ein gewissenhafter Forscher. Er sandte 1862 an den Grafen Thun eine Schrift über deutsches Königtum und Kaisertum und in Thuns Empfangsschreiben liest man: „Völlig neu (so staunenswert es Ihnen erscheinen mag) war mir in dem Munde eines Mannes von unzweifelhaft katholischer Gesinnung der Ausspruch, daß von Innozenz III. an allerdings die Papstgewalt ein ungebührliches Übergewicht erhalten habe. Ich habe dergleichen bisher nur für protestantische Geschichtsverfälschung gehalten[2].“ Im Jahre 1868 bedauert Graf Thun gleichfalls seine mangelhafte Kenntnis auf dem Gebiete der Geschichte und Rechtsgeschichte und fügt bei: („eine Folge der Periode, in welche meine Jugend fiel!“)

---

1) Th. Sickel, Zur Geschichte des Konzils von Trient; Wien 1870, 8°.

2) Jung, Jul. Ficker, S. 299 und 303; Friedjung hat bereits auf diese Briefe aufmerksam gemacht.

Diese Geständnisse zeigen uns den Grafen Leo Thun in seiner Wahrhaftigkeit, dem Adel seiner Gesinnung, mit einem Worte mit allen jenen Eigenschaften des Charakters ausgerüstet, wie man sie bei einem Aristokraten im besten Sinne des Wortes erwartet, und zugleich befangen in jenen Vorurteilen, welche die damalige Erziehung der jungen Aristokraten mit sich brachte.

Laveleye erzählt, wie nach 1848 die Kirche in schweren Kämpfen ihren Einfluß auf die Elementarschule zu festigen suchte und wie dabei ein kleiner Staat, Luxemburg, mit seinen 200000 Einwohnern, eingekeilt zwischen Belgien und Frankreich, vergessen und verschont blieb. Die ungestörte Wirksamkeit eines guten Gesetzes aus 1843 mit weltlichen Schulbehörden und strenger Schulpflicht brachte das Ländchen dahin, daß es 1868 nur 1,85 Proz. illiterater Rekruten zählte, folglich Sachsen erreicht hatte. Dabei wurde die Bevölkerung wohlhabend; es gab nur geringe Steuern, keine Staatsschulden, keinen Henker, allerdings auch keine Armee [1]).

Eine glückliche Idylle mitten in Europa und überaus lehrreich. Österreich und Frankreich haben erst nach schweren Katastrophen sich solcher Weisheit in Sachen des Volksunterrichtes einigermaßen genähert und das ist nicht die einzige Parallele, die in diesen Dingen zwischen diesen beiden für katholische Verhältnisse maßgebenden Staaten besteht.

In Frankreich brachte Carnot sofort nach der Revolution von 1848 einen auf Schulpflicht und Unentgeltlichkeit der Schule beruhenden Gesetzentwurf ein. Man wußte zu verhindern, daß er zur Beschlußfassung gelangte. In Paris war nämlich gerade zu dieser Zeit der Klerus populär, erstens weil man damals Pius IX. als den Heros eines neuen Liberalismus ansah und zweitens weil die Kirche mit der gefallenen Regierung im Kampf gestanden war. In der Kommission verteidigte Cousin den Fortschritt, Dupanloup die Kirche, und Vorsitzender war Thiers. Durch seine Vermittlung wurde endlich jenes Kompromiß erzielt, das als Lex Falloux ins Leben trat. Die Hochschulen sollten ihre Selbständigkeit bewahren; die Gymnasien erhielten eine Mittelstellung; die Volksschule wurde

1) E. de Laveleye, L'instruction du peuple; 8⁰, 1872, p. 239.

dem kirchlichen Einflusse überlassen. Das letztere geschah durch die scheinbar nebensächliche Bestimmung, daß den lettres d'obédience, d. i. den von den Oberen der einzelnen kirchlichen Körperschaften beglaubigten Obedienzbriefen, die Wirkung staatlicher Befähigungszeugnisse für das Lehramt an der Volksschule verliehen wurde.

Die Hochschulen, meinte man, würden wie ein Federbusch den Glanz des französischen Geisteslebens sichern, und überließ dabei den Unterricht der Massen dem Verfalle.

Trotz dieses großen Erfolges trennte sich eine noch weiter gehende katholische Partei unter der Führung Veuillots, des Herausgebers des Univers, ab. Sie überhäufte Männer wie Montalembert mit Vorwürfen. Gegen den Vertreter der Jesuiten, P. Ravignan, sandten diese Extremen eine Klageschrift nach Rom, in der gesagt wurde, der Schüler Loyolas habe sich mit den Schülern Voltaires vereinigt. Das Gegenteil wurde erreicht und der weitere Sturm gegen das Gesetz von Rom aus untersagt. Nun wandte sich Veuillot gegen die Gymnasien. Die Klassiker seien sittenlose Verderber der Jugend; an ihrer Stelle solle man die Kirchenväter lesen.

Das war im Dezember 1851 und damit war für längere Zeit jeder Änderung auf diesem Gebiete ein Ziel gesetzt.

Unter ganz abweichenden Umständen gelangte Österreich zur selben Zeit zu einem ganz ähnlichen Ergebnisse: Fortschritt in den Hochschulen, Verfall in der Volksschule, dazwischen Kampf in der Mittelschule. Das bedeutet in Wahrheit noch weitere Entfernung der gebildeten und der ungebildeten Klassen voneinander.

Hier darf nicht vergessen werden, daß Graf Thun bei dem Antritte seines Amtes festgegliederte Vorschläge für Universitäten und Gymnasien vorfand, während für die Volksschulen nur ein Haufwerk von nicht ausgereiften Protokollen, Gutachten und Berichten vorlag, aber auf diesem schwierigsten Gebiete kein schöpferischer Fachmann sich zur Geltung zu bringen vermochte.

Schon bei dem ersten Schritte, im Jahre 1850, wußten es die Gegner der neuen Organisation der Gymnasien dahin zu bringen, daß sie nur provisorisch für vier Jahre in Wirksamkeit gesetzt wurde, und als diese Frist endete, wurde neuerdings nur ein vierjähriges

Provisorium, d. i. die Gültigkeit bis 1858 erreicht. In diese Zeit fällt das allmähliche Vordringen des kirchlichen Einflusses und der Abschluß des Konkordates.

In den Verhandlungen vom 17.—20. Juni 1850 verlangte die Regierung Einfluß auf die Methode des Religionsunterrichtes. Sie verlangte, „daß die Lehren der Religion nicht bloß dem Gedächtnisse, sondern ganz insbesondere dem Herzen der Schüler näher gebracht werden". Das Auswendiglernen im Religionsunterrichte wird getadelt; im Obergymnasium solle dieser Unterricht „in bezug auf Wissenschaftlichkeit mit den übrigen Lehrgegenständen gleichen Schritt halten" ... usw. Tarnóczy, der Wiener Vertreter des Fürsterzbischofes Schwarzenberg, meldet diesem, man habe gesagt, Graf Leo Thun habe „ein katholisches Herz, aber einen protestantischen Kopf". Dieses Wort bezieht sich wohl auf den Protestanten Bonitz.

Drei Jahre später hat sich der Staat schon gegen Ansprüche auf die Wahl der Persönlichkeiten zu verteidigen. Das geschieht mit voller Entschiedenheit. Rauschers Panegyriker, der Benediktiner P. Wolfsgruber, berichtet, Rauscher habe im Juni 1853 sowohl dem Kardinal Viale Prelà, als auch den italienischen (lombardo-venezianischen) Bischöfen zu wiederholten Malen „auf das bestimmteste erklärt, daß er nicht ermächtigt sei, auf die Gymnasialfrage im allgemeinen einzugehen, sich vielmehr nur über den in den Gymnasien zu erteilenden Religionsunterricht äußern könne. Es liege vollständig und ausschließlich in dem Bereiche des Staates, die Bedingungen festzusetzen, unter welchen er jemand zu den Staatsämtern zulassen wolle, ... weshalb gar nicht daran zu denken sei, daß der Kaiser sich hierin durch das Konkordat irgendwie Beschränkungen auferlegen würde".

Dennoch sagt zwei Jahre später Art. VII des Konkordates, daß „in den für die katholische Jugend bestimmten Gymnasien und mittleren Schulen überhaupt" nur Katholiken zu Professoren oder Lehrern ernannt werden sollen. Das sind trotz der Erläuterungen, die Rauscher in seinen „Studien" gab, tatsächlich alle Gymnasien und alle mittleren Schulen. Noch weit einschneidender war Art. V, durch welchen den Bischöfen eine Oberaufsicht über allen Unterricht an den Mittelschulen eingeräumt wurde, damit nichts vorkomme, „was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderlaufe".

Das war wenige Jahre, nachdem Veuillot das Studium der Klassiker als gegen die sittliche Reinheit verstoßend erklärt hatte.

Vor dem Ende des ersten Provisoriums, im Jahre 1853, frug die Regierung den General des Jesuiten-Ordens P. Beckx, ob der Orden in der Lage sei, österreichische Gymnasien auf Grund der neuen Organisation zu übernehmen. P. Beckx verlangte aber die unmittelbare Leitung der Anstalten ohne Unterstellung unter den Landesschulrat, Dispens von der staatlichen Lehramtsprüfung, den Lehrplan der Ratio studiorum des Ordens und freie Wahl der Lehrbücher. Der Schwerpunkt sei nach der Ratio in den Lateinunterricht als der allgemeinen Sprache der katholischen Kirche und der gelehrten Welt zu legen, Naturgeschichte, geometrische Anschauungslehre und Algebra aus dem Untergymnasium zu streichen.

Das war die gänzliche Verleugnung der Grundsätze der neuen Organisation, und vielleicht hat gerade die Offenheit des Gegensatzes im folgenden Jahre 1854 wenigstens das zweite Provisorium möglich gemacht. Einzelne Gymnasien wurden tatsächlich dem Orden übergeben. Indem nun das Jahr 1858 und mit ihm das Ende dieses zweiten Provisoriums herankam, ließ die Regierung die sämtlichen eingelaufenen Gegenvorschläge zu einem einheitlichen Gegenentwurfe zusammenfassen. Um ihm größeres Ansehen zu geben, wurde er den Gymnasial-Inspektoren zur Prüfung übergeben.

Das wurde die Rettung.

Die große Mehrzahl der Inspektoren stimmte zwar dem Gegenentwurfe zu, als aber die Regierung gegen das Ende von 1857 ihn zum Zwecke der allgemeinen Prüfung veröffentlichte, erhob sich ein derartiger Sturm, daß die Gymnasial-Inspektoren ihre Zuversicht verloren und fast ausnahmslos ihr erstes Votum im Stiche ließen.

Diese laute Einsprache wurde gehört. Graf Leo Thun, zu seiner hohen Ehre sei es gesagt, blieb dem ursprünglichen Entwurfe von 1849 in dieser entscheidenden Krise treu. Im Jahre 1858 erhielt die neue Organisation der Gymnasien endlich die definitive kaiserliche Sanktion. Sie steht in allen wesentlichen Zügen noch heute (1913) in Wirksamkeit.

Napoleon III. hatte in seiner Neujahrsrede 1859 den Krieg gegen Österreich angekündigt. Im Mai geht unser Kaiser zur Armee nach Italien. Am 24. Juni wird die Schlacht bei Solferino

geschlagen. Bach tritt zurück, später auch Thun. Goluchowski übernimmt die Regierung.

Hier ist die Stelle, um, sei es auch vorgreifend, noch einige Worte über Graf Thun und Kardinal Rauscher zu sagen.

Graf Thun zeigte als Minister einen durch und durch edlen und tatkräftigen Charakter. Was ihm an fachlichem Wissen in diesem schwierigen Zweige fehlte, ersetzte er durch das Vertrauen, das er in seine Mitarbeiter setzte. So konnte Exner seine Organisation der Universitäten schaffen, Bonitz seine der Gymnasien im langen Kampfe schließlich behaupten und zugleich Rauscher das Konkordat schmieden. Nachdem er aus der Regierung getreten war, änderte sich mit seiner Umgebung auch sein ganzes Wesen. Als Minister unter Schwarzenberg, als Bachs Kollege war er Zentralist. Nachdem er in den Kreis des tschechischen föderalisierenden Hochadels zurückgetreten war, wurde er Föderalist. Jetzt trennten sich seine und Rauschers Wege.

Im Jahre 1866 trat dann aufs schmerzlichste zutage, wie Österreich gerade durch seine Konkordats-Politik sich vereinsamt hatte. Drei Jahre später, 1869/70 war Rauscher durch seine starken Überzeugungen gezwungen, in Rom seine glänzende Beredsamkeit gegen das Unfehlbarkeitsdogma zu wenden. Sein prophetisches Wort, wenn man dem Papste so viel Autorität verleihe, werde die Geistlichkeit den Bischöfen nicht mehr gehorchen, sollte nach vielen Jahren das Geheimnis der Erfolge des Bürgermeisters Lueger werden.

Besiegt und gedrückten Sinnes kehrte Rauscher heim. Bald, im Sommer 1870, wurde das Konkordat aufgehoben. Noch erlebte Rauscher die Entstehung des Deutschen Reiches und noch mußte er es erleben, daß ein besonders einflußreicher Teil der katholischen Partei sich der Führung einer vorwaltend tschechischen Gruppe des Adels überließ, deren Programm die Auflösung des Kaiserstaates in ein föderalistisches Staatengebilde war. Thun folgte der neuen Richtung. Rauscher blieb fest. In heiligem Zorn sagte er im Herrenhause am 28. Januar 1873, er wisse sehr wohl, daß die Führer dieser Partei die Religion lediglich als Handhabe zu politischen Zwecken betrachten. Am 7. Februar wiederholte er die Anklage.

Zwei Jahre darnach ist Rauscher gestorben.

VIII.

Zweite Reise nach Paris — Reisen in den Karpathen — Alte Meeres-Niveaus — Tod meines Vaters — Dritte Reise nach Paris-London — Bau der Kaiserl. Museen — Übertritt an die Universität.

1856—1862.

Langsam und mit kleinen Schritten sah man einen neuen Geist einziehen.

Im Sommer 1854, bei der Heimwanderung aus der Schweiz mit Escher und Merian, wurde die Bildung eines Vereins zur gemeinsamen Erforschung der Geologie der Alpen von Genua und Lyon bis Wien besprochen. Die Umfassung einer so großen natürlichen Einheit und der internationale Wetteifer würden, meinten wir, die Arbeiten unserer geologischen Reichsanstalt vervollständigen und auch Anregung in die Unterrichtsanstalten tragen. Im Jahre 1856 versammelten sich die deutschen Naturforscher in Wien; das sollte die Gelegenheit zu solcher Anknüpfung sein. Escher und Merian trafen in Wien ein. Ich legte ein Programm vor. Der internationale Charakter des Vereins erregte Bedenken bei der Behörde und der Versuch scheiterte.

Der Regen trieb mich eines Tages vom Sandling herab nach Goisern in die Wirtsstube des Bauern-Philosophen Deubler. Er hatte bereits ein Jahr wegen Irreligiosität in den Kerkern des Spielberges zugebracht. Auf dem Schranke stand eine Gipsbüste des Sokrates, dem irgendein Abderit mit Wagenschmiere einen schwarzen Schnurrbart angemalt hatte. Ich meinte, Deubler solle das häßliche Ding entfernen. „Oh, das bleibt", sagte er. „Das zieht aus den Wolken herab und sagt mir jeden Morgen, unter welcherlei Leuten ich lebe."

Die Vortragenden des Montags-Vereins hatten sich in Zeitungsartikeln und Broschüren auf das lebhafteste an der Verteidigung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den Gymnasien, namentlich in Bonitz' Gymnasial-Zeitschrift beteiligt. Sie hatten sich eine provisorische Organisation gegeben; Grailich und ich bildeten den

Vorstand. Wir sahen, daß das Unternehmen Wurzel fasse, wollten ihm die gesetzliche Form eines Vereins geben, fürchteten aber den Widerspruch der Behörden. Im Herbste 1859 bezog ich mit den Studierenden Stoliczka und Mojsisovics die alte Wies=Alp=Hütte am Dachstein. Da traf uns die Nachricht, daß Grailich gestorben sei. Am 13. September haben sie ihn und mit ihm große Hoffnungen begraben.

Nun lag die Verantwortung für die Bildung des Vereins auf mir allein. In der bewegten und unsicheren Zeit suchte ich den Rat unseres alten Gönners Baumgartner. Er erzählte mir mancherlei aus den Kämpfen seiner eigenen Jugend und dann nahm er einen Rahmen von der Wand. Dieser enthielt ein Schriftstück, datiert von Gratzen, 1778. Es bezeugte die Entlassung seines Vaters, eines Landmannes, aus „des heyl. römischen Reichs Grafen von Buquoy leibeigener Hörigkeit", bestätigt durch die Unterschrift und „das angebohrne, gräfliche Insiegel". — „Das tiefe Hinabschauen in die Vergangenheit", sagte Baumgartner, „tut wohl, denn es zeigt, daß es am Ende doch besser wird." Dann half er uns wirklich über alle Schwierigkeiten hinweg.

Im Herbste 1860, als der Verein ganz jung war, begann eben Darwins Lehre sich auszubreiten. Gustav Jäger (später als der Wolljäger bekannt) beschäftigte sich mit der Einrichtung eines Tiergartens im Prater und kündigte im Vereine einen Vortrag über Darwin an. Ich wurde in das Unterrichtsministerium zu Baron Helfert, dem damaligen Unterstaatssekretär, beschieden. Es wurde mir vorgehalten, der Verein möge sich doch die Frage stellen, ob es nicht zweckmäßiger wäre, das Publikum über nützlichere Dinge zu unterrichten, z. B. über Spiegel= oder Stahlfabrikation. Ich erwiderte, daß Vermutungen und Hypothesen nur als solche geboten werden sollen, daß jedoch für die Auffassung der lebenden Natur maßgebende Tatsachen nicht auf die Dauer verschwiegen bleiben könnten. Die Tatsachen würden ja doch aufrecht bleiben.

Damit war die Sache erledigt und der Vortrag wurde gehalten.

Der „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse" besteht jetzt noch und hat vieles Gute geleistet. Die erste Generation ist gestorben oder abgewelkt; nur mein alter Freund Victor v. Lang

befindet sich noch bis heute, unterstützt von Prof. Toula, an seiner Spitze. Es hat nicht an begeistertem Nachwuchse gefehlt.

Der Aufschwung der Geologie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist nicht nur durch die fesselnde Größe ihrer Aufgaben und nicht nur in ihrer praktischen Nützlichkeit begründet. Die unmittelbare Berührung mit der offenen Natur kommt sicher auch in Betracht. Sie zieht den Schüler an. Weite Wanderungen und mancherlei Entbehrung stählen ihn physisch. Je genauer er dabei sein Vaterland betrachtet und je tiefer er auf abgelegenen Wegen auch die entfernteren Schichten seiner Nation kennen lernt, um so inniger liebt er beide. Wenn es ihm aber vergönnt ist, auch in das Seelenleben einer anderen Nation hinabzublicken, wenn er dort die gleichen Regungen, dieselben Quellen von Schmerz und Freude, die gleiche Wertschätzung des Edlen und die gleiche Meidung des Niedrigen antrifft, dann erwacht in ihm neben dem Patriotismus jene allgemeine Liebe zur Menschheit, die dem Berufspolitiker ein Greuel ist, aber am Grunde jeder gesunden Menschenseele und trotz des Sträubens des Politikers auch in der seinigen keimt, oder doch zu keimen vermöchte.

Das ist aber nicht alles. Der Geologe lernt auf dem Brette ebensogut zu schlafen, wie im Himmelbett. In seinem Zwilchrock, verstaubt und müde, wird er in der dürren Langweile des adligen Landschlosses als eine willkommene Zerstreuung, in der armseligen Hütte als ein Gegenstand naiver Neugierde empfangen. Während er auf seinen Wanderungen durch die verschiedensten Schichten der Gesellschaft auf und nieder steigt, beginnt er allmählich nicht nur am Lande, sondern auch im städtischen Leben sich als ein Außenseiter zu fühlen und ein selbständiges Urteil sich zu bilden über Ehrgeiz, Reichtum, Glück und manche andere Dinge.

Um den Reiz dieser Wanderungen durch das Land und durch die Gesellschaft zu begreifen, muß man näher in die Einzelheiten von Beispielen eintreten.

Im April 1856 wurde ich beauftragt, für das Museum einen Eisenbahn-Einschnitt bei dem Wächterhause Balin der Strecke Krakau-Trzebenia zu untersuchen. Dort hatte man viele Versteinerungen der Jura-Zeit gefunden, die erstaunliche Ähnlichkeit mit solchen der

Normandie zeigten. Da wichtige Anhaltspunkte für die Verbreitung der Meere der Jura-Zeit gehofft werden durften, sollte ich von Balin mich nach Caën in der Normandie begeben, um dort die entsprechenden Sedimente kennen zu lernen. In Paris sollte ich den berühmten Konchyliologen P. Deshayes veranlassen, mit dem Kaiserl. Museum in Verbindung zu treten.

In Balin hatte ich einen unermüdlichen Begleiter, den trefflichen P. Dominik Bilimek aus dem Neukloster zu Wr.-Neustadt. Er hatte dieses Kloster verlassen, um die Stelle eines Katecheten an der militärischen Bildungsanstalt zu Lobzoff bei Krakau zu übernehmen. Von seinem weiteren Lebenslaufe werde ich noch zu sprechen haben.

Nachdem wir mehrere Tage in der sonst wenig anziehenden Gegend von Balin zugebracht hatten, reiste ich nach Berlin. Die beiden Geologen Beyrich und Ewald hatten die Güte, mich in einer Sitzung der Akademie den beiden Brüdern Grimm vorzustellen, deren Namen jeder Deutsche mit Ehrfurcht nennen soll, ferner dem Mikroskopiker Ehrenberg, dem Ägyptologen Lepsius und dem Astronomen Enke. Carl Ritter hatte ich bereits in Wien kennen gelernt. Das war ein Kreis von Männern, auf welche nicht nur Berlin, sondern die gesamte deutsche Nation stolz zu sein ein Recht hatte.

Alex. v. Humboldt war damals alt, kränklich und für einen so jungen Mann wie mich kaum zugänglich. L. v. Buch war etwa zwei Jahre früher gestorben.

Die Reise ging weiter. Bei Visé in Belgien kam ich im Zwilchkittel, mit Staub bedeckt und mit einem schweren Steinsacke am Rücken, von den Kalkbrüchen zur Maas herab, um das Dampfschiff nach Lüttich zu erreichen. Mein Anzug nötigte mich, mit den Passagieren der letzten Klasse zu reisen. Man erkletterte das Schiff auf einer steilen Leiter. Ein langgewachsener, etwas angetrunkener Mann schwankte auf den obersten Sprossen. Ich faßte ihn von unten und warf ihn aufs Deck. Als ich oben angelangt war, trat ein älterer Herr auf mich zu. „Bien fait, mon garçon," sagte er, „quel âge avez-vous?" — „Vingt cinq, Monsieur." — „Ah, il ne comprend pas", sagte er zu den Nebenstehenden. Erst aus dem weiteren Gespräche ergab sich, daß die Art, in welcher ich nach Ablegung des Steinsackes meinen Kittel zugeknöpft hatte,

für ein Freimaurerzeichen genommen worden war. Der Sprecher stellte sich als ein wohlhabender Viehhändler dar, und lud mich ein, den Abend mit seinen Freunden in Lüttich zuzubringen, was ich in aller Artigkeit ablehnte.

Dieses ist das einzige Mal in meinem langen Leben, daß ein Versuch, mich für die Freimaurerei anzuwerben, sich mir genähert hat.

In Lille wurden alle Sonderabdrücke meiner wissenschaftlichen Arbeiten, die ich für französische Gelehrte mitgenommen hatte, von der Grenzpolizei mit Beschlag belegt. Ich erhielt sie in Paris erst nach längeren Bemühungen und der Bezahlung eines ansehnlichen Porto zurück.

Ich stellte mich dem großen Geologen, Herrn Elie de Beaumont vor, der mich herablassend, mit den Allüren eines être suprème empfing, den ich aber trotz dieser Kinderei wegen seines tiefen Wissens und seines unablässigen Strebens nach einer erdumfassenden Anschauung nie aufgehört habe zu verehren. Paul Deshayes traf ich in einer recht engen Wohnung, die er mit einer Enkelin und einer Katze teilte und in welcher in Lade über Lade die Schätze seiner Sammlungen aufgehäuft waren. Ich lernte d'Archiac, de Verneuil, Hebert, Michelin und die meisten geologischen Berühmtheiten kennen. In der Academie des sciences hörte ich einen Vortrag Leverriers über Photographien des Mondes, einen Gegenstand, der mich ein halbes Jahrhundert später in hohem Grade beschäftigen sollte.

Der nähere Verkehr mit Deshayes sollte erst nach meiner Rückkehr aus der Normandie eingeleitet werden.

Den Mittelpunkt meiner Wanderungen in der Normandie bildete das gastfreie Haus des Herrn Eudes Deslongchamps in Caën. Da war der immer heitere, alte Herr, dann Madame mit den langen, silberweißen Locken, endlich der Sohn Eugène, etwa in meinem Alter. Die schlichte herzgewinnende Liebenswürdigkeit, mit welcher ich hier aufgenommen wurde, ist mir unvergeßlich geblieben. Namentlich die alte Frau, nachdem sie gehört hatte, daß ich verheiratet sei, nachdem sie das Bild meiner guten Frau gesehen und bemerkt hatte, daß ich ihr lange Briefe schreibe, überhäufte mich mit wahrhaft mütterlicher Liebe, und ließ mich so recht empfinden,

wie gleichartig doch die tieferen Empfindungen aller Nationen sind, und ein wie unvollkommenes Bild vom wahren Völkerleben die Eisenbahnreisenden geben.

Dieser Eindruck wiederholt sich, so oft man tiefer in das Familienleben einzudringen vermag.

Bayeux mit seiner großen gotischen Kathedrale bot mir ein Beispiel.

Eugène, wie sein Vater ein wohlbekannter Paläontologe, führte mich dort in das Haus des Herrn Jourdain, eines angesehenen ehemaligen Militärarztes ein, der bei Moskau gefangen genommen worden war. Nicht weniger als drei Veteranen der Grande Armée waren am Tische der Abendgesellschaft erschienen. Obwohl mitten unter uns sitzend, schienen sie doch die ganze Gesellschaft zu überragen, so sehr ehrte und bewunderte man auch im täglichen Umgange diese Zeugen einer ruhmvollen Zeit.

Bayeux ist bekannt durch die feinen schwarzen Spitzen, die hier erzeugt werden. Ich hatte bei meiner Ankunft eine alte Frau vor einem Häuschen klöppelnd gesehen und suchte sie auf, um eine Kleinigkeit für meine Hermine zu kaufen. Sie frug selbstverständlich, woher ich komme; dann gab ein Wort das andere; endlich führte sie mich in das Häuschen, hieß mich niedersetzen und begann nun ihr Herz durch Erzählung ihrer Lebensgeschichte zu erleichtern. Vor vielen Jahren da war sie jung verheiratet; da nahmen sie ihren Mann fort und er mußte in ein fremdes Land in den Krieg marschieren. Lange hörte sie nichts von ihm. Eines Sonntags, nach der Messe, kam der Nachbar, der Herr Gastwirt, an das Fenster. Er hatte die Hände gefaltet und blickte sie traurig an. Da frug sie nicht und wußte alles. Dann hat sie viel geweint und konnte sich gar nicht trösten. Und da kam ihr kleiner Eugène (auch ein Eugène) zur Welt. Der Herr Nachbar aber erbarmte sich ihrer im Elend, hob Eugène aus der Taufe und läßt ihn jetzt gar in Paris studieren, weil er so brav war. „Und wißt junger Herr“, fügte sie sich aufrichtend hinzu, „Ihr erinnert mich gar so sehr an meinen guten Eugène“ — dabei zieht sie mit der Linken die Hornbrille von der Stirn herab und schlägt über mich mit der Rechten das Kreuz von der Stirn her über die Brust — „le bon Dieu, der gute Herrgott, begleite und bewahre Euch auf allen Euren Wegen.“





Das ist eine sehr einfache Geschichte; ich habe sie bereits einmal in einem öffentlichen Vortrage erzählt, aber ich führe sie gern hier wieder an, weil sie so viel Versöhnendes bietet gegenüber anderen Erlebnissen. Das sind die Tiefen nicht eines, sondern jedes gesunden Volkes. Die Mütter bleiben überall die berufenen Hüterinnen und Pförtnerinnen dieser Tiefen.

In den ersten Tagen des Juni war ich wieder in Paris bei Herrn Deshayes. Mit der eines großen Forschers würdigen Freigebigkeit öffnete er mir nicht nur seine Sammlungen, sondern gestattete mir sogar, von jeder Art, von der mindestens drei Exemplare vorhanden waren, eines für die Wiener Sammlungen zu entnehmen. So viel lag ihm daran, die Arbeiten von Hoernes über die fossilen Mollusken des Wiener Beckens zu unterstützen.

Das war ein gar reiches Geschenk. Tagelang arbeitete ich bei Deshayes und an den Abenden vertieften wir uns in Gespräche. Dann folgte ein später, gemeinsamer Spaziergang. Wir waren ein sehr ungleiches Paar; er ein Sechziger, ich fünfundzwanzig; er auf der Höhe des Weltruhmes, ich ein junger Fant, der sich an der Seite des Meisters noch viel kleiner fühlte.

An einem dieser späten Abende begleitete er mich zu meinem recht entfernten Gasthofe; ich ließ ihn nicht allein zurückgehen; er begleitete mich ein zweites Mal; endlich irrten wir ziemlich planlos in der großen Stadt herum. Mitternacht war lange vorüber, aber der Stoff des Gespräches war nicht erschöpft. Es schien mir, als lebe er nicht nur ziemlich enge, sondern auch vereinsamt und als fühle er das Bedürfnis des Meinungsaustausches.

Wir hielten am Geländer des Pont-Neuf und blickten in die Seine hinab. Da konnte ich die Frage nicht länger unterdrücken, wie es denn komme, daß er, eine Zierde der Gelehrtenwelt Frankreichs, keine Lehrkanzel, auch überhaupt keine offizielle Stellung bekleide. Und er erzählte beiläufig das Folgende: „Im Juli 1830 war ich noch jung, und wir Franzosen haben heißes Blut. Man baute Barrikaden. ‚Was tut ihr da,' rief ich, ‚nicht hier, im Kriegsministerium auf der Place de la Concorde, ist der Feind' — und alles antwortete mir: ‚Auf, auf zum Kriegsministerium'. Ein Haufe Bewaffneter folgte mir. Wir pochten an die Pforte. Immer lauter. Endlich öffnete uns zitternd ein alter, weißköpfiger Huissier in schwarzem

Frack. Wir stürmten hinauf in den ersten Stock. Wir gelangten in ein großes Zimmer mit vielen Schreibtischen und vielen Bündeln von Akten. ‚Was ist hier?‘ rief ich den alten Mann an. — ‚Das Bureau für Pferdeanschaffung.‘ — Wir stürmten durch mehrere solche Räumlichkeiten. ‚Was ist hier?‘ — ‚Das Departement für Pferdegeschirr.‘ Dann kam, wenn ich mich recht erinnere, eines für Monturen usw. Indem wir so von einer Kanzlei zur anderen gingen, wurde die Schar meiner Begleiter immer geringer. Endlich stand ich allein mit dem alten Huissier und lud ihn zu einem Gläschen Wein ein. — Man hat mich zu den Revolutionären gezählt und . . . das weitere verstehen Sie.“

Das war das mir in seinen Hauptzügen unvergeßliche Gespräch eines großen Gelehrten, des Gehilfen des unsterblichen Lamarck, auf dem Pont-Neuf. Ein sehr ähnliches Schicksal hat auch Emile Littré getroffen, der gleichfalls in der Juli-Revolution auf den Barrikaden gestanden hatte.

Nicht lange nach dem Gespräch am Pont-Neuf war ich in Wien. Ich begann zu vergleichen. Vielen liebenswürdigen und gemütsvollen Menschen war ich begegnet. Die Gefahren der großen wissenschaftlichen Autoritäten hatte ich kennen gelernt und auch jene des politischen Elementes in der Beurteilung von Gelehrten. Da und dort hatte ich auch weite Anschauungen getroffen, und das Streben, die Geologie aus den damals herrschenden stratigraphischen Einzelstudien zu einer Geschichte des Planeten zu erheben.

Dabei trat mir neuerdings die Mannigfaltigkeit unseres Reiches und namentlich die außerordentliche Verschiedenheit einer südlichen Gesteinsfolge (Alpen und Karpathen) von einer nördlichen (böhmische Masse, Sudeten, galizische Ebene) vor Augen. So großen Gegensatz kannte man damals kaum an anderer Stelle der Erde und namentlich schwebte mir als ein großes Rätsel die Verschiedenheit der West-Karpathen und ihres Vorlandes (Steinkohlengebiet von Ostrau, Hügel von Krakau) seit dem Aufenthalte in Balin vor.

In den Ferien von 1858 beschloß ich einen neuerlichen Besuch.

An der Nordbahn, in Krzezovice, höre ich, daß in der Gegend, die ich sehen will, weit und breit kein Gasthaus zu treffen sei. Man gibt mir einige Zeilen an Herrn Schwarz, den Gartendirektor des Grafen Szernbek zu Poremba. Ein Wägelchen bringt mich durch einen finsteren Tannenwald in wenig Stunden dorthin. Der Ort liegt in dem weiten, grünen Tale der Weichsel; im Süden erheben sich die Umrisse der Karpathen. Ich mache die Bekanntschaft des Herrn Schwarz und gehe weiter in das ärmliche, kaum eine Stunde entfernte Dorf Alvernia. Dorthin hatte man mir in Krzezovice eine Zeile an einen jüdischen Faktor gegeben. Der Jude liest, legt die Hand auf meinen Schuh, schlägt sich auf die Stirne, küßt dann den Saum meines Rockes und verspricht mir das beste Bett im Orte. Dieses beste Bett ist jedoch so unrein, daß ich befehle, Heu zu bringen. Unterdessen fährt ein Wagen vor; ein livrierter Lakai tritt herein; Graf und Gräfin Szernbek laden mich ein, im Schlosse zu übernachten. Zurück also nach Poremba.

Im Schlosse schläft alles, außer Herrn Schwarz. Wir nehmen das Nachtessen, dann erbittet er sich von mir die Gefälligkeit, ich möge bei Mondschein seine Gartenanlagen sehen.

Es war ein Bild von zauberischer Schönheit.

Nicht ein Hauch bewegte die Luft. Alte Eichen gestalteten sich im Silberlichte zu phantastischen Formen. Stille Wasserflächen, von Rosen umrahmt, glänzten zwischen den Büschen, und weit stärker als bei Tage duftete der Blumenflor. Erst lange nach Mitternacht hüllte ich mich in die seidene Bettdecke.

Am folgenden Morgen, nachdem ich die Magnolien und die große Ananaszucht bewundert, stellte ich mich dem gräflichen Paare vor, um zu danken. Das herrschaftliche Gespann führte mich nach Krzezovice zurück. Während wir durch den Wald fuhren, sandte die Abendsonne glühende Strahlen durch die öden Fenster der Ruine Teuczine.

Am frühen Morgen des nächsten Tages verließ ich Krzezovice, um im Norden des Ortes die Brüche aufzusuchen, aus denen einst polnische Könige die gewundenen schwarzen Marmorsäulen verschenkten, die man in so vielen Kirchen des XVII. Jahrhunderts sieht. Meinen bloßfüßigen Begleiter muß ich mit dem Stocke

aus der Branntweinkneipe treiben. Wir verirren uns und gelangen über die russische Grenze. Unbemerkt kehren wir zurück. Das Wetter wurde schlecht. Am nächsten Morgen war ich in Wien.

Im folgenden Juli 1859 wollte ich mit Stoliczka vom Vorlande aus das karpathische Hochgebirge durchqueren.

Wir verließen die Nordbahn schon in Dziediz. Auschwitz (Oswiecim), das als Hauptort eines Herzogtums im Titel unseres Kaisers erscheint, trafen wir als einen armen, verfallenen Ort. Alte Erdschanzen umgaben ihn; der Rest eines Wartturmes und die Ruine einer großen, dachlosen gotischen Kirche überragten die schlechten, niedrigen Schindeldächer. Eine Tafel am Eingange zur Stadt warnte vor der Einfuhr von Spirituosen zum Nachteile der Schankpächter. Es war ein Samstagabend und der jüdische Teil der Bevölkerung trat noch stärker, als es sonst wohl der Fall sein mochte, hervor, die Männer in schwarzen oder roten Talaren, die Frauen mit einer seidenen Decke über dem Kopfhaar.

Wir wenden uns an die Gendarmerie um einen Führer. Ein starker, rotbärtiger Jude wird uns zugewiesen.

Am nächsten Morgen, einem Sonntage, kreuzen wir im Frühnebel auf einer Holzbrücke die Sola, einen Nebenfluß der Weichsel; schon in dieser frühen Stunde kauern drei Bettler unter einem einsamen Nepomuk. Weiterhin sinken wir bald bis an die Knöchel in den Treibsand, bald winden wir uns auf schmalen Stegen durch das Moor. Allmählich wird das Land belebter. Polen und Polinnen, bunt und sauber gekleidet, ziehen in die Kirche. Wir erwidern mit einem Kopfnicken den frommen, leider unverstandenen Gruß. Von ferne tönen die Sonntagsglocken.

Auf einer Plätte setzen wir über die Weichsel. Nach einem leichten Frühregen bricht die Sonne durch und findet uns auf dem Gipfel des vereinzelten Hügels von Chelmek. Weit breitet sich das Land, nach Südwesten herrlich abgeschlossen durch das Beskiden-Gebirge, und von der Weichsel in zahlreichen Windungen durchströmt.

Unwillkürlich denkt man daran, wie glücklich dieses schöne Land sein könnte.

Statt dessen treffen wir Armut, Verfall und überall die Spuren des Branntweins. In Chrzanow findet ein Leichenbegängnis statt;

ein Bergmann, ein Freund des Verstorbenen, ist von ferne herbeigekommen; er liegt betrunken in der Wirtsstube und versäumt die Feier. In Luvald bei Wadovice liegt die junge Wirtin, am Wechselfieber leidend, in der Wirtsstube. Der Tisch für die Gäste ist an ihr Bett gerückt. Der Arzt ist fortgegangen und der Gutsverwalter gibt der Kranken hinter seinem Rücken ein halbes Seidel Schnaps zu trinken. Unter Einmengung der sonderbarsten lateinischen Floskeln sucht er uns seine Therapie zu erklären und sein Adjunkt, gleichfalls ein ältlicher Mann, nickt dazu so viel Beifall, als ihm seine steife Krawatte gestattet.

In Makow, nahe dem Fuße des Hochgebirges, wohnten wir einem Wochenmarkte bei. Hier sahen wir scheibenförmige Wagenräder, ohne Speichen, aus dem Querschnitt einer Eiche hergestellt, und wahren Tauschverkehr, bei dem einerseits Kartoffel und Zwiebel, andererseits eiserne Nägel als Scheidemünze kursierten. In Luzimierz bei Rogoznik, wo wir uns drei Tage aufhielten und täglich den Fluß Dunajec durchwaten mußten, um an ein bestimmtes Vorkommen von Versteinerungen zu gelangen, gab es eine Tradition von einem Pfarrer, der 16 Jahre früher eine allgemeine Bewegung gegen den Branntweingenuß eingeleitet hatte. Und so weiter.

In diesem Zustande habe ich vor mehr als einem halben Jahrhunderte dieses Land gesehen. Vieles muß sich seither geändert haben. Auschwitz, Makow und andere der genannten Orte sind heute Eisenbahnstationen; Zakopana (die Begrabene), im Hochgebirge gelegen, wo wir damals mit Mühe ein Obdach fanden, ist heute eine blühende Villegiatur. Wenn man aber die damaligen Verhältnisse kennen gelernt hat und der in früheren Jahren vorgekommenen agrarischen Unruhen gedenkt, begreift und verzeiht man leichter die Haltung von Abgeordneten, die an Stelle manches größeren, aber entfernteren Zieles zunächst die Besserung der materiellen Lage des Landes sich zur alleinigen Aufgabe stellten. Zu jener Zeit aber war der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft, wie der Wochenmarkt in Makow zeigte, noch lange nicht vollzogen; es war jene Phase eingetreten, in der sich dem Wucher die meisten Pforten öffnen.

Wir zogen ins Hochgebirge. Im Bergdorfe Bukowina traf uns ein schweres Unwetter. Der Wechsel der Beleuchtung in der

viele Meilen umfassenden Übersicht, die überragenden Hochgipfel, das Heranschweben kleinerer Wolkenmassen, das Aufzucken der ersten Blitze, dann das stille Heraufziehen silberweißer Nebelstreifen aus jeder einzelnen Schlucht des noch immer deutlich sichtbaren Hochgebirges, der vereinzelte, scharfe, fegende Windstoß, der als Bote dem Unwetter vorauseilt, dann die ersten, schweren Tropfen, die gemeinsame Flucht von Hirt und Herde, das Verschwinden des Gebirges in der Finsternis des prasselnd auf das Holzdach niederschlagenden Regenstromes, das Stocken jedes Gespräches, endlich die Vereinigung aller Donner zu einem einzigen, ununterbrochenen, an den verhüllten Bergen aufbrausenden Grollen der Natur, zuweilen noch übertönt von krachenden Schlägen, die das Zerschmettern von Riesenbäumen anzeigen —, das alles kennen die großen Städte ebensowenig, wie die schäumend sich überstürzenden Gießbäche, die dem Sturme folgen, und das balsamische Aufatmen der Pflanzenwelt. Das sind die Augenblicke, in denen der Mensch dem Menschen sich genähert fühlt, und der scheue Alpenhirt williger dem fremden Wanderer die Hand reicht.

Noch vor Sonnenaufgang brachen wir am folgenden Tage auf, um den weiten Weg zu dem Meerauge (Oko morski), einem Moränensee, zurückzulegen. In der Alphütte Lissa trafen wir ein lustiges Feuer, etwa acht Burschen und zwei Mädchen. Ein wohlwollender Gruß, neugierige Fragen, das Anstaunen mancher der gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse, dann die naive Bitte um mancherlei kleine Geschenke, um mein Halstuch, um meinen Hammer, und die persönliche Zudringlichkeit gab ihrem Benehmen etwas Kindliches.

Aufsteigend gegen das Meerauge hörten wir in einem dichten Walde ein sich uns näherndes Getöse, dann Singen, Jauchzen und Fluchen, bis eine zahlreiche Ochsenherde erschien, von vielen Hirten geführt. Diese Hirten des Hochgebirges haben ihre eigene Tracht. Während sonst die Goralen in weißen Leinenstoff, die Halina, sich kleiden, ist ihr Anzug schwarz. Sie tragen schwarze, enganliegende Beinkleider, ein bis an die Hüften reichendes schwarzes, mit Fett getränktes Hemd und darüber eine Art von Weste aus schwarzem Schaffell. Jeder von ihnen führte eine kleine, langgestielte Hacke. Alle waren große und schöne Männer. Ich erinnere

mich nirgend unter unseren Slawen so starke männliche Gestalten gesehen zu haben, und es schien mir, als ob das Gebirgsleben auf diesen unvermischten slawischen Stamm eine ähnliche Wirkung ausgeübt hätte, wie auf den Deutschen in Tirol.

Viele Einwohner hatten sich uns aus Neugierde angeschlossen. Wir waren 19 Personen, als wir uns der Alphütte am Meerauge näherten und schöne weiße Wolfshunde uns anfielen. Der See ist von moosdurchwobenem Rasen umgeben, über den dunkle Flecken von Krummholz ausgestreut sind. Vereinzelte Fichten stehen dazwischen. Darüber erhebt sich nackter Fels mit Schneeflecken.

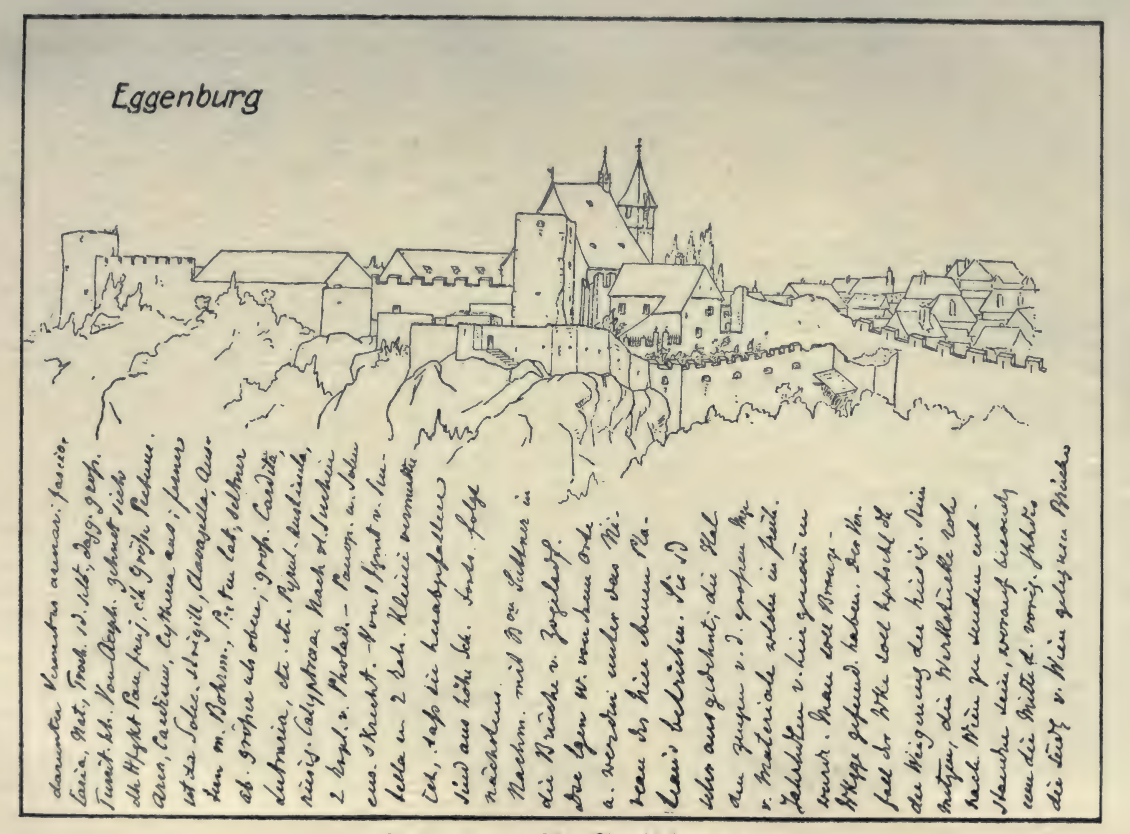
So sind wir von dem Rosengarten von Poremba bis zu den schwarzen Goralen gekommen.

Ich will nun nur sagen, daß wir die Wasserscheide überstiegen haben und in das obere Waagtal gelangt sind. Am Meerauge hatte man erzählt, daß in der vorhergehenden Woche ein Kalb von einem Bären geraubt worden sei. Hier, auf ungarischer Seite, klagte man bis Arva hinab über die Zunahme der Bären als Folge der allgemeinen Entwaffnung des Volkes, die dem Aufstande gefolgt war.

Die Wanderung führte durch grüne Flußtäler abwärts.

Vor dem Gasthofe von Waag=Bistritz saß ein graubärtiger Bettler, barfuß, mit einem blauen ungarischen Mantel bekleidet, dessen männliches Aussehen und dessen regelmäßige Gesichtszüge mir auffielen. Er bemerkte es und murmelte zu meinem Erstaunen einige lateinische Worte. Ich sprach ihn an. Er erzählte mir in fließendem Latein, daß er von Geburt ein Edelmann, jetzt sechzig Jahre alt sei, daß er die philosophischen Studien und die theologische Fakultät absolviert habe und dann in das Franziskaner=Kloster Skalitz in Mähren eingetreten sei. Er brach ab. Als ich eine weitere Frage wagte, antwortete er mit einem tiefen Seufzer: „Alia tempora sequuta sunt". Ich reichte ihm die Hand. Er drückte sie stark und Tränen flossen über seine von Gram durchfurchten Wangen herab.

Aus den Worten anderer Personen mußte ich vermuten, daß seine Schuld in dem Verstoße gegen das härteste Gesetz lag, das je Menschen zu ersinnen gewagt haben. Er war ein Ausgestoßener, vielleicht nur weil er ein Herz besaß, das in menschlichen Pulsen sich hob und senkte.



Aus den geologischen Tagebüchern. I.

In Puchow fanden wir freundliche Unterkunft in einem jüdischen Brauhause. Der Sohn des Hauses kam später als Schlosserlehrling nach Wien und ist jetzt der Besitzer einer angesehenen Maschinenfabrik in Budapest. Flinke Pferde führten uns zwischen wogenden Kornfeldern durch das Waagtal hinab. In dem Schlosse Neboissa wurde ich von der Familie Gülcher wie ein Kind des Hauses aufgenommen.

Die freien Wochen der Sommer 1860 und 1861 waren dem Studium der einstigen Ufer des erweiterten Mittelmeeres an dem sonnigen Weingelände gewidmet, das den Rand des böhmisch-mährischen Gebirges von Retz bis an die Donau begleitet.

Die Eisenbahnen haben auch hier vieles seither verändert; der gesteigerte Verkehr hat die Geister nivelliert, aber auch jene kernhaften Einzelindividuen verschwinden lassen, die vor fünfzig Jahren noch da und dort zu treffen waren. Solitaires nannte der Graf Pückler in seinem Park zu Muskau die Einzelbäume, die er vor dem Saum des Waldes schonte und pflegte. Dort erlangt die Linde ihren regelmäßig gotischen, die Eiche ihren unregelmäßigen Umriß, die knorrigen Arme nach eigenem Willen in die verschiedensten Richtungen streckend. Nur an den Solitaires erkennt man natürliches Wachstum, während im Walde jeder Baum seine Entwicklung einrichten muß nach dem Raum und dem Ausmaß an Sonnenlicht, die ihm seine Nachbarn gönnen.

In unserer Gesellschaft ist es, als wäre man seit fünfzig Jahren von der Wiese mit den Individualitäten in den Wald von Durchschnittsmenschen gelangt. Die Solitaires waren in der Stadt immer seltener als draußen am Lande, dort fand man sie aber noch. Heute muß man sie im Gebirge suchen.

Ein solcher kernhafter Solitaire war Candid Reichsfreiherr von Engelshofen auf Schloß Stockern bei Horn, oder einfach der Candid, als welcher er weit und breit bekannt war. Er war groß, breitschultrig mit einem buschigen Schnurrbart. Einen Schlapphut am Kopfe, einen zerrissenen Rock, darunter den Hirschfänger, hohe Wasserstiefel, auf der Schulter den Stutzen, in der Hand einen Stock, an dem ein Bajonett befestigt war, um am Wege die Steine zu wenden, so pflegte er durch das Land zu streifen. Kein Bauer,

noch viel weniger eine Bäuerin durfte ihm entgegenkommen ohne eine kurze Ansprache zu finden. Er war ein so genauer Betrachter der Natur, daß er schon viele Jahre vor dem Bekanntwerden prähistorischer Steinwerkzeuge bei Amiens, hier in Niederösterreich Pfeilspitzen und Messer aus Feuerstein erkannte und sammelte. Später fand er auch die geschliffenen Werkzeuge aus Grünstein, und manches Stück in dem Museum, das er in Stockern bildete, hatte seine eigene Geschichte. Der eine Steinhammer hatte einem Bauer als Gewicht an der Schwarzwälder Uhr, der andere als Leuchter im Weinkeller gedient usf.

„Ich bin nicht stolz," pflegte er zu sagen, „aber darauf, daß so viele Leute mich für verrückt halten, bilde ich mir was ein", oder: „Die Leute unten in Eggenburg haben mir Kanonenkugeln verkauft, welche die Schweden in ihre Stadt geschossen haben. Diese Kugeln hätten ihnen heilig sein sollen; ich will mit den Eggenburgern nichts mehr zu tun haben." Durch viele heiße Sommertage hat der gute Candid mich begleitet und im Jahre 1866 hat ihn und einen Teil seiner Familie die Summe von Krankheiten weggerissen, die verheerend dem Feldzuge folgte. Baronin Suttner hat den ergreifenden Vorfall in ihrem Buche „Die Waffen nieder" besprochen.

Ich selbst war den guten Eggenburgern durchaus nicht gram, die zinnenumgürtete, altertümliche Stadt ist im Gegenteile zu wiederholten Malen mein Hauptquartier gewesen und ich glaube noch heute dort herzliche Freunde zu haben.

In der Regel pflegte ich mit der Bahn nach Stockerau zu fahren; von dort führte mich, meistens bei Nacht, ein holpriger Stellwagen in oft sehr fraglicher Gesellschaft nach Meissau, Laa oder einen anderen Punkte des Arbeitsfeldes. — Ich erinnere mich besonders eines Tages, an dem ich von Laa aus durch die Alluvien der Thaja gestapft war, dann im Schlosse zu Stronsdorf die Frau Gräfin Hardegg zur Tafel führen mußte und ich meine Fährten auf den Parketten wahrnahm.

Bei solchen Wanderungen im Flachlande, mit den langgestreckten, in gleichförmiger Höhe an den Abhängen des alten Gebirgslandes sich hinziehenden Zonen mediterraner Ablagerungen vor mir, erfüllt von dem Gedanken, daß Ähnliches an den Rändern der

weiten ungarischen Niederung sich zeigt, wurde ich zum ersten Male von dem Gedanken ergriffen, daß so ausgedehnte Gleichmäßigkeit nicht durch Hebung des Landes, sondern nur durch Senkung des Wasserspiegels herbeigeführt sein könne.

Dieser Gedanke griff tief an die Grundlage der herrschenden geologischen Anschauungen, aber viele Umstände luden zu näherer Prüfung ein, so namentlich die Tatsache, daß zahlreiche größere Inseln, aufragend aus den Wellen des Ozeans, eine Tierbevölkerung und eine Pflanzendecke tragen, die mit jenen des nächstliegenden Kontinentes identisch oder so nahe verwandt sind, daß man sie geradezu als Teile dieses Kontinentes ansehen möchte. Diese insularen Landfaunen und Landfloren konnten aber unmöglich aus der Tiefe des Meeres emporgehoben sein; eine Veränderung des Meeresspiegels hätte sie dagegen abtrennen und als insulare Relikte zurücklassen können.

Zuerst mußten die Tatsachen, wie die Höhenverhältnisse, die fossilen Konchylien u. a., so genau als möglich verfolgt werden, und dazu bot Eggenburg günstige Gelegenheit. Aber erst fünfzehn Jahre später, nachdem ich mehr über die Verbreitung gelernt hatte, durfte ich es wagen, diese Ansicht öffentlich auszusprechen. Heute nennt man sie die Lehre von den eustatischen Strandbewegungen. Im Gelände von Eggenburg ist sie geboren.

Im Winter erkrankte mein guter Vater.

Am 24. Mai 1862 ist er gestorben. Als er in den letzten Jahren seines arbeits- und sorgenvollen Daseins sich davon überzeugt hatte, daß ich für die industrielle Laufbahn nicht mehr zu gewinnen sei und daß die materiellen Früchte seiner Anstrengungen in der Hauptsache meinen jüngeren Brüdern zufallen würden, ermahnte er mich, das, was ich werden wolle, ganz zu werden. Ein ganzer Künstler, sagte er, ist etwas Schönes, ein halber ist gar nichts, und bei den Gelehrten würde es wohl auch nicht anders sein. Mein kleiner, 1859 geborener Sohn Adolf erfüllte ihn in seinen letzten Lebensjahren mit der hellsten Freude. Obwohl ich bereits eine recht selbständige Stellung erlangt hatte, war es doch, als riefe mir in der Stunde der Trennung eine Stimme zu: Jetzt schwimme du allein.

Unbegrenzt war seine zärtliche Fürsorge für meine Erziehung und meine Zukunft gewesen und ich fühlte den Verlust sehr schwer. Zu ernster Arbeit war ich unfähig und meine Frau ermunterte mich, einen lang gehegten Wunsch zu erfüllen und England zu besuchen, wo so viele große Meister meines Faches lebten.

Bald war ich in Paris; wieder betrat ich mit heiliger Scheu den Palast des Instituts, aus dem so viel des Herrlichen hervorgegangen ist. Auf dem Gebiete der Geologie hatte sich nicht viel geändert. Ich fand die alten Meister und Freunde wieder und besuchte auch P. Deshayes. Mit dem Auftauchen des Darwinismus gewannen die Ansichten Lamarcks wieder an Bedeutung. Da gab es nun freilich kein Ende des Gespräches. Zweimal begleitete mich in der Nacht nach meinem ersten Besuche der alte Herr auf dem weiten Wege von seiner Wohnung auf der Place Royale bis zur meinigen am Boulevard Poissonière und zweimal begleitete ich ihn wieder zurück.

Ein später Triumph. Deshayes hat dann auch eine seiner Leistungen würdige Stellung erhalten.

Der Eindruck, den ich 1862 von Paris erhielt, war nicht erfreulich. Die selbständigeren Geister, mit denen ich in Berührung kam, befanden sich alle in der Fronde.

Ich stand am Boulevard des Invalides, als durch die Menge der Ruf ging: l'Empereur. Die Fußgänger weichen zurück, die Fahrzeuge suchen die breite Straße freizustellen. Dann rast eine Abteilung schwerer Reiter daher, dann ein geschlossener Wagen, begleitet von einer zweifachen Hecke solcher Reiter, hierauf noch eine Abteilung. So stürmt der Imperator durch die Straßen seiner Hauptstadt. Getrieben von den Überlieferungen seiner Familie und dem Ehrgeiz seiner Prätorianer, führt er Krieg in der Krim, in Italien und beginnt er ihn eben in Mexiko. Den Adel und die Bourgeoisie hält er durch einen unerschwinglichen Luxus darnieder, wobei die künstlich gesteigerte Lebensführung der Korruption den Weg ebnet. Um die Arbeiter zu befriedigen, reißt er Stadtviertel nieder und, der Zukunft mißtrauend, baut er sie unter Umständen auf, die ihm gestatten, sie leichter durch seine Kohorten zu beherrschen. Er beschützt Rom durch seine Truppen; in Paris herrscht die Kirche; die äußeren Zeichen der Frömmigkeit werden zur Modesache, und

zugleich drängt ein kaum erhörtes Maß von Sittenlosigkeit von oben herab durch alle Schichten. Dabei strahlt Paris in Glanz und die Aufschrift der Sonnenuhr im Jardin des Plantes sagt mit mehr Berechtigung als je: Ich zeige nur die heiteren Stunden.

„Wenn ein günstiges Schicksal den Kaiser bald sterben läßt," schrieb ich am 25. Juni an meine Frau, „wird es viele geben, die ihn den Großen nennen." Ich begegnete Sickel aus Wien; er teilte meine Meinung. Aber der dritte Napoleon hat für seinen Ruhm zu lange gelebt. —

In London lernte ich Sir Rich. Owen, Sir Rod. Murchison, Huxley, Ramsay, H. Woodward, Davidson in Brighton, mit dem ich seit lange in lebhaftem Briefwechsel gestanden, den alten Herrn Bowerbank, und viele andere ausgezeichnete Gelehrte kennen, die ich nicht alle anführen kann.

„Sehen Sie," sagte mir damals Huxley, „Darwins neue Lehre wäre langsam und in kleinen Schritten durch die gelehrten Kreise mit den Jahren in das Publikum gelangt. Die Opposition des Bischofes von Oxford hat ihr die Aufmerksamkeit zugewendet und ihr sofort den glänzenden Triumphzug bereitet."

Es zog mich, mein Geburtshaus, New River, Duncan Terrace 4, zu sehen. Ich meinte, irgend eine Erinnerung möchte geweckt werden, die Form des Einganges, die Lage, irgend ein Gesims möchte zu mir sprechen, aber es war nichts, gar nichts. Das Haus stand in einer einförmigen Reihe ganz gleicher Gebäude, jedes davon mit zwei Stockwerken über dem Erdgeschoß und einer Küche unter diesem, die durch einen Graben Licht erhielt, über den eine kleine Brücke zu dem Haustor führte. Jedes Haus hatte drei Fenster in jedem Stockwerke. Alle waren schmucklos und, wie es hier Sitte ist, von brauner Farbe.

Da standen sie in Reih' und Glied, nur durch die Nummern unterscheidbar. Vergebens wühlte die Phantasie in den Erinnerungen. Ich schritt über die kleine Brücke und pochte an die Tür. Ein weibliches Wesen, das aus der Küche heraufzukommen schien, öffnete. Ich sei, sagte ich bittend, in diesem Hause geboren, habe es seit fast dreißig Jahren nicht gesehen. »Everyone might say so«, ruft sie dazwischen, dabei wird die Tür mir vor der Nase zugeschlagen.

Und das Weib hatte dazu das unbestreitbare Recht. Das war der Realismus, die derbe Wirklichkeit.

Aber wie ganz anders war hier doch alles als in dem kaiserlichen Paris. Der ausgezeichnete Konchyliologe Reeve, mit dem ich in wissenschaftlicher Meinungsverschiedenheit gestanden, führte mich mit äußerster Liebenswürdigkeit zuerst in seine Familie, dann in die worshipful guild of girdlers ein. Diese Zunft der Gürtler besteht freilich, wie alle Zünfte in England, seit sehr lange nicht als Zunft, sondern ist eine Vereinigung wohlhabender Männer, zu irgend einem menschenfreundlichen Zwecke, die sich auch jährlich zu einem Festessen vereinigt. Das Festessen sollte eben stattfinden, und daran sollte ich teilnehmen, um auch diese Seite Alt-Englands kennen zu lernen.

Es war ein Fischessen in Greenwich. Man trank auf das Wohl der Königin, dann auf die Gilde, dann dem Gaste zu Ehren auf Österreich und seinen Kaiser. Als ich aber dankend erwiderte, daß der größte Schatz des englischen Volkes die Gesundheit seines Familienlebens sei, daß dieses Volk in politischer Freiheit das Vorbild des Österreichers und eine ähnliche Verfassung unser Ziel sei, folgte ein derartiges Hurra, daß alle Bande der Subordination fielen, bis einer der alten Herren begann, ein deutsches Studentenlied zu singen, und die ehrenwerte Gilde energisch und schonungslos mitbrummte.

Mr. Edw. Wood, der Besitzer einer reichen Sammlung von Versteinerungen, lud mich ein, mehrere Tage bei ihm in Richmond, Yorkshire, zuzubringen und seine Sammlung, namentlich die schönen nach ihm benannten Seelilien der Steinkohlenformation, zu studieren. Wenn gütige Gesellschaft, geistreiche Gespräche, eine gute Küche, raffinierte Bequemlichkeit und eine herrliche Landschaft das Ziel meiner Reise gewesen wären, dann hätte ich es sicher hier erreicht. Ich studierte an einem Doppelfenster, unter welchem sich ein Blumengarten in steilen Terrassen hinabsenkte. An seinem unteren Rande zog die Eisenbahn hin, dann das rauschende Flüßchen Swale und jenseits von diesem erhob sich der Park. Zu meiner Rechten sah ich die mächtige alte Feste der Herzoge von Richmond. Unten an dem Flusse stehen die efeuübergossenen Reste der Abtei Easbey; bei diesen möchte man zum Poeten werden.

Der Sonntag kam heran; nach dem Frühstück nahm jede Dame eine lichtrote Rose, jeder Herr steckte eine dunkelrote ins Knopfloch, und man ging paarweise hinab zu einem kleinen, angeblich aus dem 12. Jahrhunderte stammenden Kirchlein in der Nähe der verfallenen Abtei. Gebückt traten wir durch den niedrigen Eingang in die schmucklose, durch ihr Alter ehrwürdige Halle. Der Gottesdienst begann. Als ich nach mehr als zwanzig Jahren zum ersten Male wieder laut das Vaterunser in der englischen, der Sprache meiner frühesten Kindheit beten hörte, als die einzelnen geheiligten Worte von den tiefsten Gründen meiner Erinnerung rhythmisch sich ablösten, und als dann die Gesänge angestimmt wurden, war es mir doch, als würde die milde und fromme Erziehungsweise meiner Kindheit noch einen letzten Versuch machen, um mich zurückzuschmeicheln in jene lichten, himmelblauen Regionen, in denen für so viele brave Menschen allein das Glück und die Ruhe der Seele zu finden sind.

Nachmittag begab sich die Familie in heftigem Regen zur Predigt in die geräumige Pfarrkirche. Der kleine Wasserfall des Swale rauschte stärker als sonst, und von dem Rauschen des Wassers kam ich zum Rauschen der Orgel und des Chorgesanges. Bei den Psalmen wiederholten sich die Empfindungen des Morgens und ich fühlte mich bewegt und fortgetragen von längst Vergessenem. Zu dem fernen Echo der Kindheit gesellten sich, wieder erwachend, die schmerzlichen Eindrücke, die der Tod meines geliebten Vaters zurückgelassen hatte. Ich begann in der Fremde weich zu werden. Ich fand es schön, daß so viele Leute gekommen waren, um zu beten.

Da schweigt der Gesang; der letzte Orgelton schwingt in abgemessener Länge aus. Der Pfarrer besteigt die Kanzel und beginnt zu predigen — von der Geologie, vom Atheismus der Geologen und der Verderblichkeit dieser Lehren.

Das war wieder die derbe Wirklichkeit und wieder die Köchin von Duncan Terrace, die mir die Türe vor der Nase zuschlägt. Und so hatte ich es verdient. Denn ich hatte ja doch bereits genug vom Leben gesehen, um zu wissen, wie leicht bei Personen dieses Berufes die Frömmigkeit zum Handwerk wird, wie selten dabei etwas Einsicht in das zartere Wesen des Gemütes und noch viel seltener auch etwas Unbefangenheit des Urteils gegenüber gewissen-

haften Forschungen oder etwas Gefühl für die Erhabenheit der Natur zurückbleibt, in der wir leben.

Ich habe nie mehr Gelegenheit gehabt, an das Tor meines Geburtshauses zu pochen, wo ich vergeblich Erinnerungen zu wecken suchte. Hier, wo sie ungerufen kamen, schien es mir fast, als wären die sanft verhallenden Töne der Orgel zugleich die Elegie auf das Dahinschwinden der letzten Spuren einer naiven Kindheit gewesen. Mein guter Mr. Wood war in Verzweiflung über den von der Kanzel her erfolgten Angriff auf seinen Gast und ich hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

Etwa zwei Wochen später war ich im Südosten, in Suffolk, um die jüngeren tertiären Ablagerungen kennen zu lernen. Bei Ipswich fand ich herzliche Aufnahme in dem Landsitze des Herrn Colchester. An jedem Abende versammelten sich alle Kinder und alle Dienenden des Hauses. Der Hausherr las einen Psalm vor, dann kniete alles nieder und betete mit lauter Stimme das Vater-unser, worauf der Hausherr noch ein kurzes Gebet für die Königin und das Land sprach. Dann reichte er jedem, vom Gaste bis zur letzten Magd, die Hand und wünschte allen die gute Nacht. Dieses schöne patriarchalische Wesen festigt sicher die Bande der Familie und der Vaterlandsliebe. Ich traf dieselbe Sitte in mehreren Häusern, aber seit der Predigt in Richmond war ich unzugänglich für einen tieferen Eindruck.

Diese abgerissenen Bemerkungen über meine Erlebnisse in England mögen mit der Angabe schließen, daß ich viele Landsleute hier antraf. Mein Freund Vict. v. Lang war Assistent in der mineralogischen Abteilung des British Museum; der junge Carl Kammel-Hardegger aus Schloß Stronsdorf war mein Reisebegleiter; mein Bruder Emil kam um die Weltausstellung zu sehen. Ich verließ das Land mit der höchsten Bewunderung seines Pflicht-gefühls, seines Freiheitssinnes und seines Familienlebens und mit aufrichtigem Dank für die Aufnahme, die mir meine Fachgenossen bereitet hatten.

Die Rückreise erfolgte über Holland.

Im Jahre 1858 war ich vom k. Oberstkämmereramte beauftragt worden, einen Entwurf für Lage und Raumverteilung der neu zu

erbauenden Museen anzufertigen und ich hatte damals eine erste Linearskizze vorgelegt. Als ich jetzt um den Urlaub zur Reise nach England und Frankreich ansuchte, wurde mir nahegelegt, die Einrichtungen auswärtiger naturhistorischer Museen in Vergleich zu ziehen. Insbesondere wurde in Wien von einer Gruppe von Künstlern die Anlage einer großen einheitlichen Halle befürwortet, während von anderer Seite die Teilung in Stockwerke und die Herstellung von Sälen mittlerer Größe als zweckmäßiger angesehen wurde.

Im British Museum herrschte eine derartige Überfüllung, daß nach dem Antrage Sir Rich. Owens die völlige Trennung der naturhistorischen von den kunsthistorischen Sammlungen und die Übertragung der ersteren in ein neues Gebäude in Kensington eben beschlossen war.

Von Museen in Gestalt von Hallen sah ich genauer das geologische Museum in Jermyn Street (London) und jenes in Cambridge, dann insbesondere das aus drei weniger ausgedehnten Hallen bestehende Museum des College of Surgeons. Man klagte über die Unmöglichkeit, den umlaufenden eisernen Galerien die nötige Breite zu geben, und über den schwierigen Verkehr auf den Wendeltreppen. Dennoch war man genötigt, einen sehr großen Teil gerade des wissenschaftlich wertvollsten Materials auf den Galerien zu bewahren.

Im Jardin des Plantes hatte man das neue paläontologische Museum gleichfalls als Halle gebaut und den Fußboden in breite Stufen geteilt. Dadurch wurde zwar ein sehr schöner erster Anblick gewährt, aber viel Raum ging verloren und die Mittelkästen wurden so außerordentlich lang, daß für den Besucher jede Gliederung verloren ging. Überhaupt schien mir der Hallenbau weniger lehrreich und übersichtlich als die Teilung in Säle, in denen die Objekte dem Publikum in systematischen Gruppen dargeboten wurden.

Ein ganz abweichender Grundsatz war in dem großen Reichsmuseum zu Leiden verwirklicht. Dieses fand ich ohne den geringsten architektonischen Schmuck, einstöckig, mit sehr großen Fenstern und je nach Bedarf sich durch Zubauten erweiternd. Daß es als Nutzbau am besten seiner Aufgabe entsprach, konnte keinem Zweifel unterliegen.

Gegen den Bau einer einheitlichen Halle in Wien sprach noch die Schwierigkeit, ja fast die Unmöglichkeit der Erwärmung in unserem strengen Winter. Schon in Paris hatte ich in dieser Richtung Klagen gehört. So mußte ich mich für das System getrennter Säle entscheiden, und dabei ist es auch geblieben[1].

Besonders auffallend war aber nicht nur im British Museum, sondern allenthalben, der unaufhörliche Zuwachs an Gegenständen. Aus diesem Grunde bestanden Bedenken gegen die Schaffung dieses Museums inmitten der Stadt auf einem rings umschlossenen Rechtecke. Ich wagte die Tatsache anzudeuten, daß kein anderer Hof ein naturhistorisches Museum als einen Teil des Hofstaates führe, und wies auf den Augarten hin und dessen etwaige Verwandlung in einen Jardin des Plantes. Da gab es jedoch unüberwindliche Schwierigkeiten.

Nicht lange nach meiner Rückkehr aus England verließ ich das kais. Museum nach einer zehnjährigen Dienstzeit, die ich mit dem innigsten Danke als die Zeit meiner ersten wissenschaftlichen Schulung ansehe. Zu dieser Schulung rechne ich ausdrücklich auch die freilich oft ermüdenden mechanischen Arbeiten. Die laufende Vervollständigung der Kataloge der Bibliothek und der Sammlungen hat meinem Gedächtnisse Literaturkenntnisse und Namen eingeprägt, deren Beherrschung mir später von größtem Vorteile war.

Ich trat mit den gleichen Bezügen (Gehalt 1260 Gulden, Quartiergeld 150 Gulden) an die Universität über, hielt mich aber für verpflichtet, die auf den Bau bezüglichen Fragen noch weiter zu vertreten.

[1]) Ein Teil meines Berichtes wurde abgedruckt in der Wiener Zeitung vom 27. September 1862.

IX.

Studien über den Boden Wiens — Wasserleitung — Wanderungen in Oberitalien.

1862—Juni 1866.

Bei meinem Eintritte in die Lehrtätigkeit hatte mich kaum etwas mehr in Erstaunen gesetzt, als die bei einzelnen bedeutenden Gelehrten hervortretende Abscheu vor allem Nützlichen. Immer wieder konnte man das „vitae discimus" hören und zugleich gefiel man sich darin, jede Berührung mit dem Leben als Banausentum oder Amerikanismus verächtlich zurückzuweisen. Solche Anschauungen schwanden selbstverständlich mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften; einsichtsvolle Schulmänner, wie Bonitz, waren ihnen immer entgegengetreten.

Der große Freiberger Geologe Werner hatte bereits am Ende des 18. Jahrhunderts weniger durch seine klassifikatorischen Arbeiten, als dadurch begeisterte Schüler aus ganz Europa um sich versammelt, daß er den ökonomischen Wert von Bergbau und Ackerbau, den Einfluß der Gesteinsarten auf Architektur und Plastik, und mit einem Worte die Abhängigkeit des Menschen von dem Boden, den er bewohnt, getreu und beredt zu schildern wußte. Ritter und Buckle sind von verwandten Anschauungen ausgegangen. Die Frage drängte sich mir auf, ob das, was diese Männer in erdumfassendem Maßstabe geleistet oder versucht, nicht auch in ganz kleinem Maßstabe für die Stadt Wien versucht werden dürfe. Der Raum war eng, aber der Boden mannigfaltig und die Lage von geschichtlicher Bedeutung. Dabei gaben die Abtragung der Festungswerke und die Erweiterung der Stadt willkommene Gelegenheit, um den sonst von Häusern und Granitpflaster bedeckten und gleichsam gepanzerten Boden genauer kennen zu lernen.

Eine besondere Erfahrung sollte schon im Jahre 1858 eine Eigentümlichkeit der Lage und zugleich eine ernste Aufgabe mir vor das Auge rücken.

Ein bedeutender Teil der höheren Vorstädte steht auf blauem, wasserdichtem Tegel. Stellenweise lagert auf diesem Quarzschotter

in geringer Mächtigkeit. Hausbrunnen gewöhnlicher Art sind in wasserdichtem Boden unmöglich; artesische Brunnen waren in älterer Zeit unbekannt. So begann man unter den höheren Kuppen von Quarzschotter im Osten der Stadt, dort wo zwischen diesem Schotter und seiner dichten Unterlage sich das Sickerwasser sammelt, Saugkanäle anzulegen, die ihren Ertrag den höheren Teilen der Vorstädte Matzleinsdorf und Wieden zuführten. Die bedeutendste war die Siebenbrunner Wasserleitung.

Die Bevölkerung vermehrte sich; der auf dem Quarzschotter gelegene Matzleinsdorfer Friedhof wurde erweitert. Die Friedhöfe erstreckten sich endlich über die Siebenbrunner Saugkanäle. Kein Zweifel konnte darüber bleiben, daß das Wasser des Niederschlages durch die Gräber ging, bevor es sich in den Saugkanälen sammelte. Es war die Dränage der Leichenhöfe, die nach einem kurzen Laufe der Bevölkerung dieser Stadtteile als Trinkwasser geboten wurde.

Darin trat der Ernst dieser Studien zu Tage. Die Aufmerksamkeit mußte nacheinander dem oberflächlichen Seihwasser, dem seitlich eindringenden Donauwasser und den tiefliegenden artesischen Wässern, vor allem der unterirdischen Gestalt der wasserdichten Unterlage zugewendet werden.

Zwei Abstufungen durchschneiden die Stadt Wien. Die erste zieht sehr deutlich von Nußdorf durch die Alservorstadt und Bergstraße unter St. Maria am Gestade zur Rotenturmstraße und beugt sich, dem Wientale Raum gebend, gegen Wollzeile und Schullerstraße zurück. Auf dem vortretenden Delta des Wienflusses liegt das Hauptzollamt und auf der rechten Seite des Tales zieht die Stufe in ähnlichem Bogen von der Reisnerstraße gegen Erdberg. Die zweite höher liegende Stufe ist weniger auffallend; sie begleitet den tieferen Teil von Josefstadt und Mariahilf; dann erstreckt sie sich von der Karlskirche gegen Rennweg. Unter der ersten Stufe liegt das Alluvialgebiet der Donau, zwischen dieser und der zweiten Stufe das Plateau der inneren Stadt, und jenseits der zweiten Stufe folgen die hügeligen höheren Vorstädte.

Die Alluvien bestehen aus den losen, wasserdurchlassenden Anschwemmungen des Stromes. Unter der inneren Stadt liegt zwar nicht Quarzschotter wie in den höheren Gebieten, aber brauner Sandsteinschotter und Lehm, beide gleichfalls durchlässig, und die Ober-

fläche des wasserdichten Tegels liegt unter der inneren Stadt (mit einer sofort zu erwähnenden Ausnahme) tiefer als das Mittelwasser der Donau. So kommt es, daß das Grundwasser sich frei unter der ersten Abstufung von und zur Donau bewegt.

Die zweite Abstufung (tiefere Josefstadt usw.) stimmt dagegen nahe überein mit einer unterirdischen Abstufung des Tegels. Diese erreicht nur an einzelnen Stellen die Oberfläche, so z. B. unweit der Karlskirche, wo vor Zeiten die Mondschein-Ziegelgrube stand, in welcher die bunten Dachziegel für die Stefanskirche erzeugt worden sind. Daher vermögen zwar oberflächliche Seihwässer überall bis an die wasserdichte Fläche zu gelangen, aber das Wasser der Donau kann seitlich nur etwa bis zu der zweiten (Josefstädter) Abstufung der Oberfläche dazutreten; wo der Tegel sich über Mittelwasser erhebt, findet es seine Grenze. Ein Hausbrunnen unterhalb der zweiten Abstufung liefert daher Seihwasser der Oberfläche gemengt mit Donauwasser, und ein oberhalb gelegener solches ohne Donauwasser. Diese zweite Gruppe hat weniger und härteres Wasser. Dabei war bis zur Herstellung einer allgemeinen Wasserleitung das tiefer gelegene Gebiet der Gefahr ausgesetzt, daß bei Hochwasser durch die Unratskanäle eindringendes Donauwasser die Hausbrunnen erreiche.

Die früher erwähnte Ausnahme betrifft einen unterirdischen Rücken von Tegel, dessen höchster Teil von der kais. Burg über die Oper hinausreicht. Dieser erhebt sich auch über Mittelwasser, und deshalb hat die Burg nie Hausbrunnen gehabt, was z. B. während ihrer Belagerung im Jahre 1462 sehr fühlbar geworden ist.

Selbstverständlich mußten diese Studien an den zu Tage sichtbaren Vorkommnissen begonnen werden und die Arbeiten für die Stadterweiterung boten, wie gesagt, manchen erwünschten Einblick.

Schon der oberflächliche Schutt, wie man ihn bei dem Legen der Gasrohre oder dem Umbau der Unratskanäle bloßlegte, bot so viel des Bemerkenswerten, daß jeder neue Fall mit Spannung verfolgt wurde. Bald deckte man am Hohen Markt knapp unter dem Pflaster eine römische Heizanlage auf, bald wurde unter den Tuchlauben aus einer etwas tieferen Grabung ein Adler von gebranntem Ton, wahrscheinlich die Dachzier eines römischen Gebäudes, heraufgereicht. Unter dem Eckhause Kärnthnerstraße 50

fand sich ein Backenzahn des Mammut. Vor Giselastraße 5 gegen den Wienfluß stieß man auf einen Erdkloß, der einen menschlichen Schädel umhüllte, und durch den Erdkloß zogen sich goldene Fäden; vielleicht war es der Rest eines türkischen Kriegers. Unter Kärnthnerstraße 55 lagen 10 m tief mehrere Hufeisen von zweierlei Gestalt, ein Dolch, eine Hellebarde und eine ungarische Hacke, dann in 12 m ein Topf mit zersetzten Kupfermünzen. In der Nähe dieser Punkte, gegen das Kärnthnertor hin, erfolgten die Hauptangriffe der Türken im Jahre 1529. In der Operngasse wurden kaum glaubliche Mengen menschlicher Knochen, wirr durcheinander liegend, hervorgeholt. Dieses waren die Pestgruben auf dem Koloman-Freithof, in welche viele Tausende von Leichen im Jahre 1349 hinabgestürzt worden waren. Gegen das Burgtor hin gelangte man in die Minen der Türken von 1683, die sich bis Mariahilf und Josefstadt ausdehnten, alle gerichtet gegen die Stelle des Hauptangriffes. Auf dieser Stelle steht heute das Burgtheater.

So anschaulich spiegelte sich hier, unbemerkt von Tausenden von Vorübergehenden, die wechselvolle Geschichte der Stadt, daß es schwer war, sich von diesen Studien zu trennen, und versuchte ich es, so gab wieder bald ein Stück Mauerwerk, das durch die dem Mörtel beigemengten Ziegelbrocken sich als römisch erwies, neuen Anreiz und bald das Vorhandensein von Splitterchen roten Marmors im Schutt, vielleicht die Reste einer Tafel an einer der zerstörten Kapellen, die bestimmt war den Namen irgendeines verdienten Mannes „für ewig“ festzuhalten. Vielleicht wäre ich gänzlich von meinem ursprünglichen Ziele abgelenkt worden, wenn mich nicht die Erfahrung an den Brunnen von Matzleinsdorf gefesselt hätte.

Im Mai 1862, wenige Tage vor dem Hinscheiden meines guten Vaters, konnte ich ein kleines Buch erscheinen lassen mit dem Titel: Der Boden der Stadt Wien, nach seiner Bildungsweise, seiner Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben. Die Frage nach Erbauung einer neuen Wasserleitung war von verschiedenen Seiten angeregt worden. Eine von der Regierung eingesetzte Kommission schwankte zwischen einem Schöpfwerke aus der Donau und den Quellen der Fischa-Dagnitz bei Neustadt. Ich beschränkte mich vorläufig auf eine lebhafte War-

nung davor, eine solche Unternehmung in die Hand von Privatpersonen fallen zu lassen.

Manche Ergebnisse wurden bereits im Laufe meiner Studien durch Vorträge bekannt gegeben. Eine der ersten Persönlichkeiten, die lebhaftere Teilnahme zeigten, war der achtzigjährige Erzherzog Ludwig. Ich wurde nach Schönbrunn beschieden, wo er links vom Haupteingange des Schlosses zur ebenen Erde wohnte. Im Vorzimmer fiel mir die große Anzahl kleiner Nippes auf, mit denen es geziert war. Der Erzherzog, in dessen Händen durch so viele Jahre die Schicksale des Reiches geruht hatten und der seiner äußeren Erscheinung nach dem Volke so wenig bekannt war, erinnerte mich an die Bilder seines verewigten Bruders, des Kaisers Franz. Ich traf in ihm einen überaus leutseligen, gelegentlich im Gespräche auch heiteren alten Herrn, der wissen wollte, ob es möglich sei, mittelst artesischer Brunnen die Wasserkünste von Schönbrunn zu speisen.

Von größter Bedeutung wurde die Teilnahme, welche die Gesellschaft der Ärzte und insbesondere Prof. Skoda von Beginn an und durch alle folgenden Jahre der Wasserversorgung Wiens schenkte.

In der ersten Hälfte des Monats März 1863 erhielt ich die Einladung einer Anzahl einflußreicher Gemeinderäte, ihnen an einem Abende im Restaurant Streitberger (Bäckerstraße) meine Ansichten über die Versorgung Wiens mit gutem Wasser vorzulegen, und am 18. März lud mich der Bürgermeister Zelinka ein, an den Sitzungen der städtischen Wasserversorgungskommission teilzunehmen. Damit eröffnete sich mir eine Aufgabe, der durch die folgenden zehn Jahre ein bedeutender Teil meiner Zeit gewidmet blieb.

Im April wurde ich ohne Gegenkandidat in den Gemeinderat gewählt.

Als ein völlig Fremder trat ich in diese Körperschaft von 120 Mitgliedern ein, aber ich fühlte mich bald heimisch. Ich fand viele hochgebildete Personen, die eine ruhige Erwägung und auch eine gewisse Hingebung für eine große Sache mit Sicherheit voraussetzen ließen, und die Zukunft zeigte, daß auch die Gegner ihre Ausdrücke mäßigten. Ordnungsrufe waren selbst in den heißesten Diskussionen sehr selten; schärfere Maßregeln waren meines Er-

innerns nicht in einem einzigen Falle nötig und waren gar nicht in der Geschäftsordnung vorgesehen.

Der Bürgermeister Zelinka, seinem Berufe nach Advokat, besaß die seltene Gabe, mit trockenem Humor einen herannahenden Sturm abzulenken. Bei aller Gutmütigkeit blieb er als Vorsitzender stets der Herr der Versammlung. Dabei war er von unansehnlichem Äußeren, klein, mit großen runden Brillen. Er war ein starker Raucher. Aus seinem linken Mundwinkel hing in der Regel eine lange Zigarrenspitze von Bernstein und Meerschaum herab, die er von Zeit zu Zeit mit der ganzen Faust zu erfassen pflegte. Er war ein gewissenhafter und geschäftskundiger Verwalter.

Der erste Vizebürgermeister Dr. Cajetan Felder, eine schlanke, ernste Gestalt, war die bedeutendste aktive Persönlichkeit des Gemeinderates. Er hatte seine Laufbahn als Sängerknabe im Stifte St. Florian begonnen und hatte während seiner Studien so leidenschaftliche Liebe zur Schmetterlingskunde gefaßt, daß er mit ganz geringen Mitteln beträchtliche Teile Europas zu Fuße durchwanderte. Er ließ sich in Hamburg auf einem norwegischen Schiffe als Barbier verdingen, um die Schmetterlinge des Nordens kennen zu lernen. Sein Ruf als Entomologe wuchs; er wurde ein Hauptmitarbeiter des Reisewerkes der Novara und wurde zum wirklichen Mitgliede der Akademie gewählt. Daneben war er ein hervorragender Advokat. Er wurde später Zelinkas Nachfolger als Bürgermeister.

Der zweite Vizebürgermeister, Mayrhofer, war Dr. juris; er verließ später das Jus und übernahm das Kaufmannsgeschäft seines Vaters; er vereinigte hierdurch vielseitige Kenntnisse und ihm wäre eine hervorragende Stelle im öffentlichen Leben gesichert gewesen; ein früher Tod ereilte ihn.

Schon bei unserer ersten Begegnung äußerte Felder, daß eine der größten Schwierigkeiten für ein bedeutendes Unternehmen in der großen Zahl der Gemeinderäte liege. Eine starke Organisation und eine starke überzeugende Begründung würden nötig sein, um mit 120 Köpfen irgendeine Arbeit auszuführen.

Er schritt an diese Organisation. Aus den näheren Freunden des Bürgermeisters bildete sich der Kern einer Mittelpartei. Der alte Bäckermeister Khunn von der Landstraße, der Buchhändler Klemm vom Hohen Markt, der Kaufmann Paffrath von der Jäger-

zeile, und viele andere angesehene Bürger, daneben Dr. jur. Hoffer, Dr. Natterer, der Benediktinerprofessor Gatscher, Buchhändler Gerold, Prof. Eitelberger, Prof. Stubenrauch, die wohlhabenden Griechen Melingo und Metaxa, ferner politische Persönlichkeiten wie Mühlfeld, Kuranda und der spätere Minister J. N. Berger, mit einem Worte die Majorität der städtischen Vertretung vereinigte sich mit Felder in dieser Partei zunächst zu einer strengen und vorurteilsfreien Prüfung der Sachlage.

Nicht weniger als 56 Projekte, zum Teile der abenteuerlichsten Art, lagen vor. Im Vordergrunde stand, wie gesagt, eine Vergrößerung des bestehenden Schöpfwerkes an der Donau, dann das Grundwasser des Steinfeldes und zwar sein mächtigster Abfluß, die Tiefquellen der Fischa-Dagnitz. Der letztere Plan, schon in früheren Jahren öfters angeregt, wurde von zwei bedeutenden Ingenieuren, Fölsch und Hornbostel vertreten. Ein einflußreiches Blatt, die „Presse" verteidigte ihn; der Herausgeber, Hr. Zang, war Mitglied des Gemeinderates und eine Zeit hindurch Obmann der Wasserversorgungs-Kommission. Der Gemeinderat bewilligte eine ansehnliche Summe für Vorstudien; ihre Leitung wurde mir anvertraut. Eine Zahl tüchtiger Hilfskräfte stand zur Verfügung.

Das Jahr 1863 war ganz den Studien im Felde gewidmet. Das Flußgebiet der Traisen, das in diese einbezogen wurde, mußte bald als nicht entsprechend ausgeschieden werden. Um so wichtiger war jenes der Schwarza mit dem Neustädter Steinfelde und den benachbarten Teilen der Alpen. An der Spitze der Beobachtungen stand hier der Zivilingenieur Carl Junker, ein noch junger Mann, der unter Negrelli an den Nivellements für den Suezkanal teilgenommen hatte. Dort hatte er größere Anschauungen von den Aufgaben des Technikers gewonnen und er ist eine von jenen Persönlichkeiten gewesen, denen in erster Linie das Gelingen des Unternehmens zu verdanken ist.

Der Grundsatz, von dem ausgegangen werden mußte, war, daß zum menschlichen Genuße das reinste erreichbare Wasser unter Überwindung aller Schwierigkeiten geboten werden soll. Da die gefährlichste Verunreinigung, nämlich jene organischen Ursprunges, an den Wohnstätten der Menschen haftet, mußten Infiltrationsgebiete gesucht werden, die außerhalb der Besiedelung liegen. Solche

waren nur auf den Hochflächen der Alpen vorhanden und die Frage war nun, ob die Quellen an dem Fuße dieser Hochflächen (Schneeberg, Rax u. a.) trotz ihrer Entfernung in Vorschlag zu bringen seien.

Namentlich der Monat September 1863 war eine Zeit verantwortungsvoller Entschlüsse. Oft setzten wir uns, Junker und ich, unter einen Baum, um irgendein neues Bedenken zu erörtern. Er hatte die Gewohnheit, dabei seinen Schlapphut tief ins Gesicht herabzuziehen; ich hatte die ebenso feste Gewohnheit, den Hut weit über die Stirn hinaufzuschieben. Anfangs störte uns das, und jede solche Diskussion begann mit einem Gelächter über den sonderbaren Gegensatz; endlich fügten wir uns beide und meinten, es könne nicht anders sein.

Der Winter kam und man ging an die Abfassung eines Gesamtberichtes. Der Bürgermeister wies mir als Stenographen den Konzeptsbeamten Dr. Ferd. Kronawetter zu; Prof. Schneider übernahm den chemischen, Prof. Wedl den mikroskopischen Teil; Junker zeichnete für die in Vorschlag kommenden Hochquellen den Entwurf einer Trasse und der städtische Oberingenieur Gabriel einen solchen für die Anlage der Reservoirs und die Hauptlinien des Verteilungsrohres. Der geologische und hydrographische Teil sowie die Hauptredaktion fielen mir zu.

Bald filterte das Gerücht durch, die Kommission werde die Zuleitung des über 100 km entfernten Kaiserbrunnens aus den Alpen empfehlen. Eines Tages war ich im Vorzimmer des Bürgermeisters bemüht, einigen Kollegen und dem Bürgermeister selbst die Vorzüge dieses Planes zu erläutern. Da erhob er sich mit den Worten: „Sie sind ein Narr", und begab sich in sein Arbeitszimmer. An einem folgenden Tage gab es ein ernstes Gespräch zwischen Zelinka und Felder. Ich wurde herbeigerufen. „Sie haben sich für die Ablösung der Gaswerke von den Engländern interessiert", so sprach mich der Bürgermeister an, „und Sie wollen eine so große Wasserleitung bauen. Das ist zu viel für unsere Kräfte. Was halten Sie für dringender?"

„Nichts", erwiderte ich, „ist dringender wie die Gesundheit." „Gut," antwortete Zelinka, „so wollen wir in Gottes Namen die Wasserleitung bauen, aber von unserem Gespräch darf niemand

hören, sonst würden alle Verhandlungen mit den Engländern unmöglich."

Es hat auch bisher niemand davon gehört.

Im Juni 1864 konnte der Bericht dem Gemeinderate vorgelegt werden. Der Eindruck war ein günstiger. Der Eisenhändler aus der Kärnthnerstraße, Jos. Treitl, ein alter Herr mit schneeweißem Haar und rosigen Wangen, ein hochgeachtetes Mitglied der Rechten, sagte: „Man nennt mich den Sparmeister der Stadt Wien; hier möchte ich zum Verschwender werden."

Der gesamte Gemeinderat besuchte nun den Kaiserbrunnen und die Quelle von Stixenstein, deren Zuleitung vorgeschlagen war. Einer wies auf die Schwierigkeiten. Ein anderer zeigte dagegen auf eine Fichte, deren Wurzeln sogar den Felsen zersprengt hatten, um zum Wasser zu gelangen.

Der Zufall wollte, daß kurze Zeit danach, von Stixenstein zurückkehrend, drei Personen an der Haltestelle St. Egydi den Zug erwarten mußten, und zwar Felder, der Gemeinderat und Hofrat bei dem obersten Rechnungshofe, Fellner v. Feldegg, und ich selbst. Wir saßen auf einer Wiese hinter dem Wächterhäuschen. Der Eindruck des an den Quellen Gesehenen war ein mächtiger gewesen und wir reichten uns die Hände zu dem festen Versprechen, unsere Kräfte zur Verwirklichung dieses Planes zu vereinigen. Felder sollte die rechtlichen Fragen, insbesondere die Verteidigung gegen die Rechtsansprüche der Werksbesitzer übernehmen, Fellner die finanziellen, ich die technischen Fragen und die Vertretung vor dem Gemeinderate.

So knüpfte sich ein fester Knoten.

Die öffentliche Meinung wurde mit dem Herannahen der Entscheidung erregter. Die Gesellschaft der Ärzte trat über Skodas Anregung mit einer sehr energischen Schrift für die Hereinleitung der Hochquellen ein und die gesamten Ärzte Wiens unterstützten wirksam unsere Bestrebungen. Bedeutende Tagesblätter stellten sich auf unsere Seite, so in besonders kräftiger Weise die „Neue Freie Presse", die „Vorstadt-Zeitung" und der populäre „Hans-Jörgel". Zang war zwar aus dem Gemeinderate getreten, aber der Widerstand der „Presse" dauerte fort.

Die Vertreter des Tiefquellenprojektes (Fischa-Dagnitz) wurden

zu einer dem ganzen Gemeinderate zugänglichen Diskussion dieses Projektes geladen. Sie erschienen nicht.

In den Kaffee- und Gasthäusern diskutierte man über Ammoniak, Härte des Wassers und Tertiärformation, und in meinem eigenen Wahlbezirke drohte mir ein Mißtrauensvotum. „Wir Alten", rief der würdige Bezirksvorstand Ley, „haben nur die Donau gehabt, und was sind wir für Kerle geworden, und jetzt sollen wir Millionen hinauswerfen. Unser Herr Sueß ist ein lieber Herr, aber halt ein Professor." Für den 12. Juli war die entscheidende Sitzung angesagt. Fünf Tage früher, am 7. Juli, brachte die „Presse" eine an die Statthalterei gerichtete Verwahrung der Werksbesitzer und die Ankündigung ihrer Entschädigungsansprüche. Am nächsten Tage zeigte eines der bedeutendsten Werke, die Pottendorfer Spinnerei, der Gemeinde an, daß niemand berechtigt gewesen sei, ihre Firma dieser Verwahrung beizusetzen. An einem der folgenden Abende, wenn ich nicht irre am 10., erschien jemand bei mir zu vertraulichem Gespräche. Er zitterte vor Aufregung. „Er sei," sagte er, „meiner Ablehnung seiner Botschaft sicher." Dabei zog er eine Brieftasche heraus. „Er sei," sagte er weiter, „gegen seinen Willen gezwungen worden, mir den Betrag von 64000 Gulden unter der Bedingung anzubieten, daß ich unter irgendeinem Vorwande die Berichterstattung zurücklege." Ich dankte, daß er mich solcher Schurkerei nicht für fähig halte. Vielleicht habe ich noch irgendeinen schärferen Ausdruck hinzugefügt. Zerknirscht antwortete er nur, „daß er durch seine geschäftliche Lage zu diesem Schritte gezwungen war, und daß das Bekanntwerden dieses Schrittes sein Ruin und der seiner Familie wäre."

Ich habe geschwiegen. Mit Ausnahme einiger weniger vertraulicher Worte, die etwa dreißig Jahre später gegenüber Dr. Kronawetter meinen Lippen entschlüpft sind, habe ich niemandem von diesem Erlebnisse Mitteilung gemacht. Jetzt liegt der bedauernswerte Besucher längst im Grabe, aber auch jetzt spreche ich nur recht ungern davon. Es geschieht, weil er den eigenartigen Gemütszustand erläutert, in den ich bei der entscheidenden Berichterstattung gelangte.

Wie man oft geneigt ist, in ähnlichen Lagen des Lebens die

Bedeutung der eigenen Person zu überschätzen, war es auch bei mir der Fall. Ich fühlte, namentlich nach einem neuerlichen Gespräche mit Skoda, eine Art von persönlicher Verantwortung dafür, daß die typhösen Erkrankungen in Wien eingedämmt werden. Ich wußte, daß im Gemeinderat ein Widerstand sich organisiere. Zugleich hatte mir der Besuch eine furchtbare Waffe in die Hand gegeben, die ich nicht gebrauchen durfte und die auch geeignet gewesen wäre, ein schiefes Licht auf die ganze Diskussion zu werfen, denn ich hatte keinen Grund an der persönlichen Rechtlichkeit der Opposition im Gemeinderate zu zweifeln.

Am 12. Juli brachte in der Tat die Wasserversorgungs-Kommission einen Antrag ein, der aussprach, die Vereinigung und Herbeileitung der Quellen des Kaiserbrunnens, von Stixenstein und der Altaquelle sei anzustreben und baldmöglichst durchzuführen. Die Kosten waren mit 16 Millionen Gulden veranschlagt. Die Länge der Zuleitung bis zum Hauptreservoir war (ohne Alta) 112 km. Diese Strecke sollte in Mauerwerk, die Kreuzung der Täler auf Bogenstellungen nach Art der römischen Aquädukte ausgeführt werden.

Nikola und Dr. Lamasch legten einen von 30 Gemeinderäten unterschriebenen Vertagungsantrag vor.

Es ist aber sicher, daß oft große Dinge sich leichter durchsetzen als geringe. Die Debatte wogte stundenlang hin und her, bis die Begeisterung der Majorität auch die Zaghaften ergriff, die den Vertagungsantrag unterzeichnet hatten. Er wurde zurückgezogen und der entscheidende Antrag der Kommission mit allen gegen eine Stimme angenommen.

Die Szene, die nun in dem nahen „roten" Zimmer folgte, ist kaum zu schildern. Man umarmte sich, man küßte sich und der Obmann der Mittelpartei, der alte Buchhändler Klemm, rief mit hocherhobenen Händen und mit tränenvollen Augen: „Jetzt kann ich ruhig sterben, denn ich habe zu einem guten Werke beigetragen."

Und doch stand man erst am Beginn der Schwierigkeiten.

Graf Hoyos schenkte großmütig der Stadt Wien die Quelle von Stixenstein. Junker wurde mit der Ausarbeitung des Einzelprojektes von den Quellen bis zum Sammelreservoir, Gabriel mit jener für die Reservoirs und das Rohrnetz beauftragt. Nach seinem Tode folgte ihm Mihatzsch, ein Kollege von 1848.



Aus den geologischen Tagebüchern. II.

Ende April 1865 ließ mich Zelinka in sein Zimmer rufen. „Wir werden am 1. Mai die Ringstraße eröffnen," sagte er, „Sie müssen mir versprechen, daß Sie neben mir stehen, wenn der Kaiser kömmt." Auf meine Frage um den Grund hierzu erhielt ich keine Antwort. Der Kaiser kam und erwiderte die Rede des Bürgermeisters damit, daß er der Stadt den Kaiserbrunnen schenkte.

Der Bericht der Wasserversorgungs-Kommission hat auch der Wissenschaft manches Neue gebracht. Die Einteilung der Quellen in Schicht-, Überfallquellen usw. ist in viele deutsche Lehrbücher übergegangen. Die Lage Wiens auf einem versenkten Teile der Alpen und der Bestand der Thermenlinie wurden durch diese technischen Arbeiten bekannt.

Bereits im Jahre 1862 benachrichtigte mich der Minister Ignaz von Plener, daß er beabsichtige, jährlich talentvolle Abiturienten der Bergakademien zur Teilnahme an geologischen Studien und an den Arbeiten unserer Reichsanstalt teilnehmen zu lassen. Das war eine vortreffliche Einrichtung, die leider nicht lange genug in Wirksamkeit blieb, aus der Männer hervorgegangen sind, die unserem Bergwesen zur Ehre gereichten.

Der August 1864 blieb mir darum denkwürdig, weil ich damals in Javorzno und Ostrau die Überzeugung gewann, daß wirklich die Sudeten unter die Karpathen hinabsinken, wie übrigens schon in früheren Jahren vermutet worden war.

Das Jahr 1865 brachte mir den Auftrag des Unterrichtsministeriums, ein Lehrbuch der Geologie zu schreiben, das vor allem auf österreichische Beispiele begründet wäre, dazu den Urlaub für vier Sommer und das nötige Reisegeld. Es war eine große und schöne Aufgabe. Sie wurde unterbrochen zuerst durch den Krieg, dann durch eine andere Aufgabe, die mir der Unterrichtsminister auftrug, endlich durch meine Wahl zum Landtags-Abgeordneten, als welcher ich keine Subvention des Staates beziehen konnte. Aber schon die ersten ausgedehnten Reisen lehrten mich die hohe Bedeutung der extensiven, das ist, der vergleichenden Geologie.

Jetzt begann das Wandern, das herrliche Wandern.

Am 1. Mai 1865 war ich vor dem Kaiser gestanden, als er der Stadt den Kaiserbrunnen schenkte. Am 10. Mai stand ich vor der Madonna del Berico, auf dem Schauplatz der Heldentaten unserer braven Truppen im Jahre 1848. Jetzt bot die Natur ein herrliches Bild des Friedens. Es hatte kurz zuvor geregnet: alles war erfrischt, und der Abend breitete ein ruhiges und warmes Licht über die Landschaft. Unter mir lag der grüne Campo Marzio, der Bahnhof und das alte Vicenza, mit seinen roten Ziegeldächern, dem hohen roten Campanile der Basilica und den roten Türmen der mittelalterlichen Befestigung. Zwischen vielen kleinen Brücken glänzte das Wässerchen des Retrone und hinter der Stadt erhoben sich die dunkeln Rücken der subalpinen Berge bis gegen Schio und Val' d'Agno, linker Hand von der dunkeln Silhouette der Ruinen von Soave begrenzt. Über all diesem leuchteten grellweiße Striemen durch den Nebel herab, die schneerfüllten Furchen der Monti Lessini, des Pasubio und der Alpen der Sette Communi, deren zackige Umrisse man eben nur ahnen konnte.

Rechter Hand, wo jenseits von Schio das Hochgebirge unmittelbar an die Ebene tritt, schimmerten aus weiter Ferne die Ausweitungen der Brenta bei Bassano herüber, während näher zu meinen Füßen der Bacchiglione seine Windungen durch die Gärten zog. Rechts, gegen Venedig hin, mengte sich der Horizont mit dem Abendhimmel. Erst nach aufmerksamem Suchen entdeckte ich nach dieser Seite hin die Türme von Padua, unweit von welchen in schwarzblauer Färbung die vulkanischen Massen der Euganäischen Berge aus einem Meer von Nebel hervortraten.

In mir kreuzten sich und folgten sich die Empfindungen. Zuerst das Bedauern, diesen Hochgenuß nicht mit meiner lieben Frau teilen zu können. Dann die Erinnerung an Theoderich und die große Longobardenzeit, an Ezzelins Herrschaft und ein tieferes Verständnis für das Verhängnis, welches die deutschen Kaiser immer wieder hinabtrieb in die sonnigen welschen Gefilde, dann endlich, tiefer in mich selbst mich versenkend, jene Freude an der freien Natur, die in keiner Schule gelehrt wird und die von selbst erwacht als ein Beweis, daß der Mensch noch nicht völlig urbanisiert ist, sondern als schlummere in ihm eine verborgene Lust an Baum und Wald, an Wiese und Berg, als ein durch die Jahrtausende gefilterter Rest

des Wildlingslebens aus uraltheiliger Vergangenheit. Und dieser Rest ist vielleicht nicht das Schlechteste an ihm, und jedes Erwachen erquickt ihn, und dem Geologen mag man, wie dem Jäger, verzeihen, wenn etwas mehr vom Wildling aus ihm hervortritt.

In den damaligen Lehrbüchern wurde gesagt, daß die Gebirgsketten durch Erhebung einer zentralen Achse gebildet werden, der beiderseits parallele Gesteinszonen folgen. Die Sudeten sind aber nicht symmetrisch gebaut. Die Karpathen sind es auch nicht; im Nordwesten, Norden und Osten umgibt in Mähren, Schlesien und Galizien ein gleichmäßiger Bogen von Sandstein ihren Außenrand, während gegen die ungarische Ebene hin die Innenseite zerrissen und von erloschenen Vulkanen begleitet ist. Ebenso einseitig ist der Apennin; die einförmige Außenseite liegt im Osten und streicht von Bologna zum Busen von Tarent; die Innenseite ist wie in Ungarn zerrissen und nicht nur mit erloschenen, sondern auch mit tätigen Vulkanen besetzt.

Von den Alpen wurde mit besonderer Bestimmtheit symmetrische Anlage behauptet und das trieb mich, nachdem mir der Nordrand einigermaßen bekannt geworden war, dorthin, wo der Südrand den meisten Aufschluß versprach, nämlich in die Vorberge der venetianischen und namentlich der vicentinischen Alpen. Der Besuch des Berico war dazu der erste Schritt.

Der Weg führte mich von Padua durch die weite Pianura zwischen Doppelreihen von Bäumen hin, von deren einem zum anderen die rankenden Reben gezogen sind. Die Ränder der schilfreichen Berieselungsgräben waren dicht besetzt mit den hochgestielten Blättern einer gelben Lilie. Ein einspänniger Wagen rollt vorüber. Er trägt eine zahlreiche Familie. Ein Bettler läuft nach und ruft unaufhörlich sein: Misericordia, bis endlich ein Kupferstück herabgeworfen wird. Er hebt es aus dem Straßenstaube. Mich mit meinem Steinsacke am Rücken begrüßt er mit einem kameradschaftlichen „Padron!" und vertraulich grüßender Handbewegung.

Es ist erstaunlich, wie entlastend ein solcher Gruß des Bettlers wirkt. Er sagt, daß die gesellschaftlichen Schranken wirklich hinter mir sind, daß ich hier wirklich weithin wandern darf als wahrer Wildling, ein freier Sohn der Mutter Natur. — Die fünffachen Tore der alten Befestigungen von Citadella sind erreicht, der be-

rühmten Festung Ezzelins im 12. Jahrhundert. Jetzt ist es eine gar friedliche Landstadt. Es ist Sonntag Nachmittag, und am Marktplatze sind zahlreiche Tischchen aufgestellt, an denen Karten gespielt wird. Am Abend bin ich in Bassano. Am nächsten Nachmittage, rückkehrend von einem Marsche an der Brenta, treffe ich vor meinem bescheidenen Gasthofe einen betreßten Bedienten, der den Besuch des alten Marchese Parolini anmeldet. Dr. Zigno hatte ihm von Padua aus meine Ankunft angezeigt.

Parolini war ein Greis mit scharf hervortretender Adlernase und lippenlosem Munde. Er liebte es, sich auf den Kammerdiener zu stützen, aber sein tief eingesenktes Auge war nicht ohne Feuer und sein Gespräch voll Frische. Dieser Greis war ein Teil des Don Juan seines Freundes Lord Byron. Er hatte im Orient eine stürmische Jugend durchlebt. Seine Abenteuer bilden einen guten Teil von Byrons Erzählungen. Im Jahre 1825 gab Parolini dieses Leben auf, heiratete und warf sich in Bassano auf die Gärtnerei. Mit Stolz zeigte er mir in seinem Park die Gruppe der nach ihm benannten Pinus Paroliniana, die er aus dem Oriente gebracht hat. Jetzt waren es stattliche, vierzigjährige Bäume.

So wechselt die Gesellschaft, und zugleich klärt sich in der wochenlangen Wanderung die Gesteinsfolge und gliedert sich die Landschaft.

Am 30. Mai war ich wieder in Wien und überzeugte mich von dem Fortgange der Nivellierungen für die Wasserleitung. Dann kamen die verhängnisvollen Tage, in denen Schmerling entlassen und Belcredi Minister des Innern wurde. Am 7. Juli war ich wieder in Vicenza. Bei unsäglicher Hitze erstreckten sich die Wanderungen bis zum Ende des Monates durch die ganze Ausdehnung der Berischen, Euganäischen und der Vicentinischen Höhen. Ich hatte mir einen Begleiter genommen, Giov. Meneguzzo, eine ebenso treue, wie durstige Seele. Oft mußten wir das Heulager teilen; oft gab es keine andere Kost als geröstete Salamiwurst mit Wein aus Maulbeeren, oder etwas alten Parmesankäse und Schnaps, aber als ich am 30. Juli in Trient ankam, hatte ich viel gelernt. Am folgenden Tage erwartete mich mein Freund Mojsisovic zu Malé. Wir überstiegen Saßfora und Soyjoch und kamen unter fortdauerndem Schneefall ins Martell. Ich wandte mich zum Brenner

und beging den Bau der Bahn von Bozen bis Innsbruck. Die leitenden Techniker, Thommen und Lott waren auf längeren Strecken meine Begleiter und ich erquickte mich an ihrer unerschrockenen Schaffensfreudigkeit.

Die Sorgen um die Wasserleitung dauerten während des Wintersemesters an; ein gewisser passiver Widerstand wurde bemerkbar; ein sehr berühmter Chemiker behauptete in öffentlichem Vortrage, das Wasser werde durch Reibung an den Wänden der Leitung sich so sehr erwärmen, daß es untrinkbar sein werde. Dabei war die Anleihe noch nicht bewilligt. Das letztere geschah endlich für eine erste Rate nach einer Diskussion, die sich durch 10 Sitzungen vom 5. bis zum 19. Juni 1866 ermüdend hinschleppte.

Bei einem kurzen Ausfluge in die steirischen Berge wollte man mich am Plawutsch bei Graz wegen der Karten, die ich bei mir führte, als preußischen Spion verhaften. Viel rascher als ich gemeint, kam der große Krieg heran und ich eilte nach Hause.

X.

Der Krieg 1866 — Zelinkas Audienz — Friede — Belcredis Rücktritt, 1867 — Vicenza — Expertise für den Bau der Museen — Reise an die bosnische Grenze — Kampf für die Bewilligung des Baues der Wasserleitung — Ministerium Auersperg, 1868 — Bewilligung des Baues der Wasserleitung.

Juli 1866 bis Juli 1868.

Die Hauptschlacht war am 3. Juli in Böhmen geschlagen. Der Feind rückte gegen Wien und schwere Sorgen lasteten auf der städtischen Verwaltung.

Zu dem tiefen Schmerze gesellte sich Erbitterung gegen die Regierung, die dem Volke alle politischen Freiheiten genommen, die Verfassung sistiert, Österreich aller Sympathien in Europa beraubt hatte und diese Katastrophe möglich werden ließ. Dieses war die Stimmung auch des konservativsten Teiles der Gemeindevertretung, dieselbe Stimmung, die aus den gleichzeitigen Aufschreibungen Grillparzers und Anastasius Grüns spricht. Schon am 6. Juli wurde ein nicht sehr glücklicher Versuch gemacht, den Gemeinderat zu einer innerpolitischen Kundgebung zu veranlassen und am 7. Juli richtete die Gemeindevertretung von Salzburg an den Kaiser die Bitte um Einberufung des Reichsrates.

In Wien standen wir unter der ganzen Schwere der unmittelbaren Aufgaben der städtischen Verwaltung. Tausende und tausende von Verwundeten trafen ein. Im Augarten, im Schwarzenberggarten, in Dornbach wurden schleunigst Feldspitäler errichtet. Alle Turnsäle und das Bürgerversorgungshaus wurden zu solchen umgewandelt. Für Proviant, Fourage und Unterkunft der aus Nord eintreffenden und aus Süd erwarteten Heere war zu sorgen. In jedem Bezirke wurde ein Werbebureau zu eiliger Aufstellung eines Freiwilligenkorps errichtet, und dessen Montur und Bewaffnung war zu beschaffen. Graf Wilczek war einer der ersten, die sich anwerben ließen. Eine Bürgerwehr für den Sicherheitsdienst wurde ins Leben gerufen. Die Auszahlung sämtlicher staatlicher Gehalte und Pensionen war durch die Stadt zu besorgen. Zahllose andere

Geschäfte drängten sich und fanden Erledigung. Dabei waltete über allen mit bewunderungswürdiger Ruhe der alte Bäckermeister Khunn. Er wählte aus der Gemeindevertretung die verwendbarsten Kräfte, verfügte über sie und über die städtischen Beamten wie ein geborener Befehlshaber und duldete weder Zweifel noch Einrede. Bauern vom Marchfelde flüchteten mit ihrem Vieh in Menge in die Stadt. Am Fuße des Leopoldsberges, oberhalb der letzten Häuser von Nußdorf, wurden Geschütze aufgefahren. Jenseits der Donau erbaute man eiligst Schanzen in einem weiten, Floridsdorf umspannenden Bogen. Im Gasthofe zur Nordbahn in der Jägerzeile schlug Graf Degenfeld sein Hauptquartier auf. Bei einem Abendspaziergange im Prater traf ich rechts von der Hauptallee sächsische Scharfschützen und sächsischen Train. Weiterhin über die Zirkuswiese bis gegen den Gasometer lag österreichische Kavallerie. Die Brücke über den toten Arm, welcher die Hauptallee kreuzt, war durch sächsische Wachen gesperrt. Retraite wurde geblasen; in den Biwaks flackerten die Wachtfeuer.

Wien war ein Feldlager.

Der Bürgermeister Zelinka war ein vortrefflicher Mann, allseitig beliebt, aber er hatte mehr die Eigenschaften eines guten Hausvaters, als die eines Kriegshelden. Er hatte einige von uns, darunter auch mich, ersucht, sich tunlichst in seiner Nähe aufzuhalten. Am 10. Juli morgens, war ein schöner, von männlicher Zuversicht erfüllter Aufruf des Kaisers erschienen, in dem er mitten im Unglück stolz erhobenen Hauptes zu seinen Völkern sprach: „Ich werde nie in einen Friedensschluß willigen, durch welchen die Grundbedingungen der Machtstellung meines Reiches erschüttert würden. In diesem Falle bin ich zum Kampfe bis auf das Äußerste entschlossen . ."

Sofort hatte Zelinka um eine Audienz bei Seiner Majestät gebeten und sie wurde auch sofort für denselben Mittag gewährt. Das war eine Unklugheit Zelinkas, denn es war sonnenklar, daß der Kaiser nichts anderes erwarten konnte, als die begeisterte Zustimmung seiner Hauptstadt zu dem Aufrufe. Dazu war aber bei aller Kaisertreue der gute Zelinka nicht der Mann. Was ihn ganz erfüllte, war die Furcht, es könne seiner lieben Stadt Wien etwas zuleide getan werden. Auf der anderen Seite schien es auch

unmöglich, dem Kaiser gegenüber die schweren Vorwürfe ganz zu verschweigen, die allerorten gegen die innere Politik erhoben wurden. Da über die nun folgenden Vorgänge abweichende Berichte vorliegen, will ich erzählen, was mir bekannt ist.

Wir berieten in Zelinkas Zimmer. Die meisten der fünf oder sechs Anwesenden namentlich auch Felder und Mayrhofer, waren der Meinung, daß kein Wort erwähnt werden dürfe, das sich als Mutlosigkeit deuten ließe. Die Zeit drängte; endlich ersuchte mich Zelinka, in einem Nebenzimmer einen Vorschlag der Anrede an den Kaiser niederzuschreiben.

Mein Entwurf war kurz. Ich weigerte mich, einen auf die Schonung der Stadt bezüglichen Satz aufzunehmen. Zelinka las; er war sehr aufgeregt und sehr unzufrieden. Die Tränen traten dem alten Manne in die Augen. „Ja, wenn ihr mich alle im Stich laßt, ich werde meine arme Stadt nicht verlassen." Dann zerriß er meinen Entwurf und warf ihn vor meine Füße. Sofort überwältigte ihn aber die Reue, und er bat mich in so rührenden Worten um Verzeihung, daß wir alle Mitleid empfanden.

Dann fuhr er mit den beiden Vizebürgermeistern in die Burg. Mit äußerster Spannung erwarteten wir ihre Rückkehr.

Sie kamen.

Zelinka sank auf einen Sessel nieder und schloß die Augen. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Niemand wagte zu fragen. Auch Felder und Mayrhofer winkten ab. Am Abend meinten sie, finde ohnehin eine Sitzung des Gemeinderates statt, da werde alles bekannt gegeben werden, und sie wollten dem Bürgermeister nicht vorgreifen. Wir hörten nur von einer Szene kaiserlicher Ungnade und dem vermittelnden Dazwischentreten eines der Vizebürgermeister.

Abends hatte Zelinka den Mut der Aufrichtigkeit. Er berichtete vor dem Gemeinderate. Er hatte wirklich seine Anrede mit der Bitte begonnen, Seine Majestät möge Wien nicht der Gefahr eines Kampfes oder einer Beschädigung aussetzen. Dann hatte er auch den Wunsch nach politischen Änderungen ausgesprochen.

Der Kaiser antwortete, sein Wille sei, daß Wien nicht Gegenstand der Verteidigung sein solle, aber die Donau müsse auf ihre ganze Länge verteidigt werden. „Österreich darf nicht den Vorwurf

auf sich laden, daß, wenn auch seine Waffen unglücklich waren, es in Feigheit verfiele, mutlos plötzlich alle Hoffnungen aufgebe und den Feind ohne Verteidigung über die Donau gehen ließe."

Nach der Mitteilung dieser Worte des Kaisers stockte Zelinka in seinem Berichte; es war sichtlich der von dem Monarchen wenn auch indirekt ausgesprochene Vorwurf der Feigheit gewesen, der ihn am Morgen niedergeschmettert hatte. Mayrhofer vervollständigte nun den Bericht. „Seine Majestät," sagte er, „habe das Wort gegeben, daß nach Lösung der kriegerischen Verhältnisse die Regierung zur Lösung der inneren staatsrechtlichen Fragen im verfassungsmäßigen Wege schreiten werde."

Sofort wurde gegen Zelinkas Wunsch vom Gemeinderate über Hoffers Antrag beschlossen, eine Adresse an Seine Majestät zu richten, welche frei und offen die inneren Verhältnisse darlegen sollte.

Am 13. Juli kam der siegreiche Erzherzog Albrecht an; wenige Tage darauf marschierte Bataillon auf Bataillon der Südarmee jauchzend und mit weißen Tüchern über dem Hinterkopf, vom Matzleinsdorfer Bahnhofe her durch die Straßen der Stadt. Der Jubel der Bevölkerung begleitete sie. Am Morgen des 21. Juli meldeten Maueranschläge den glorreichen Seesieg von Lissa.

Die Gemüter richteten sich auf.

In der schwersten Zeit hatte die Stadt einen täglichen Bedarf von etwa 1 Million Gulden gehabt. Sie besaß durch vorangegangene Sparsamkeit ein Reservevermögen von (wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht) etwas mehr als 20 Millionen Gulden, zum größten Teile in 5 prozentigen Staatspapieren, aber diese waren so sehr im Kurse gefallen, daß sie so gut wie unverkäuflich waren. Auch lief eine Note des Finanzministers ein, die den weiteren Verkauf im Interesse des Staates untersagte. Die Papiere wurden so gut als möglich verpfändet. Alle ausständigen Guthaben der Stadt wurden eingetrieben, aber es fehlte nicht an Stunden der Verlegenheit.

Endlich kam der Friede. Die Stadt beruhigte sich.

An Reisen ins Ausland konnte aber nicht gedacht werden und so beschäftigte ich mich mit Mojsisovics in den Salzburger Kalkalpen. Insbesondere gelang es uns durch mehrwöchigen Aufenthalt in der Königsbachalm im Süden des Wolfgangsees eine Schicht-

folge bis ins einzelne zu messen und zu studieren. In der Mächtigkeit von mehr als eintausend Fuß ließen sich 179 Bänke von verschiedener Beschaffenheit unterscheiden. Die Arbeit war mühsam, aber die Reinlichkeit der Hütte war über dem damaligen Durchschnitte. An den Abenden besuchte uns der alte Meisterknecht der Holzknechte und beschrieb uns, wie die Pfeifen zu schneiden sind, mit denen man den Rehbock lockt, wie man den Luchs in den Bäumen spürt und die Furchtsamkeit der jungen Gamskitzen, wie die Mutter ihnen wohl zehn oder zwölfmal den Sprung vormacht, bis sie ihn wagen, dann wie die Marder im Winter paarweise sich auf die Bäume setzen und paarweise auf den Hals der Rehkitzen herabspringen. Waldluft wehte durch seine Schilderungen und es gibt nichts Erfrischenderes in Tagen der Niedergeschlagenheit.

Die tieferschütterte Monarchie sollte wieder aufgerichtet werden. Beust war nach Österreich berufen worden. Die Verhandlungen mit Ungarn waren zu einem Ergebnisse gelangt und es erhob sich die Frage, ob im Sinne des mehr föderalistisch gesinnten österreichischen Ministerpräsidenten Graf Richard Belcredi diese Ergebnisse einem aus den Landtagen zu wählenden „außerordentlichen" Reichsrate vorzulegen seien, oder ob im Sinne Beusts, die sistierte Februarverfassung wieder zu beleben und auf Grund dieser das normale Parlament einzuberufen sei. In dem großen Ministerrate vom 1. Februar 1867 siegte Beust, und Belcredi, der bereits einige Tage früher seine Entlassung eingereicht hatte, fiel.

Sowohl von Beust, als von Belcredi besitzen wir veröffentlichte Schilderungen der Vorgänge. Belcredi erwähnt eine Episode desselben Tages, deren Beust nicht gedenkt. Das war die für Belcredi unerwartete Berufung des Leiters des Finanzministeriums, Becke, in die Ministerkonferenz und die Genehmigung des Domänenanlehens. Belcredi und der bisherige Finanzminister Graf Larisch hatten sich diesem ungünstigen und nach ihrer Ansicht nicht dringenden Finanzgeschäft entgegengestellt. Belcredi hatte sogar dem Grafen Beust mitgeteilt, daß nicht allein zwei Grafen (die er auch nannte) „in propria causa agitieren, sondern daß auch der übergroße Eifer Beckes, diesen Herren zu dienen, etwas bedenklich

erscheine und der Ruf und der Charakter dieses Mannes überhaupt stets die größte Vorsicht nötig mache." Diese Worte Belcredis wurden erst vierzig Jahre später in einer konservativen Zeitschrift veröffentlicht[1]), aber was er über Becke sagt, ist nur die Bestätigung der Gerüchte, die damals durch die Stadt liefen.

Alle leitenden Personen des Gemeinderates waren Becke höchst abgeneigt. Vielleicht war diese Empfindung eine gegenseitige. Die technischen Vorarbeiten für die Quellwasserleitung waren vollendet; wir suchten um die Bewilligung zum Baue an. Die Anrainer der ganzen Strecke waren einzuberufen. Nun stieß die Gemeinde auf den völlig unerwarteten Widerstand der Staatsbehörde und dieser wurde, mit Recht oder Unrecht, Becke zugeschrieben. In der Tat wurde die Bewilligung zum Baue erst nach dem Sturze dieser Regierung erlangt.

In dieser Angelegenheit hatten nun die Juristen das Wort. Felder übernahm die Führung und ich war frei.

Ich frug mich im Frühjahre 1867, ob ich sobald nach dem blutigen Kriege nach Oberitalien gehen dürfe, das wir, obgleich siegreich, verloren hatten und wo ich zum Ausländer geworden war. Meine Arbeit mußte aber fortgeführt werden; meine Reisen waren in wissenschaftlichen Kreisen bekannt geworden und jüngere Kräfte suchten um die Bewilligung zur Teilnahme an. Als ich nach einigem Aufenthalte in Krain, am 25. April in Vicenza ankam, erwarteten mich außer Meneguzzo noch Schlönbach aus Hannover, Waagen und Neumayr aus München und Benecke aus Heidelberg. Das waren die trefflichsten Vertreter der damaligen jungen Geologenschule Deutschlands.

Freilich hatte sich in Vicenza manches geändert. Der Geologe Pasini war Vizepräsident des Senates geworden und der Adjunkt des Museo Civico, Dr. Lioy, war zum Deputierten von Vicenza gewählt worden. Zufälligerweise war eben la gloria d'Italia, Aleardo Aleardi, der poeta laureatus der Dante-Feier von Florenz, anwesend. Lioy lud mich und meine jungen Freunde für den Abend zu einer großen Cena, bei welcher sich die Intelligenz von Vicenza vereinigte. Aleardo saß zur Rechten, ich, der Austriace, zur Linken des Gastgebers

1) Fragmente aus dem Nachlaß des ehem. Staatsministers Graf R. Belcredi: Die Kultur 1906, VII, S. 298.

und obwohl die großen Worte über Kunst und Poesie, an welchen sich damals die Italia libera e una so gern erwärmte, bis in den Morgen andauerten, gab es keine einzige nur irgendwie peinliche Silbe. Aleardo erwies sich im Gespräche als ein warmer Verehrer der deutschen Literatur; er erklärte die Campana als das schönste unter allen ihm bekannten Gedichten.

So war die Schwelle des fremd gewordenen Landes überschritten und fast schien es, als wetteiferten die gebildeten Klassen, um es mir wieder heimisch zu machen. Zu St. Daniela, am westlichen Ende der Monti Berici, empfing ich sogar den Besuch des 83jährigen Dr. Tortimano von Lonigo, der vor Jahrzehnten einige geologische Schriften veröffentlicht hatte und seither verschollen war. Er hatte von da an sein ganzes Dasein dem Unterrichte seines blinden Sohnes gewidmet, diesen mit Vorzugsklassen durch das Gymnasium geführt und endlich die Freude erlebt, daß der Sohn zu Padua cum applausu zum Doktor der Rechte promoviert wurde. Jetzt verehrte die Bevölkerung den würdigen Greis wie eine Art von Heiligen. Was hätte der eifernde Pfarrer von Richmond über die Verworfenheit dieses Geologen gesagt?

Eine große Überraschung stand mir noch bevor.

Wir hatten uns gegen Nord gewendet. Meine jungen Freunde waren nach Recoaro gegangen. Ich wollte bei S. Libera di Malo noch einige Einzelheiten betrachten. Als ich von diesem Orte auf der heißen, weißen, staubigen Straße mit Meneguzzo gegen Schio ging, erblickten wir nicht weit von dieser Stadt einen hochgewachsenen, bärtigen Mann, der beide Arme wagrecht ausstreckte, als wolle er uns die Straße sperren. Einige zweifelnde Schritte noch, und er fiel mir um den Hals und bedeckte mich mit Küssen. „Teddyboy“, rief er. „Carlotto“ antwortete ich.

Carlo Toaldo stand wirklich vor mir. Er war bereits im Jahre 1859 nach der Abtretung der Lombardei aus der Haft entlassen worden. Er hatte die Besitzung seines Vaters in Schio geerbt und lebte hier als ein angesehener Mann. Er hatte 1866 an dem Angriffe der Freischaren gegen Südtirol teilgenommen. Wie sonderbar doch des Lebens Würfel fallen! Hätten mich die Umstände an die Universität Innsbruck geführt, die ich immer als den herrlichsten Aufenthaltsort für einen Geologen angesehen

hatte, so hätte es wohl ein Jahr früher geschehen können, daß wir uns in Waffen gegenüber gestanden wären, und nun küßten wir uns.

Von Schio führte mich die Reise nach Tirol. Bei Strigno im Val Sugana machte ich die erstaunliche Beobachtung, daß in der Tat die ganze mächtige Granitmasse der Cima d'Asta gegen Süd überworfen ist, wie dies auch die ältere Karte des Tiroler montanistischen Vereins andeutet. Während ich diesen Gegenstand verfolgen wollte, rief mich ein Schreiben des Hofrates Matzinger für den 20. Mai nach Wien zur Prüfung der für den Bau der Museen eingelangten Pläne.

Im Jahre 1858 war ich, wie erwähnt wurde, mit dem Entwurfe einer Raumverteilung für die K. Museen beauftragt worden. Im Jahre 1862 hatte ich in Paris und London gewisse technische Fragen zu studieren. Meine Bedenken gegen die Errichtung eines Prachtbaues für ein naturhistorisches Museum waren unbeachtet geblieben. Drei Architekten, Hansen, Ferstl und der technische Referent der Stadterweiterungskommission, Löhr, waren eingeladen worden, auf Grund eines ihnen vorgelegten Programmes Entwürfe einzusenden. Eine Jury unter Matzingers Vorsitz wurde gebildet. Der Dombaumeister Fr. Schmidt sollte in künstlerischer, ich in technischer Beziehung über den Einlauf berichten. Über die Bildergalerie, namentlich über die Anordnung der Lichtöffnungen, sollte der Galeriedirektor Engerth sich äußern. Freiherr v. Sacken hat uns in allen, das kunsthistorische Museum betreffenden Fragen wesentlich unterstützt.

Die Aufgabe hat uns, aufrichtig gesagt, viel Mühe und wenig Freude gemacht. Das gilt insbesondere von dem trefflichen Fr. Schmidt, mit seiner großen, offenen Denk- und Redeweise, der nun über seine Kunstgenossen zu Gericht sitzen sollte. Gerade damals herrschte das Schlagwort von der „Verschönerung des Stadtbildes" und gegen dieses sollten der Zweck und die Erfordernisse des Baues zurücktreten.

Hansen hat uns seither in dem Parlamentsgebäude ein architektonisches Juwel geschenkt; als er mich einst durch die Säle geleitete, meinte er, diese edlen, klassischen Formen müßten auf die

Volksvertreter mit unwiderstehlicher Kraft erhebend und idealisierend wirken. Fragen wir nicht, ob der Meister recht behalten hat, sicher scheint mir nur, daß schon die Berufung des großen Hellenisten zu diesem Konkurse ein Fehler war. Denn irgendeine Verbindung mit der Kaiserburg war immer ins Auge gefaßt, und nie konnte diese, mit ihrem ehrwürdigen Babenbergschen Kerne und mit den Zubauten Fischer von Erlachs in organische Beziehung gebracht werden mit einem griechischen Säulenbaue.

Das Programm aber bestand für Hansen nicht. Er hatte die ganzen kaiserlichen Stallungen einbezogen für eine Sammlung von Statuen; vor diesem, seinem Hauptgebäude, standen etwa an der Stelle der heutigen Museen zwei weitere Bauten im Stile des Parlamentes.

Ferstl hatte sich ebensowenig an das Programm gehalten. So viel ich mich entsinne, bot er große Hallen unter reichlicher Verwendung von Eisen und Glas.

Löhrs Entwurf war der eines Ingenieurs, ein Nutzbau mit brauchbarem Grundriß und unbrauchbarer Fassade.

Das Gutachten der Jury mußte leider nach vielen langen täglichen Beratungen für alle drei Konkurrenten ein ablehnendes sein. Hansen und Ferstl waren wenig geneigt auf wesentliche Abänderungen einzugehen. Hasenauer wurde berufen. Vorgreifend mag gesagt sein, daß 1867 Eitelberger einen Teil meiner Ansichten (räumliche Abtrennung und Verstaatlichung der naturhistorischen Sammlungen) in einer Druckschrift vertrat, sich aber in betreff des Baues auf den künstlerischen Standpunkt stellte, während ein Anonymus (Freih. v. Sacken) die bestehenden Verhältnisse verteidigte, und daß 1868 eine neue Beratung stattfand. Hasenauers Grundriß war jenem Löhrs sehr ähnlich und entsprach dem Programm. Gegen seine Fassade wurden Einwürfe erhoben. Man berief Semper aus Deutschland als künstlerischen Beirat. Hasenauer führte den Bau. Ich hatte mit der Angelegenheit nichts mehr zu tun, aber noch im Jahre 1882 gab es eine Polemik darüber, wie weit die Verdienste Hasenauers und wie weit jene Sempers reichen.

Die Studien am Südrande der vicentinischen Hochgebirge hatten mich ihre Verschiedenheit von den Nordalpen kennen gelehrt. Wenn

das Gebirge, das wir Südalpen nennen, vom Norden verschieden ist, dann konnte die Fortsetzung dieses fremden Elementes nur im Südosten gesucht werden. Dorthin wollte ich wenigstens einen flüchtigen Blick werfen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in den kraineriſchen Gebirgen gelangte ich im August 1867 nach Agram. Kroatien stellt sich vom Eisenbahnzuge aus auf dieser Strecke als eine weite, mit Mais bebaute Fläche dar. Zur Linken streicht ein niedriger Hügelzug mit Weingärten, zur Rechten verliert sich die Ebene in bläulichen Umrissen. Unser Zug scheuchte ganze Herden von Truthühnern auf. Zahlreiche Weiber und Kinder, alle in weißes Linnen gekleidet, arbeiteten zwischen den hohen Maisschäften. Es war ein freundliches Bild, grün in grün, Wiese und Wein, Mais und Laubholz, alles Fruchtbarkeit und Frieden.

Nach einem Besuche des aufgelassenen Kupferwerkes Rude im Javorgebirge reiste ich nach Sissek und mietete dort einen Flechtwagen mit zwei Pferden. Am 19. August brachten diese mich in die „K. K. freie Militär-Grenz-Kommunitätsstadt Petrinia", den Hauptort des II. Banat Regimentes. In Jakubevač wurde eben mit Pferden gedroschen; mittags war Kraljevčan erreicht und nun war der übelberüchtigte Wald Schumarica zu durchqueren. Tief im Walde lagerte eine Herde von Schweinen, und an einem Baume lehnte der Hirt, die lange Flinte am Rücken, den Gurt voll Waffen und einen langen Strumpf strickend. Endlich führte der Weg auf eine höher gelegene Blöße im Walde und ein großartiger Ausblick über die bosnische Ebene öffnete sich. Im Hintergrunde war sie begrenzt durch das mächtig aufstrebende Gebirge Kissovač und zur Rechten (im Westen) durch die Liccaner Berge; zwischen beiden zeigte sich entferntes, noch weit höheres Gebirge. Gegen links verschwand die Ebene im Dufte. Vor Einbruch der Nacht erreichte ich das Kupfer- und Eisenwerk Tergowe und trat in das Zimmer des hocherstaunten und liebenswürdigen Direktors Schönbucher.

Hier herrschte ein völliger Mangel an persönlicher Sicherheit. Um am Feiertage im Walde von einem Schachte zum andern zu gehen, mußten wir uns mit Revolvern versehen. Wenn man in solchen Landstrichen, mit einigermaßen gemischten Gefühlen das

Gestrüpp vor sich her zerteilend, plötzlich einen Dampfschlot vor sich sieht, wie am Gradzki Potok, dann schätzt man erst das Verdienst solcher Pioniere der Zivilisation.

Es war aber unmöglich, Sicherheit zu schaffen, denn die Nähe des dichtbewaldeten Triplex Confinium, des Zusammentreffens der Gerichtsbarkeiten von Dalmatien, der Militärgrenze und der Türkei, hinderte jede Verfolgung. Ich erkundigte mich um die Möglichkeit in Bosnien zu reisen. Bis Novi, hieß es, könne man allenfalls kommen. Die Eisenbahn Novi-Banjaluka sei zwar gebaut, aber außer Betrieb. Man könne wohl auch nach Banjaluka reiten, aber wenn man anderen Reitern begegnet, habe man auf 200 Schritt Entfernung nach rechts auszuweichen. Sonst habe der andere Teil das Recht zu schießen. Übrigens sei auf dem Wege nach Novi eine Merkwürdigkeit zu sehen. Ein Bauer habe nämlich seinen Heuschober in der Nähe seines Hauses aufgestellt. Das habe seit Jahren wegen der Gefahr der Brandlegung niemand gewagt.

Dieses Triplex Confinium war ein wunder Punkt mitten in Europa, und eine Aufgabe für Staatsmänner. Ich suchte die Gesamtlage der Monarchie zu überblicken; ich sah Tirol als eine Festung gegen West, Böhmen trotz 1866 als eine solche gegen Nord, Siebenbürgen gegen Ost, aber hier im Süden, sah ich die Lücke. Dieser Eindruck ist für mich in viel späteren Jahren, als die bosnische Frage auf die Tagesordnung des Parlamentes gelangte, bestimmend gewesen.

Am folgenden Tage wurde beschlossen, einen Wunsch der Damen Schönbucher (Frau und Tochter) zu erfüllen und mit ihnen die Stadt Novi zu besuchen. In zwei Wagen fuhren die Damen, Herr Schönbucher, sein Sohn, sein Adjunkt und ich, die Herren mit bereitgehaltenen Gewehren, nach Tavor, nahmen türkische Passierscheine, übersetzten den Grenzfluß Unna und betraten Novi. Mit einem Schlage meinte man sich nach Asien versetzt. Eine große Schar nackter Kinder lief uns entgegen, die kleinen Mädchen mit rotgefärbten Haaren und Nägeln. Im Bazar grüßte uns ein hoher, schöner Mann mit grauem Bart und weißem Turban, Djaffr Čerič Beg, ein Nachkomme der zum Mohammedanismus übergetretenen ungarischen Grafen Čerič, ein Freund Schönbuchers und eine Autorität in Novi. Wir setzten unseren Weg zu dem

Hause des angesehenen Kaufmanns Sulo Aga fort, der schon längst die Damen Schönbucher eingeladen hatte, seine Damen zu besuchen.

Die Damen blieben bei Sulo Aga; die Herren gingen in die Festung, einen österreichischen Bau aus der Zeit des Prinzen Eugen. Noch prangte über dem Tore der steinerne Doppeladler. Auf der Torbrücke warf man uns Steine nach, aber die Wache legte sofort ihr Gewehr im Schilderhause ab und schritt mit einem spanischen Rohre gegen die Frevler ein.

Als wir zu Sulo zurückgekehrt waren, kamen die Damen über eine Treppe herab. Sie waren auf eine fast betäubende Weise mit Rosenöl parfümiert. Seit Jahren war keine Dame über die Unna gekommen, und nun waren türkische Frauen aus der Umgebung zusammengeströmt, um die Frauen der Christen zu sehen, die mit nacktem Gesichte über die Straße gehen. Diese wurden mit Fragen bestürmt, ob sie sich denn nicht als arbeitende Sklavinnen unglücklich fühlen, während Türkinnen nichts zu tun haben usw. Die Damen Sulo waren barfuß, mit gefärbten Nägeln an Händen und Füßen, das Haar in viele kleine Zöpfchen geflochten. Uns Männern blieb natürlich der Anblick versagt.

Bei Anbruch der Nacht waren wir in Tergo.

Am folgenden Tage fuhr ich längs dem Grenzkordon hin, sah bei Kostainitza jenseits der Unna die neue Niederlassung der aus Belgrad vertriebenen Türken und erreichte Sisseck.

Petrinia wurde als Grenz-Kommunitätsstadt angeführt. In diesem Teile der Militärgrenze herrschte wirklich noch da und dort die uralte, kommunistische Form slawischer Ansiedlung und ich habe eine solche „Zadruga" besucht. Das war ein weites, kreisrundes Gebäude von Holz innen mit ringsumlaufenden Schlafstellen und neben diesem Hauptgebäude befanden sich noch einige kleine hölzerne Häuser. Diese Kommunität bestand, wie man mir sagte, aus etwa einhundert Seelen. Der Ackerboden war gemeinschaftliches Eigentum; er wurde gemeinschaftlich bebaut und jedem Glied der Kommunität, ob alt oder jung, fiel ein gleicher Anteil an der Ernte zu. Nur der Hausvater hatte Anspruch auf zwei Anteile. Er hatte den militärischen Rang eines Korporales und das Strafrecht bis zum Ausmaße von fünfundzwanzig Stock-

streichen. Im Kriegsfalle, namentlich bei einem Angriffe der Türken, hatte er die gesamte wehrfähige Mannschaft in den Kampf zu führen.

Noch immer waren die Vorbedingungen für den Bau der Wasserleitung schlecht. Selbst gegen Anträge auf Entlassung der technischen Kräfte hatte man sich noch zu wehren. Dazu kam ein unerwarteter Widerstand der staatlichen Behörden. Die Schuld wurde, sei es mit Recht oder Unrecht, dem Leiter des Finanzministeriums Becke zugeschrieben. Tatsächlich waren im Jahre 1867 vom 5. Januar bis zum 8. August sechs Eingaben der Gemeinde an das Finanzministerium abgegangen, um Beschleunigung zu erzielen; der Bürgermeister hatte sogar am 15. Juli vertraulich den Ankauf des gesamten Gutes Reichenau in Aussicht gestellt, bis endlich Verhandlungen mit der Gemeinde betreffs der tatsächlichen Überlassung und Ableitung des vom Kaiser geschenkten Kaiserbrunnens „binnen kürzester Frist“ in Aussicht gestellt wurden. Solche Verhandlungen haben jedoch nie stattgefunden. Ich suchte selbst den Referenten im Finanzministerium auf und erhielt die Auskunft, er sei mit zweimonatigem Urlaub abgereist und habe den Akt in seinem Schreibtisch eingeschlossen.

Endlich langte nicht lange nach meiner Rückkehr von dem Ausfluge nach Novi und der Eröffnung meiner Vorlesungen, am 13. November 1867 von Seite des Finanzministeriums ein Vertragsentwurf in betreff der Übergabe des Kaiserbrunnens ein, der jedoch kaum glaubliche Bedingungen enthielt. So sollte z. B. Wien verpflichtet werden, den Pittenfluß in den Neustädter Schiffahrtskanal zu leiten; die Ansprüche der Werksbesitzer wurden anerkannt, und Wien sollte bei dem Reichsrate ein Spezialenteignungsgesetz gegen diese erwirken. An die Ausführung des Werkes wäre unter solchen Voraussetzungen nicht zu denken gewesen.

Nun war auch der Unmut des Gemeinderates nicht mehr zurückzuhalten.

Am 29. November wurden sechs Eingaben einstimmig beschlossen, und zwar an Seine Majestät den Kaiser, an den Reichskanzler v. Beust, den Ministerpräsident Stellvertreter Graf Taaffe, den Kriegsminister Freih. v. John, den Leiter des Finanzministeriums

Freih. v. Becke und den Justizminister Ritt. v. Hye. Jene an Becke war aus Felders Feder. In ihr wurde dieses Ministerium beschuldigt, sowohl seinen Wirkungskreis, als die Bestimmungen der Gesetze überschritten zu haben. Ein solches Verfahren einer Regierungsbehörde gegenüber den wohlmeinenden Anstrengungen einer großen Stadt sei ohne Beispiel.

Im nächsten Monate trat die Regierung zurück und das Ministerium Carlos Auersperg (das Bürgerministerium) trat ins Amt. Felder führte die Verhandlungen. Am 22. Juli 1868 erhielt endlich Wien die Bewilligung zum Baue seiner Wasserleitung.

Die folgende Zeit war der endgültigen Feststellung aller Einzelheiten der Linie, der Ausschreibung und Vergebung der Arbeiten, endlich der Grundeinlösung gewidmet. Mit der letzteren war Dr. Kronawetter beauftragt.

XI.

Reformversuch in der Akademie der Wissenschaften — Naturforscher-versammlung in Vicenza — Der Wiener Paradeplatz — Wassereinbruch in Wieliczka — Ernennung zum Landesschulinspektor — Graf Hohenwart als Statthalter — Rückkehr zur Professur — Wahl in den Landtag.

1868 bis Herbst 1869.

Im Jahre 1867 war ich zum ordentlichen Professor ernannt und im selben Jahre zum wirklichen Mitgliede der Akademie erwählt worden. Mir schien bei meinem Eintritte in die Kaiserliche Akademie als ob diese illustre Körperschaft weder den Einfluß noch das Ansehen genieße, die sie nach ihren Leistungen und den Namen ihrer Mitglieder beanspruchen durfte. Mit Freude sah ich, daß die Geologen und zwar Haidinger bereits im Jahre 1848, dann Hauer im Jahre 1865 die Initiative zur Reform einzelner Punkte der Geschäftsordnung ergriffen hatten. Jetzt wurde mir von mehreren Kollegen die Ausarbeitung eines Berichtes übertragen, der in dem Antrage endete, daß die Akademie eine Kommission einsetze, um zu prüfen, ob, in welcher Form und in welcher Ausdehnung Veränderungen in ihrer Organisation einzutreten hätten. Wir fanden in der historisch-philosophischen Klasse einen eifrigen und gewandten Fürsprecher an Alfred v. Arneth, der auch in seiner Selbstbiographie „Aus meinem Leben" diese einzelnen Vorgänge beschrieben hat.

Mein Bericht wurde am 28. Januar 1868 abgeschlossen. Schon der Antrag auf seine Drucklegung entfesselte eine heftige Diskussion. Er wurde aber angenommen. Der Ausschuß für Vorberatung umfaßte Arneth, Brücke, Hauer, Littrow, Miklosich, Münch (Halm), Sacken, Schrötter, Vahlen und mich. Am 28. Mai kam es in der Akademie zu einem scharfen Wortgefechte, nach welchem unser Antrag mit 27 gegen 15 Stimmen abgelehnt wurde. So tief war aber dennoch der Eindruck dieser Diskussion gewesen, daß im nächsten Mai (1869) bei der Neuwahl des Präsidenten die Akademie gegen alle Tradition sich von dem bisherigen Präsidenten Karajan abwendete und den Vizepräsident Rokitansky an ihre

Spitze berief. Die hierdurch erledigte Stelle des Vizepräsidenten wurde erst im dritten Wahlgange besetzt, und zwar wurde Arneth gewählt; sein Gegenkandidat Phillips unterlag.

Die öffentliche Meinung nahm fast keinen Anteil an diesen doch für das geistige Leben nicht unwichtigen Ereignissen, so sehr war die Akademie vereinsamt. Die Gerechtigkeit fordert zu sagen, daß ein guter Teil dieser Sachlage in der Geringfügigkeit der materiellen Mittel lag, die der Akademie zur Verfügung standen. Es ist dennoch Arneth, der nach Rokitansky durch 18 Jahre Präsident war, auch in dieser schwierigen Lage und obwohl die Regierung fast jede größere dauernde Beihilfe versagte, durch seinen Takt gelungen, der Akademie mehr und mehr Sympathien zuzuführen.

Ein unerwarteter Zwischenfall sollte diesem Zustande ein Ende machen.

Der Gemeinderat Treitl, dessen Name bereits als der eines Förderers der Wasserleitung genannt worden ist, hatte in seinen alten Tagen die Gewohnheit, täglich mit zwei Chronometern, einen in jeder Hand, das Mittagszeichen der Sternwarte bei dem städtischen Kammeramte am Hof abzuwarten. Zu ihm gesellte sich regelmäßig ein alter Benefiziat von St. Peter, gleichfalls mit einem Chronometer bewaffnet. Eines Mittags, im Jahre 18.., zeigten seine beiden Uhren gleichmäßig eine Abweichung von $10^1/_2$ Sekunden vom Mittagszeichen der Sternwarte. Ebenso die Uhr des Benefiziaten. Sollte die Sternwarte ein falsches Zeichen gegeben haben?

Am folgenden Tage war die Abweichung dieselbe. Nun wurde der Sache nachgeforscht, und es ergab sich, daß an dem ersten Tage das Mittagszeichen von der alten Sternwarte in der inneren Stadt an die neue Sternwarte auf der Türkenschanze übertragen worden war. Daß diese geringe Verschiebung um einige Kilometer gegen West auf seinen Uhren so deutlich bemerkbar wurde, machte auf den alten Herrn einen tiefen Eindruck. Er erkannte die Kleinheit des Planeten und zugleich die Größe der Naturwissenschaften. Als Treitl 1897 starb, zeigte es sich, daß er sein ganzes Vermögen der Akademie der Wissenschaften testiert hatte. Es betrug zum allgemeinen Erstaunen weit über eine Million Gulden.

Arneth erlebte dieses Ereignis noch und ist nicht lange danach gestorben.

Durch dieses Legat wurde die Akademie mit einem Schlage zu einer aktiven Körperschaft. Nun konnte sie größere Aufgaben wählen und ihre Kräfte zeigen, und nun wandte sich ihr auch die Teilnahme und die Aufmerksamkeit der gebildeten Klassen in erhöhtem Maße zu.

Kehren wir zurück.

Im Herbst 1868 führte mich ein Zwischenfall wieder nach Vicenza. Die italienische Naturforscher-Versammlung sollte dort stattfinden, und ihr Vorsitzender, Quintino Sella, lud mich so dringend ein, dabei über den Bau der vicentinischen Berge zu sprechen, daß bei den vielen freundlichen Erinnerungen, die sich an Vicenza knüpften, die Ablehnung unmöglich war. Freilich waren die ungewöhnlichen Formen nicht vorauszusehen, unter denen die Sache sich vollzog.

Am Morgen des 17. September langte ich in Vicenza an; die Musikbande der Pompiers mit ihren Helmen und Roßschweifen erwartete den Zug. Ich wurde erst auf die Präfektur geführt, wo man mich mit schwungvollen Reden begrüßte; dann brachte man mich in ein luxuriöses Quartier beim Car. fogazzara, wo ich wenigstens Zeit fand, mich zu waschen. Dann ging es sofort in die Sektionssitzung; ich nahm um 10 Uhr ein flüchtiges Frühstück und hatte kaum noch eine ruhige Minute gefunden, als mir Sella zu meinem Schrecken mitteilte, das Programm sei geändert, man erwarte um 11 Uhr meinen Vortrag, und zwar im Teatro Olympico.

Ich habe mir den Stoff nicht geordnet, sagte ich zu Sella, ich werde stecken bleiben. — Ah, meinte er, wir werden der Musikbande befehlen, einzufallen, sobald Sie im geringsten stocken. — Ich kann ja nur französisch sprechen. — Um so sicherer sind Sie des Applauses aller Logen, erwiderte er, denn es wird doch keine Dame den Verdacht aufkommen lassen, daß sie nicht französisch versteht. — Kurz er war unwiderstehlich.

Es hatte 11 Uhr geschlagen; der Prachtbau Palladio's war in allen Stockwerken überfüllt; die Pompiers hatten die Nationalhymne gespielt. Cornalia sprach noch einen kurzen Nekrolog auf Filippo de Filippi. Ich erblickte meinen Meneguzzo; er sollte mich retten. Ich schleppte ihn unter seinem Widerstreben mit mir auf

die Bühne, und als ich, noch in meinem grauen Reisekleide, ihn mit den Worten dem Publikum vorstellte: »jadis mon guide, à présent mon ami«, — da wurde er mit einer Salve von Beifall überschüttet, und das Spiel war zum guten Teil gewonnen. So oft ich dann während der Rede ein Glas Wasser zum Munde führte, mußte ich eine besänftigende Handbewegung gegen den immer schußbereiten Kapellmeister ausführen, bis er endlich nach meinem Schlußworte sein dröhnendes Orchester wie einen gestauten Wildbach entfesseln durfte.

Die nächsten Tage brachte ich in den Bergamasker Alpen zu, hauptsächlich in den Alphütten Calzoni unter Mte. Colombina. Sie waren reich an wissenschaftlichen Ergebnissen, aber die Gegend ist arm, der Waldbestand kümmerlich und die Bevölkerung leider von Kretinismus durchsetzt. Noch tönte mir die Musikbande des Teatro Olympico im Ohre, und hier war ich durch zwei Tage eingeregnet bei einem alten Hirten, der als Arzt für Mensch und Vieh großes Ansehen besaß. Er konnte mir nichts vorsetzen als Ziegenmilch und Sellerie, frug mich natürlich nach meiner Heimat usw. Am zweiten Tage nahm er nach einem solchen Gespräche ein scharfes Messer, faßte mich bei der Hand, führte mich in den strömenden Regen hinaus und durchschnitt den Stiel eines großen Adlerfarn (Pteris aquilina), der bekanntlich seinen Namen daher nimmt, daß der Querschnitt beiläufig das Bild eines zweiköpfigen Adlers zeigt. „Siehst Du", sagte er mir geheimnisvoll, „hier hat Gott Vater den Stempel des Kaisers in unser Land gedrückt; das wissen nur wir in den Bergen, daß das Land wieder kaiserlich werden wird."

Von solcher Art sind die Umstände, die auf ein zum Aberglauben geneigtes Volk Einfluß zu üben vermögen. —

Der Winter 1868—69 hat mir Zwischenfälle der verschiedensten Art gebracht. Am 20. Dezember 1857 hatte der Kaiser die Abtragung der Wälle von Wien, die Verschüttung der Gräben und die Verbauung des Glacis bewilligt. Wien sollte keine Festung mehr sein. Das war nun neun Jahre nach der Revolution, nach welcher man auf den einzelnen Ravelins leichte, rote Ziegelbauten zum Schutze der Kanonen errichtet hatte, die gegen die Vorstädte zielten.

Die militärischen Autoritäten verlangten an Stelle der Wälle

zum mindesten einige Stützpunkte, um die böse Stadt im Zaume zu halten. Rudolfs und Franz-Josephs Kaserne sollten solche Stützpunkte erster Ordnung bilden; zur Verbindung waren feste Wachhäuser an der Stelle des heutigen Schwarzenberg-Platzes und vor der Votivkirche gedacht, und den Kreis hätten zwei militärische Gebäude vor der Burg, das Generalkommando und die Kaserne der Leibgarde, geschlossen. In den ersten Plänen sind alle diese Sicherheitsmaßregeln kennbar, und nur Stück für Stück konnte die Gemeinde, unterstützt von der öffentlichen Meinung und von der Verwaltung des Stadterweiterungsfonds, welcher aus dem Erlös der Gründe öffentliche Gebäude herzustellen hatte, alle diese Hindernisse beseitigen. Dabei standen der Gemeinde in einzelnen Fällen Offiziere gegenüber, die noch an der Erstürmung Wiens teilgenommen hatten oder doch Zeitgenossen dieses Ereignisses waren. Der Kaiser setzte aber Vertrauen in Wien; er wollte seine Hauptstadt als eine moderne Großstadt sehen, und darum hatten die einzelnen Schritte Erfolg.

Endlich war der ganze Raum der heutigen Ringstraße frei, aber von dem heutigen Parlamentsgebäude bis zur verlängerten Alserstraße erstreckte sich eine Heide, der Paradeplatz. Am 17. August 1868 gab der Kaiser seine Zustimmung zur Verbauung des Paradeplatzes.

Das Militärärar war Besitzer dieses Platzes; als Käufer erschien der Stadterweiterungsfond; von diesem sollten der Staat, die Gemeinde und Private Grundstücke ablösen. In erster Linie aber handelte es sich um die Gestaltung des großen Platzes, der hier entstehen sollte.

Zelinka wählte sich für die bevorstehenden Verhandlungen zwei Begleiter; der eine war, wenn ich nicht irre, Khunn, als Obmann der Finanzsektion, der zweite war ich. Die Gemeinde wollte ihr Rathaus, für das bereits ein Raum an der Stelle der heutigen Börse angekauft war, hierher verlegen, aber auch die Universität hoffte hier einen Raum zu erlangen.

Die geschmückten Beratungszimmer von heute mit ihren gepolsterten Armsesseln waren damals noch unbekannt. Die Kanzlei der Stadterweiterungs-Kommission befand sich in weiß getünchten, ziemlich niedrigen Zimmern im oberen Stockwerke des Ministeriums des Innern am Judenplatze. Vorsitzender war Hofrat Matzinger;

sein technischer Berater war Löhr. Das Kriegs-, das Finanz- und das Unterrichtsministerium nahmen an den Besprechungen teil. Im Beginne der Verhandlungen starb Zelinka; Felder trat an seine Stelle. In der ersten Zusammentretung sahen wir einen Turm von Schwierigkeiten vor uns. Das Kriegsministerium verlangte Einfluß auf die Parzellierung der Schmelz, wo der neue Parade- und Exerzierplatz angelegt werden sollte, und einen Raum für das Generalkommando an dem neuen Platze. Dadurch wäre der Bau der Universität an der heutigen Stelle unmöglich geworden, aber auch das Finanzministerium war gegen diesen Bau an so kostspieliger Stelle. Dazu kam die Bemessung der einzelnen Kaufschillinge usw. Zum Schlusse gab der Vorsitzende Matzinger diese Schwierigkeiten zu, zugleich lieh er aber einer allseitig in Gesprächen geäußerten Empfindung Ausdruck, daß der hier entstehende Platz dem Andenken an den erlauchten Monarchen gewidmet bleiben solle, dem Wien die Stadterweiterung und damit die völlige Umgestaltung verdankt. Er bat nun, es möge zur Verwirklichung dieses Gedankens jede einzelne beteiligte Körperschaft bis zur nächsten Zusammentretung über das äußerste Maß des Entgegenkommens nachdenken.

Die Bitte war nicht vergeblich. Als wir am 15. Januar 1869 wieder zusammentraten, waren alle Schwierigkeiten geglättet und, erfüllt von dem Wunsche, dem Kaiser dereinst an würdiger Stelle ein würdiges Denkmal setzen zu können, reichte der Versammlung ein einziger Vormittag hin, um die heutige Gestaltung dieses Teiles der Stadt zu ermöglichen. Einer der schönsten Plätze Europas entstand, zugleich wurde aber besprochen, daß er vorläufig einen neutralen Namen erhalten und nichts von der weiteren Absicht in den Protokollen festgelegt werden solle. Wir hofften auf eine recht lange Verschiebung des Zeitpunktes der Verwirklichung, und bis heute hat sie uns ein gütiges Geschick vergönnt. Wien aber sprach davon; die Tradition hat sich erhalten, und sie ruht unverlöschbar auf diesem Platze.

Damals war es meine Gewohnheit, so oft irgendein besonderer Vorfall auf dem Gebiete des Bergbaues sich ereignete, sofort mich an Ort und Stelle zu begeben. Öfters mag ich als ein unbequemer

Gast erschienen sein; immer war mir der Zwischenfall lehrreich. In den ersten Tagen des Dezember 1868 war in die tieferen Horizonte des ausgedehnten Salzbergbaues von Wieliczka Wasser eingebrochen. Wenn süßes Wasser in einen Salzbau einbricht, löst es das Salz und schwächt es die Salzpfeiler, welche den Bau tragen. Diese Lösung reicht nur bis zu einem bestimmten Grade der Sättigung, dann ruht der Vorgang der Lösung. Pumpt man aber gesättigtes Wasser ab und sickert neues Süßwasser nach, so folgt neue Lösung und neue Schwächung der Pfeiler, und der Einsturz wird unvermeidlich. In dieser Richtung war daher die Frage eine sehr schwierige.

Nicht alles, was ich in Wieliczka gesehen, hatte mir gefallen, und ich hielt aus Anlaß dieses Ereignisses im Dezember 1868 und Januar 1869 in der geologischen Reichsanstalt zwei Vorträge über den bergmännischen Unterricht. Sie waren ziemlich kritischen Inhaltes, und im Monate März wurde ich vom Minister Potocki eingeladen, an einer Beratung über eine möglichst vollständige Ausbildung unserer Bergleute teilzunehmen. Diese Beratung fand am 27. April statt; der Minister wohnte einem Teile derselben bei.

Als Vertreter des bisherigen Zustandes war der in den montanistischen Kreisen hochgefeierte und um unsere Eisenproduktion höchst verdiente Direktor Peter Tunner aus Leoben nach Wien berufen. Die Debatte wurde trotz meiner großen Verehrung für „unseren alten Peter" in manchen Augenblicken recht lebhaft. Tunner wollte strenge Schulzucht und die Fachprüfungen wie bisher. Der Zustand der Universitäten, an denen das halbe Jahr hindurch Ferien seien, würde, sagte er, den bergmännischen Unterricht zugrunde richten. Dem konnte ich erwidern, daß, wer an der Universität wirklich etwas lernen will, niemals Ferien hat, und der nichts lernen will, immer. So vollziehe sich die natürliche Auswahl, die besser sei als alle Schulprüfungen.

Am folgenden Tage suchte mich der Sektionschef Weis von Teufenstein auf, um mir im Namen des Ministers die Direktion der Bergakademie von Leoben anzutragen. Ich war aber mit zu vielen Fäden an Wien gebunden.

In diese Zeit fällt auch eine Episode, über die erst viel später das Buch des Grafen Beust „Aus drei Viertel-Jahrhunderten" Auf-

schluß gebracht hat. Ficker, Kolatschek und ich hatten im Wiener Gemeinderate den Antrag auf Bildung eines städtischen Pädagogiums gestellt. Beust, damals zugleich österreichischer Ministerpräsident, suchte einen Unterrichtsminister. Er wählte Hasner, den, wie Beust sagt, auch Leo Thun empfohlen hatte, aber Hasner stellte, wahrscheinlich als einen Prüfstein, die Bedingung, daß das städtische Pädagogium bewilligt werde. Diese Bedingung wurde nicht zugestanden; Hasner wurde 1867 nicht Minister, sondern Hye übernahm provisorisch die Leitung dieses Ministeriums. Erst jetzt, 1868, als Hasner in das Bürgerministerium eingetreten war, wurde das Pädagogium bewilligt.

In diesem Jahre, 1868, wurde unter der Leitung Hasners und seines trefflichen Sektionschefs Julius Glaser das Reichsvolksschulgesetz ausgearbeitet. Adolf Beer und Hofrat Hermann waren hervorragende Mitarbeiter; die Grundlage war das Schulgesetz des Großherzogtums Baden. Im März 1869 wurde es dem Abgeordnetenhause vorgelegt; die Tschechen waren abwesend; die klerikalen Tiroler und Slowenen entfernten sich aus dem Saale, ebenso die Polen, obwohl diesen Ausnahmebestimmungen bewilligt waren. So wurde das Gesetz bei knappster Beschlußfähigkeit fast einstimmig angenommen. Referent war Dienstl. Im Herrenhause vertrat Unger in den ersten Tagen des Mai 1869 das Gesetz; am 14. Mai wurde es sanktioniert. —

Das war die Zeit der Schulreformen, und man fühlte sich glücklich, in irgend einer Weise zu ihrem Gelingen beizutragen. Eine Erörterung des Realunterrichts ergab den Mangel einer genauen Kenntnis des bestehenden Zustandes, namentlich der didaktischen Erfolge, und über Glasers Andringen übernahm ich es, wenn auch mit Widerstreben, im Zentrum der Monarchie den Zustand der Dinge zu prüfen. Zu diesem Ende wurde ich am 16. Juni 1869 zum Landesschulinspektor I. Klasse, unter Vorbehalt des Rücktrittes in die Professur, ernannt und mit der Einführung der Maturitätsprüfung an den Oberrealschulen Ober- und Niederösterreichs beauftragt.

Der Landesschulrat bestand aus hochachtbaren und von ernstem Streben erfüllten Schulmännern, von denen zwei, die ältesten, mich mit besonderer Hochachtung erfüllten. Der eine war Enk von der

Burg, Vertreter der humanistischen Richtung und der Bruder jenes oft genannten Benediktinermönches zu Melk, dem man, mit Recht oder Unrecht, Einfluß auf Halms Denkweise und Dichtungen zugeschrieben hat. Der zweite vertrat den katholischen Religionsunterricht; das war der Prälat Stöger, einst der Sekretär des durch seine gesunden pädagogischen Ansichten ausgezeichneten Erzbischofs Milde, und selbst eine Persönlichkeit, die völlig geeignet war, um in den schweren Zeiten, die durch das Vorgehen Roms hervorgerufen waren, doch noch die Empfindung von dem Werte wahrer Religiosität für das frühe Knabenalter warm zu halten. Mit diesen beiden Männern war mir die Aufgabe der didaktischen Überwachung der Mittelschulen übertragen, und ich mußte, als der so viel jüngere, mich fragen, ob ich ihren Schritten würde zu folgen imstande sein.

Stögers Aufgabe war eine selbständige; Enk hatte an den Gymnasien eine auf Thun und Bonitz zurückreichende Tradition als Stütze. Für Realschulen war damals noch keine so durchgreifende Organisation geschaffen worden, und durch eine Eigentümlichkeit unserer Gesetze liegt zwar die Legislation für Gymnasien in der Hand des Staates, für Realschulen aber in jenen der Länder.

Zunächst fiel mir der geringe Einfluß des Direktors auf den Gang des Unterrichtes auf. Seine Tätigkeit war durch Verwaltungsgeschäfte in Anspruch genommen, und die meisten Professoren schienen wenig geneigt, sich didaktische Vorschriften erteilen zu lassen. So kam es, daß keine Instanz vorhanden war, die für die Einheit des Unterrichtes und für die Gesamtleistung einer Anstalt die Verantwortung zu tragen bereit war. An zweien der bedeutendsten Anstalten prüften die Professoren der Mathematik mit Vorliebe den binomischen Lehrsatz, um die besonderen Fortschritte ihrer Schüler vor mir zu zeigen; sie waren recht erstaunt, als ich ihnen und den beiden Direktoren vorhalten mußte, daß der binomische Lehrsatz jenseits des vorgeschriebenen Lehrzieles liege, und daß solche Überschreitung im Interesse des Gleichgewichtes im Unterricht durchaus nicht erwünscht sei.

Sollte man es aber für möglich halten, daß, gleichfalls an einer der bedeutendsten Realschulen, ein Professor der Geographie seine Lehraufgabe nicht erschöpft hatte, und die Schüler z. B. die Hauptstadt von Portugal nicht kannten, er ihnen aber die altgriechischen

Namen mancher der erbärmlichsten, durch einen Teil des Jahres oft wasserlosen Flüßchen von Hellas eingeprägt hatte. Auf die Frage, zu welchem Zwecke denn das Gedächtnis des Realschülers in solcher Weise belastet werde, antwortete mir der Professor in vollem Ernste, da den jungen Männern die anderen Vorteile klassischer Bildung fehlen, habe er ihnen wenigstens diesen Vorgeschmack geben wollen.

Die Maturitätsprüfung stellte sich überhaupt in nicht wenig Fächern nur als eine Prüfung des Gedächtnisses dar. Um die Reife des Geistes zu prüfen, leistete mir eine andere Methode bessere Früchte, nämlich die Betonung des laut Gelesenen. Ich erinnere mich, in einem besonderen Falle mir einen Band von Schillers Werken in Prosa aus der Schulbibliothek erbeten zu haben, und daß die Art, in welcher der vorlesende Schüler den Sinn des Gelesenen zum Ausdruck brachte, mir für Beurteilung seiner geistigen Reife mehr galt, als vieles Erlernte.

Im allgemeinen gingen meine Folgerungen dahin, daß die Maturitätsprüfungen unerläßlich seien, um die Gleichmäßigkeit der Ergebnisse an den verschiedenen Schulen festzuhalten, ferner, daß dem Direktor weit mehr Einfluß auf die Tätigkeit der Lehrkräfte einzuräumen, und er ernstlich für die Erreichung, wie für die Einhaltung des Lehrzieles verantwortlich zu machen sei, ferner, daß die deutsche Literatur einer größeren Pflege bedürfe und daß der Geographie, eine größere, der Richtung der Zeitläufte einigermaßen entsprechende Bedeutung zuzumessen sei. Für Englisch und Französisch, sowie für physische Erdkunde, fehlte es noch vielfach an Lehrkräften. Eine weitere, außerhalb meines Wirkungskreises liegende Tatsache konnte mir nicht entgehen, nämlich, daß der schulmäßige Unterricht in Religion in den Oberklassen nicht den erwünschten Erfolg haben könne. —

So war es in Niederösterreich. In Oberösterreich bestand nur eine einzige Oberrealschule, in Linz. Statthalter war Graf Hohenwart; diesem hatte ich mich vorzustellen. Das war in der zweiten Hälfte des Monates Juli. Kurz zuvor waren durch die Widersetzlichkeit des Bischofs Rudigier in Linz Schwierigkeiten entstanden, die am 12. Juli zu seiner Verurteilung durch das Geschworenengericht, dann zu seiner raschen Begnadigung geführt hatten. Beust

hat für sich das Verdienst dieser Begnadigung in Anspruch genommen; in der Bürgerschaft von Linz waren Gerüchte von Depeschen in Umlauf, die von dem Statthalter mit Umgehung des Kultusministers nach Wien (an Beust?, an den Hof?) gegangen sein sollten.

Die Gespräche in der Bürgerschaft kehrten immer wieder auf diesen Gegenstand zurück, und es gab einige Spannung zwischen den autonomen Behörden und dem Grafen Hohenwart. Diese Lage der Dinge legte mir nach jeder Richtung die äußerste Zurückhaltung auf. Zugleich schwebten Meinungsverschiedenheiten, die sich auf Dinge zweiter Ordnung, zum Teil auch auf materielle Fragen der Schulen bezogen, zwischen der Statthalterei einerseits und der Stadt und dem Landtage andererseits. Ihre tunlichste Begleichung wurde mir vom Statthalter aufgetragen, und sie gelang sehr rasch.

Das erleichterte wesentlich meinen weiteren Verkehr mit dem Grafen Hohenwart. In meiner Erinnerung steht namentlich ein durch mehrere Stunden dauerndes Gespräch in einem der höheren Stockwerke des Statthaltereigebäudes, in dem wir beide, auf einem recht harten und kaum gepolsterten, grün gestreiften Kanapee nebeneinander sitzend, jeden einzelnen Paragraph des Reichsvolksschulgesetzes in der besonderen Anwendung auf Oberösterreich durchsprachen. Ich bewunderte dabei seine gründliche Kenntnis des Gegenstandes, und ich ahnte nicht, daß ich ihm in späteren Jahren in Verteidigung desselben Gesetzes gegenüberstehen würde.

Als ich nach Wien zurückkehrte, war Glaser abwesend, und als ich ihm später mündlich Bericht erstatten wollte, eröffnete er unser Gespräch mit der Frage, welchen Eindruck der Statthalter auf mich gemacht habe. Ich mußte gestehen, daß er mir als eine weit bedeutendere Persönlichkeit erschienen sei, wie mancher andere von den Statthaltern, mit denen ich zu verkehren die Ehre gehabt hatte, und daß eine so eindringende Kenntnis von Einzelheiten eines umfangreichen Gesetzes nicht oft bei Männern ohne Ehrgeiz getroffen werde. —

So anregend und lehrreich diese Vorgänge auch waren, sah ich doch ein, daß diese Tätigkeit meinen natürlichen Neigungen wenig entspreche, und ich beschloß, schon im Oktober von meinem Vor-

behalte Gebrauch zu machen und zu der Professur und den lieb gewordenen Kollegien zurückzukehren. Das geschah. Unterdessen hatte der niederösterreichische Landtag dem von der Regierung vorgelegten Realschulgesetz Schwierigkeiten entgegengesetzt. Nach dem Tode Zelinkas, des Landtagsabgeordneten meines Wohnbezirkes, wurde ich am 23. August mit 248 gegen 3 Stimmen an seine Stelle in den Landtag gewählt.

XII.

Verlegenheiten aus einer Expertise — Eröffnung des Suezkanals — Festlichkeiten — Die Cheopspyramide — Lesseps — Beratung mit Wer am Serapaeum — Schwierigkeiten bei Füllung der Bitterseen — Rückreise — Rom — Eröffnung des Konzils.

August bis Dezember 1869.

Es war am 5. Februar 1862. Ich wohnte in der Praterstraße, unweit vom Carl=Theater. Meine Frau rief mich zum Fenster. Flüchtende Menschen eilten über die Straße und hinter ihnen schritt in breiten Wellen majestätisch die aus ihren Ufern getretene Donau einher. Sie ergoß sich in die Keller, in die ebenerdigen Verkaufsgewölbe und Geschosse. Bald kam in Verwirrung eine Herde weißer ungarischer Ochsen, prächtige Tiere mit weit ausragenden Hörnern, durch das nur wenige Fuß hohe Wasser daher. Sie konnten auf dem nassen Granitpflaster nicht festen Stand finden. Bald stürzte hier einer, bald dort. Endlich ertranken zwei dieser schweren Tiere mitten in der Praterstraße vor unseren Augen.

Dieses plötzliche Hochwasser von 1862 wurde die Veranlassung zur neuerlichen Aufnahme der alten Pläne für Regelung des Stromes. Auch jetzt dauerte es noch sieben Jahre, bis vom Staate, dem Lande Niederösterreich und der Stadt Wien eine Kommission gebildet wurde, um einen dieser Pläne zu verwirklichen, und als die Gemeinde den Bürgermeister Felder, den Vizebürgermeister Newald und mich in diese Kommission sandte, durfte ich als ein Vertreter des zunächst betroffenen Bezirkes Leopoldstadt die neue Pflicht nicht zurückweisen.

Wien war oberhalb des rechten Steilufers der Donau am Hof, dem hohen Markt und bis an den Rand bei St. Rupprecht, die früher erwähnte erste Abstufung der Oberfläche, als Festung gegründet worden. Seine Vorstädte Roßau, Leopoldstadt und Erdberg hatten sich, namentlich seit dem Jahre 1683, der zweiten Türkenbelagerung, weit über die flachen Alluvien des großen Stromes unterhalb des Steilufers, ausgebreitet.

Der Strom tritt zwischen den Höhen des Leopoldsberges und

des Bisamberges bei Nußdorf in das Weichbild der Stadt. Ein kleinerer Arm, seit seiner Regelung unter Kaiser Rudolf II. der Kanal genannt, folgt noch heute dem Steilrande. Ein zweiter, im Jahre 1810 als Neufahrt benutzt, war das S-förmig gekrümmte Kaiserwasser. Ein dritter Arm griff in weitem Bogen gegen Nord und hieß die große Donau; heute nennt man seine Reste die alte Donau. Ein Labyrinth von kleinen, zum Teil versumpften Armen dehnte sich zwischen der großen Donau und Wien aus. Zwei mächtige Holzbrücken führten von der Taborstraße über das Kaiserwasser und die große Donau, wie man damals sagte, „ins Reich". Zwei ähnliche Holzbrücken dienten später der Nordbahn. Nicht selten wurden sie durch Hochwässer zerstört, und dann blieb die Hauptstadt durch einen oder einige Tage vom ganzen Norden der Monarchie getrennt.

Schon im Jahre 1811 hatte ein tüchtiger Fachmann, Schemerl, einen Durchstich am Kaiserwasser beantragt, um den Strom mit Ausnahme des Wiener Kanals in ein einziges Gerinne zu vereinigen und um eine dauernde Brücke möglich zu machen. Andere Vorschläge beschäftigten sich, im Gegensatze zu Schemerl, mit dem Abschlusse des Kaiserwassers und der Befestigung des bestehenden bogenförmigen Laufes der großen Donau. Auch jetzt, nach 1862, standen zwei Ansichten sich gegenüber, nämlich Beharrung bei dem bogenförmigen Laufe der großen Donau oder Herstellung eines Durchstiches, der, allerdings in weit größerem Maßstabe als Schemerl meinte, etwa 7 Kilometer lang werden und in seiner Mitte das rechte Ufer um mehr als 2 Kilometer näher an die Stadt heranbringen sollte.

Der Bürgermeister Felder setzte sich mit Feuereifer für den zweiten Vorschlag ein. Auswärtige Autoritäten wurden einberufen. Als im Jahre 1869 die Kommission gebildet wurde, lag ihr ein Antrag der Staatstechniker vor, welcher auf Herstellung des Durchstiches im Sinne Felders lautete.

Der Konstituierung der Kommission war ein ziemlich heftiger Kampf vorangegangen, indem die Regierung die Hintangabe des ganzen Unternehmens mit allen Lasten und allen Vorteilen an eine Privatgesellschaft im Auge hatte. Die Regierung fürchtete, zu große Auslagen bei dem damaligen Stande der Finanzen zu

übernehmen, und darum vertrat Giskra als Minister des Innern diesen Plan. Das führte mich gleich anfangs in Widerspruch gegen diesen Minister. Endlich einigte man sich dahin, daß je ein Dritteil der Kosten vom Staate, vom Land und von der Stadt zu tragen seien. Der Minister des Innern war der Vorsitzende; die Berichterstattung über rechtliche und finanzielle Fragen wurde v. Wiedenfeld, über administrative v. Czedik und über technische Fragen mir übertragen. Als Leiter des Baues wurde Oberbaurat Wex berufen.

Gustav Wex war ein hochgewachsener, schlanker Herr von mehr als fünfzig Jahren, polnischer Abkunft, mit glatt rasiertem, gut gefärbtem Gesichte und mit kurz geschnittenem, weißem, starr aufragendem Kopfhaar. Er hatte viel praktische Erfahrung gesammelt und Studien über die Abnahme der Niederschläge in Europa, sowie über Durchflußgeschwindigkeiten gemacht. Er besaß die seltene Eigenschaft, fremde Meinungen vorurteilsfrei zu prüfen, und es war ein Vergnügen, mit ihm zu verkehren. Wir näherten uns einander sehr rasch, und schon in den ersten Stunden vertrauten Umganges gestanden wir uns die schwere Sorge der Sachlage.

Die uns vorgelegten Vota, betreffend den Durchstich, waren nicht einmütig abgegeben worden.

Vier auswärtige Fachmänner waren gefragt worden. Von diesen hatten sich zwei, Abernethy (London) und Sexauer (Karlsruhe) für den Durchstich, und zwei, Hagen (Berlin) und Tostain (Paris, damals Generaldirektor der Südbahn in Wien) gegen den Durchstich und für Beibehaltung des alten, bogenförmigen Laufes ausgesprochen.

Hierauf waren diese Gutachten fünf einheimischen Experten vorgelegt worden. Von diesen stimmten drei, und zwar Waniek, Wex und der Direktor der Dampfschiffahrtsgesellschaft Cassian für den Durchstich; zwei, v. Eichler und Professor von Meißner, lieferten ein Minoritätsgutachten gegen den Durchstich.

Obwohl Wex für den Durchstich votiert hatte, verhehlte er mir durchaus nicht seine schweren Zweifel und Besorgnisse in betreff der Art der Ausführung.

Die Donau hat in der gesamten in Frage kommenden, 7380 Klafter (14 Kilometer) langen Strecke ein Gefälle von nicht weniger als

17 Fuß 3 Zoll (5,53 m) bei Nullwasser. Ein so reißender Strom gestattet keinen Vergleich mit Elbe oder Rhein und ist immer geneigt zu verwildern. Er bewegt in seinen Tiefen nicht geringe Mengen von Geschieben. Bei stiller Nacht kann man deutlich das Knirschen vernehmen, welches die gegenseitige Reibung der Steine verursacht. Dort, wo sekundäre Strömungen sich treffen und kompensieren, oder in der Konkavität des Stromstriches, erheben sich die Geschiebe um ein geringes über Niederwasser. Dann siedeln Weiden sich an und Gräser. Der Strom trübt sich bei Hochwasser, und die Trübung, d. i. das Materiale, welches fein genug ist, um schwebend herbeigetragen zu werden, haftet an dieser Vegetation oder fällt infolge der gleichen Kompensation sekundärer Strömungen zu Boden. So bilden sich Inseln, die unter Mittelwasser aus Schotter und über Mittelwasser aus Schlamm und Silt bestehen. Das ist auch die Zusammensetzung der ganzen Alluvialflächen; jeder Hausbrunnen der Leopoldstadt zeigt es.

Der Durchstich sollte bis 10 Fuß unter Null und 1200 oder 1000 Fuß breit hergestellt werden. Davon wollte man aber vom oberen Ende (dem Rollerdamm) abwärts nur eine Strecke von 4800 Fuß in den vollen Maßen ausführen, dann eine trichterförmige Verengung folgen lassen, und die ganze übrige Strecke statt 1000 nur 420 Fuß breit und statt 10 Fuß nur 6 Fuß tief ausheben. Die weitere Arbeit sollte der Strom selber ausführen. Diese Aushebung sollte längs des künftigen rechten Ufers vollzogen werden.

Es war aber unsere Überzeugung, daß der Strom diese Arbeit nicht ausführen, sondern teils im alten Bett verbleiben und teils in der oberen Decke der Alluvien, dem beweglichen Silt, verwildern und zur Schiffahrt unmöglich machen würde. Auch hatte Hagen (Berlin) mit Recht gesagt, diese Art der Ausführung setze eine mindestens teilweise Absperrung des Hauptstromes voraus, dabei werde aber für die Stadt ein sehr gefährlicher Zustand erzeugt, denn ein Hochwasser würde nach keiner Richtung freien Abfluß finden.

Unter diesen Umständen war es nicht sehr schwer, Wex davon zu überzeugen, daß die vorgeschlagene Methode überhaupt unausführbar sei, und daß ein Strom wie die Donau nur bezwungen

werden könne, indem man ihm ein fertiges neues Bett bietet oder, mit anderen Worten, indem man die volle Breite und Tiefe des Profils auf die ganze Länge aushebt. Das bedeutete die Erhöhung des Aushubes von etwa 6,2 Millionen Kubikmeter auf 12,7 Millionen, und hierdurch wurde der Einheitspreis für den Kubikmeter des Aushubes unter Wasser zu einer Lebensfrage für die ganze Unternehmung.

Diese verantwortungsvollen Fragen lasteten auf mir als dem technischen Berichterstatter im Sommer 1869, gerade nach meiner Rückkunft von der Begegnung mit dem Grafen Hohenwart in Linz, und ich gestehe, daß mir während des ganzen Baues der Hochquellenleitung in technischer Beziehung kein Augenblick so sorgenvoll geworden ist, wie dieser Sommer durch die Regulierung der Donau. Dort lag eine von der Natur selbst vorgezeichnete Aufgabe vor; hier hatten wir es mit widersprechenden Gutachten zu tun, und die angeratene Arbeitsmethode konnte nicht befolgt werden.

Wex und ich waren nun einig. Unsere Schlußfolgerungen führten nicht nur zu weit größerem Aushube, sondern auch zu viel größeren Grundankäufen zum Zwecke der Ablagerung des Aushubes, dabei allerdings auch zur Herstellung eines größeren Ausmaßes verwertbarer Baugründe.

Eine Erleichterung ergab sich, als die Kommission zur Sicherung der Stromtiefe im Interesse der Schiffahrt die Strombreite auf 900 Fuß herabminderte, aber trotzdem vergrößerte sich die Aufgabe sehr wesentlich. Jetzt wurde die Offerte an Bauunternehmer für das Los II, die für den Durchstich, ausgeschrieben und den Bedingungen ein Vorbehalt eingefügt, demzufolge die Kommission befugt blieb, zur rascheren Ausbildung des Durchstiches größere Mengen ausheben zu lassen. Wir rechneten auf die neuesten Fortschritte in Baggerung unter Wasser.

Am 1. Oktober 1869 waren 10 Offerte eingelaufen. Die zweitniedrigste stammte von Castor, Couvreux, Watel und Hersent, den Ingenieuren des Suezkanales. Dort hatte die Baggerungstechnik die größten Fortschritte gemacht; die dortigen Arbeiten gingen zu Ende; der verfügbare Apparat bot die billigsten Einheitspreise, und dieses Offert wurde angenommen. Die Ziffer betrug 6,8 Millionen Fl. gegen den von Wex ausgearbeiteten Voranschlag von 7,3 Millionen. —

Mitten in diesen Sorgen erhielt ich im Herbste, als eben meine Vorlesungen beginnen sollten, eine Einladung zur Eröffnung des Suezkanales. Zehn Österreicher erschienen als die Vertreter unserer Regierung; zwanzig weitere Karten waren für Gäste des Vizekönigs zur Verfügung gestellt. Erst nach vielen Jahren, nachdem Hasner und Glaser lange schon tot waren, erfuhr ich durch einen Zufall, daß ich meine Einladung ihrem Vorschlage zu danken hatte und daß sie als eine Art von Anerkennung für meine Dienste als Landesschulinspektor gedacht war.

Am 5. November verließ ich Wien in Begleitung meines alten Freundes Franz Charvath, eines der Vertreter des Handelsministeriums. Charvath war eine scharf gezeichnete, einflußreiche, doch selten genannte Persönlichkeit. Er war als armes Studentlein von einer Schwarzenbergschen Herrschaft im südlichen Böhmen nach Wien gekommen, hatte durch Jahre das Mittagessen bei dem Portier des fürstlichen Palastes erhalten und sich dann das tägliche Brot dadurch verdient, daß er im Beginne der vierziger Jahre meine nachmalige Frau Hermine lesen und schreiben lehrte. Darum blieb er der Freund des Hauses und der tägliche Teilnehmer an dem Kartenspiele meines Schwiegervaters Dr. Strauß, dem auch ich als junger Ehemann Hekatomben kostbarer Arbeitsstunden opfern mußte. Ja, mußte. „Das Roß darf auch nicht bis in die Nacht im Geschirr stehen", sagte der alte Doktor, und da gab es keine Widerrede.

Charvath war in amtlichen Dingen von der äußersten Schweigsamkeit, und nie, während der Jahrzehnte, durch welche ich mit ihm vertraulich verkehrt habe, ist ein Wort über Politik oder über sein Amt von ihm gesprochen worden, mit einer einzigen Ausnahme. Das war nicht sehr lange vor dem Kriege von 1866. Mitten in einem Spiele sagte er: „Die Herrschaften werden morgen mit dem Strohmanne spielen müssen. Ich bin mit der Leitung des Eisenbahnbetriebes im Festungsvierecke beauftragt und gehe heute Nacht nach Verona". Niemand wagte eine Frage, und das Spiel ging ruhig weiter. So ist dieser arme Student, pflichteifrig, schweigsam und unnahbar, zu dem Vertrauensmanne einer ganzen Reihe von Handelsministern geworden. Nach dieser Vertrauensstellung am Kriegsschauplatze ist er schrittweise aufgestiegen bis zur Vertretung des Ressortministers im Abgeordnetenhause.

In Triest fanden wir einen großen Teil der Reiseteilnehmer versammelt. Da war Baron Winterstein, der mir viele Gefälligkeiten erwies und mir auf der „Minerva" eine Kajüte auf Bord mit ihm, General von Ebner und dem unter dem Namen Hoven bekannten Komponisten Vesque von Püttlingen sicherte. Da waren ferner mein ehemaliger Professor am Polytechnikum, jetzt Nordbahndirektor, Stummer, der Schriftsteller Hackländer, Admiral Wüllerstorf, Baron Kalchberg jun. und mit ihnen viele andere ausgezeichnete Landsleute, insbesondere zu meiner größten Freude auch Wex.

In der Nacht vom 6. verließen wir Triest. In Korfu brachte man Körbe voll von Schnepfen in unsere Küche; vom Südwinde auf ihrer Wanderung aufgehalten, fallen die armen Tiere ermüdet zu Boden. Am 9. feierten wir an Bord ein kleines Schillerfest; am frühen Morgen des 12. erreichten wir bei ruhiger See Alexandria. Zuerst sah man bei Sonnenaufgang einen rotbraunen Dunststreif; in diesem wurden die Spitzen der Minaretts und die Maste im Hafen kennbar, über sie aufragend links die Säule des Pompejus, etwas vor dieser der Pharos und weiter rechts die schwere Masse des Fort Caffarelli. Wir passierten die ägyptische Kriegseskader und viele große Schiffe anderer Nationen. Endlich warf die „Minerva" Anker. Gelbe, braune und schwarze Kerle, Ägypter, Araber und Neger kletterten an Bord und boten unter wüstem Geschrei ihre Dienste an. Dann kam unser Konsul Schwagel. Seine Kawassen schafften Ordnung. Er teilte uns mit, daß die zehn Vertreter der Regierung sich von uns zu trennen und die Reise nach Port Said fortzusetzen hätten, während für uns Gäste ein kurzer Aufenthalt in Alexandrien vorgesehen war.

Die ganze sonnenbeschienene, lärmende, farbenreiche Mannigfaltigkeit des Orientes umwogte uns. Vor unserem Wagen lief ein nach Art der Berber weißgekleideter Bursche, der, mit einer langen Gerte auf das „Volk" losschlagend, unter dem unausgesetzten Rufe „Riglak-Schimalek" (rechts-links) uns den Weg durch die Menge bahnte — aber wie könnte ich hier all die Wunder beschreiben. Am Abende suchte ich noch mit Baron Pasetti und dem Legationsrate Mayer im Hafen den Lloyddampfer „Vulcan" auf, um den alten Baron Prokesch zu begrüßen. Ernst von Plener war, wie ich später hörte, an Bord, aber wir kannten uns noch nicht.

Am 13. November lernte ich in unserem Gasthofe Ricciotto Garibaldi, einen hübschen jungen Mann mit kleinem, schwarzen Schnurrbarte, kennen. Nach dem Speisen führte man uns in die italienische Oper zu einer vorzüglichen Vorstellung von „la Favorita", in der die Primadonna Mdlle. Urban viel Beifall erregte. Wer dieses von Hunderten geputzter Herren und Damen erfüllte, große Haus sah, mußte staunen über die Tatkraft des Vizekönigs, die auf afrikanischem Boden solches zu bieten vermochte. Vor dem dritten Akte gab es eine kleine Demonstration. Ricciotto war in eine Loge eingetreten; man spielte die Garibaldihymne und schrie Evviva, aber der junge Mann war taktvoll genug, um von der Sache keine Notiz zu nehmen.

Am 14. November kam in aller Stille die Kaiserin Eugenie an und nahm ihre Wohnung im französischen Konsulate. Wir wurden bei hochgehender See in dem Hafen auf die Fregatte „el Masr" gebracht, die uns zu den Festlichkeiten nach Port Said, dem Mittelmeerhafen des Kanales, führen sollte. Man sagte, die See sei zu hoch, um auszulaufen; böse Zungen behaupteten, die See sei nicht zu hoch, wir würden nur zurückbehalten, um den Cortège der Kaiserin zu vergrößern, deren Jacht „l'Aigle" wenige Fuß von uns vor Anker lag.

Die bösen Zungen hatten unrecht; es entwickelte sich ein Sturm, und es wurde gegen Abend fraglich, ob wir noch am nächsten Tage den Hafen würden verlassen können. Übrigens befanden wir uns an Bord des „Masr" sehr wohl und hatten sogar eine Musikbande auf Deck. In der Gesellschaft befanden sich unter anderen die beiden ausgezeichneten Ingenieure Bateman und Hawkshaw, deren Schriften über die Wasserversorgung von London und Manchester mir bekannt waren, und Prof. Brugsch aus Göttingen, der in die Dienste des Vizekönigs getreten war und die Leitung des Museums in Kairo übernommen hatte. Vom Kanale her erhielten wir die Nachricht, daß in Ismailia bei einer Feuerwerksprobe vierzig Holzhäuser abgebrannt seien, die für die Unterkunft von Fremden bestimmt waren.

Endlich konnten wir Montag, den 15. November, gegen 10 Uhr vormittags Alexandrien verlassen; die See rollte aber noch immer stark, und ein guter Teil der Gesellschaft erkrankte. Auch die folgende Nacht war recht schlecht.

Dienstag, den 16. November morgens, war an Bord starke Bewegung. Der Leuchtturm von Port Said kam in Sicht. Rings am Horizonte erblickte man Segelschiffe und Dampfer. Die französische Kaiserin traf kurz vor uns ein, und wir passierten hinter ihr die zahlreichen vor dem Hafen aufgestellten Kriegsschiffe. Zuerst sahen wir zwei österreichische Fregatten, ganz beflaggt, die Matrosen auf den Rahen, und sie salutierten aus ihren schweren Geschützen, bis aus dem Qualm nur die Wimpel hervorragten. Nach ihnen trafen wir auf die in Reihe aufgestellte, große britische Mittelmeerflotte und ein unbeschreiblicher Donner rollte vor ihrer langen Front hin und her. Dann kamen französische, russische, preußische, schwedische und andere Fregatten, und ihr Salut pflanzte sich bis in den festlich geschmückten Hafen mit einem Getöse fort, bei dem der Kaiserin wohl Hören und Sehen vergangen sein mag.

Wir waren kaum eine halbe Stunde in Port Said vor Anker, als wir Österreicher zu unserem Kaiser an Bord des „Greif" beschieden wurden. Schleunigst wurden die Kleider gewechselt und die Barken herabgelassen. Wir waren bald dort. Tegetthoff empfing uns und führte uns auf Backbord, wo sich der Kaiser befand.

Der Kaiser war guter Laune, unterhielt sich mit jedem von uns, sprach auch von der Donauregulierung und klagte über den Mangel an Depeschen; auch von den „Seinigen" sei er ganz ohne Nachricht. Wir sahen am Greif Beust, Andrássy, Beck und Plener sen. Man sprach viel von der Lebensgefahr des Kaisers in Jaffa.

Vom Greif begaben wir uns auf die daneben liegende prachtvolle Fregatte Mahrussi, das Leibschiff des Khedive. Bevor wir in seinen Empfangsraum hinabstiegen, machte man mich darauf aufmerksam, daß die Treppe aus Glas bestehe und man ja nicht die Leitstange aus der Hand lassen dürfe. Der Khedive sah viel jünger aus, als ich mir ihn vorgestellt hatte; er war von untersetzter Gestalt, voll, mit blondem Vollbart. Er gab jedem von uns die Hand; ihre besondere Weichheit ist mehreren von uns aufgefallen. Er ließ uns Plätze einnehmen, aber als das Gespräch sich zu entwickeln begann, wurde der Kronprinz von Preußen (nachmaliger Kaiser Friedrich) angemeldet und unsere Audienz abgebrochen. Während wir uns entfernten, stieg in unserer Nähe der alte Held der Wüste,

Abd-el-Kadr, in weißem Burnus mit dem roten Legionsband, an der Leiter des Aigle zur Kaiserin Eugenie hinauf.

Kanonenschüsse zeigten an, daß wir uns auf das Land zu begeben hätten.

Es war Meinungsverschiedenheit darüber entstanden, ob der Kanal nach mohammedanischem oder nach christlichem Ritus einzuweihen sei. Der Khedive hatte das salomonische Urteil gefällt, daß beides zu erfolgen habe, und so genossen wir das wohl seit Menschengedenken nicht erlebte Schauspiel von gleichzeitigem nebeneinander stattfindendem mohammedanischen und christlichen Gottesdienste.

Man führte uns durch ein langes Spalier von Truppen zu einer Tribüne, auf der Herr Lesseps selbst die Plätze anwies. Er war von stämmiger, untersetzter Statur und trug einen buschigen grauen Schnurrbart.

Um drei Uhr erschien Kaiser Franz Joseph; an seinem Arme führte er die Kaiserin Eugenie; ihnen folgten der Khedive und der preußische Kronprinz. Unter endlosem Hurra, Salven usw. begaben sie sich auf ihre Plätze, die Kaiserin in der Mitte der ersten Bank, zu ihrer Rechten der Kaiser, zur Linken der Kronprinz Friedrich. Sie trug, wie ich den Briefen an meine Frau entnehme, ein lichtgraues Seidenkleid und schwarzen Hut. Unser Kaiser und der Kronprinz trugen Zivilkleider.

Mein Platz befand sich in der dritten Reihe, und ich konnte nicht nur die Majestäten, sondern auch das Publikum auf das genaueste sehen. Fakirs und Mönche, englische Matrosen, österreichische Hofräte in der Staatsuniform und Beduinen, elegante Hofdamen und splitternackte braune Buben, die reich geputzten Kawassen der Gesandtschaften, das drängte und mengte sich auf dem weiten offenen Platze.

Zur Linken der Tribüne hatte man einen grünen Holzbau, eine Art von Kiosk, für die Mohammedaner, zur Rechten einen Tempel für die Katholiken erbaut. Die Mohammedaner waren bald mit ihrem Gebete fertig und blickten, ihre Hände über dem Rücken gekreuzt, mit sichtlicher Neugierde auf die Vorgänge bei der katholischen Messe. Als auch diese zu Ende war, hielt der Abbé Bauer, der Beichtvater der Kaiserin (welcher in späteren Jahren einigermaßen

aus der Rolle eines Abbé herausgefallen sein soll), eine französische Predigt oder Rede, in der er unter anderem die Eröffnung dieses neuen Verkehrsweges als das Symbol des nahen Völkerfriedens pries.

Da saßen Eugenie und Friedrich nebeneinander, und nicht einmal zehn Monate nach all diesen Huldigungen und Friedensprophezeiungen befand sich Eugenie als eine Flüchtige in England.

Wir kehrten auf den Masr zurück. Am Abend war Port Said beleuchtet; uns wurde angezeigt, daß der Masr wegen seines Tiefganges den Kanal nicht passieren könne und daß wir auf ein anderes Leibschiff des Khedive, die Garbieh, uns zu überschiffen hätten.

Mittwoch, 17. November vollzogen wir bei sehr frühem Morgen diese Überschiffung unter heftigem Wortwechsel mit dem Kapitän der Garbieh, der bereits 160 Passagiere an Bord hatte. Das Schiff wurde an Pracht nur von der Mahrussi übertroffen. Während die Treppe der Mahrussi von Glas war, war sie hier von Alabaster. Während dort die Einrichtung in bunten Farben war, war sie hier in weißer Moiréseide mit Rosen. Ich erhielt eine gute Schlafkabine mit Graf Solms. Schlag 1/2 9 Uhr morgens fuhr als erstes Schiff der Aigle mit der Kaiserin in den Kanal, dann folgte ein Dampfer mit ihrem Gefolge, hierauf der Greif mit dem Kaiser Franz Joseph usf. Da jedes Fahrzeug durch einen Zwischenraum von seinem Vorgänger getrennt bleiben mußte, folgten sie sich nur mit Pausen von je 15 Minuten, und da die sandige Küste hier sehr flach ist, die Abgrenzung der Wasserfläche des Kanales sich aber in der Fernsicht dem Auge entzog, schien es, als würden diese gewaltigen Dampfer langsam und majestätisch über den gelben Sand selbst hingleiten. Preußische, russische, spanische und andere Schiffe folgten einander, und es wurde 3 Uhr Nachmittag, bis endlich auch die Garbieh am Vorderdeck einen Kanonenschuß abgab, die Anker lichtete und in den Kanal einfuhr.

Der schmale Lido war bald gekreuzt, und wir gelangten in die weite Lagune Menzaleh. Sie liegt im östlichen Teil des Deltagebietes des Nil. Ihr Wasser ist seicht und sehr klar, und sie bildet, wie das Delta überhaupt, einen der beliebtesten Aufenthaltsorte unserer europäischen Zugvögel. In der Ferne meinten wir weiße Inseln zu sehen, und hörten, daß dies nur besonders seichte

Stellen seien, auf denen viele Tausende von Silberreihern oder Pelikanen dicht aneinandergedrängt stehen.

Zu unserem Erstaunen warf die Garbieh schon um 5 Uhr Nachmittag an der ersten Haltestelle, Ras-el-Esch, Anker, und wir mußten hier übernachten. Admiral Chasim Pascha kam an Bord, und der Khedive sandte uns seine rote Musikbande. Noch am Abende sah man ganze Wolken von Zugvögeln durch die rötliche Dunstlage ziehen, die vor uns auf der Wüste ruhte.

Donnerstag, den 18. November, setzten wir bei Tagesanbruch mit dem Eintritt der Flut die Reise fort. Wir hatten am Tage vorher gemeint, an der Südgrenze des Menzaleh bewaldete Höhen zu sehen. Nun zeigte es sich, daß die vermeintlichen Berge nur wenig hohe Dünen seien, die scheinbaren Bäume aber nur niedrige Salzpflanzen und daß der gänzliche Mangel vergleichbarer Gegenstände die Täuschung veranlaßte. Gegen $^1/_2$11 Uhr befand ich mich im Gespräche mit dem Kapitän, als plötzlich das Schiff an der rechten Seite sich hob und regungslos stehen blieb. Wir waren aufgefahren. Zwei kleine Dampfer, die hinter uns her gefahren waren, zerrten am Kiel, ein Seil wurde ausgeworfen, alle verfügbare Mannschaft darangespannt, endlich begann die Garbieh zu wanken, und sie war wieder flott.

Unter lautem Bravo steuerten wir nun längs der großen Baggermaschinen hin, wichen ihnen glücklich aus, aber die letzte Wendung war etwas zu stark, der Kiel kam aus der Richtung der schmalen Neufahrt, und sofort saßen wir auf der rechtseitigen Böschung. Nun begann heillose Verwirrung. Jeder schrie nach seinen Koffern, jeder wollte hinaus, um die Feste in Ismailia nicht zu versäumen. Chasim Pascha hatte die Gefälligkeit, uns Österreichern einen der kleinen Dienstdampfer zur Verfügung zu stellen. Mit Hilfe von Soldaten verließen wir glücklich die Garbieh, und wie ein Pfeil flog das kleine Boot mit uns durch die tieferen Einschnitte von el Ferdane und Guisr dem See von Timsah und der Landungsstelle von Ismailia zu.

Gegen $^1/_2$3 Uhr nachmittags erreichten wir die Landungsstelle, aber sie war durch Truppen abgesperrt, und wir durften nicht ans Land, weil die Majestäten sofort an derselben Stelle landen sollten. In der Tat standen prächtige Equipagen mit Jockeis bereit. Man

schiffte uns auf einem hölzernen Vorbaue aus, und während wir über diesen Anblick mitten in der Wüste staunten, langten zuerst unsere Minister an. Es war sehr heiß, Beust setzte sich auf meinen Koffer, und es kam in seiner Gegenwart zu einem ernsten Gespräch zwischen uns, namentlich Winterstein und unserem Generalkonsul Schr. und zu Vorwürfen, daß er nicht besser (richtiger gar nicht) für uns gesorgt hatte.

Dann kam der preußische Kronprinz, dann unser Kaiser im Strohhute mit grünem Gehrock und weißen Beinkleidern, bald darauf Eugenie im violetten Seidenkleide mit Veilchen und einem runden Strohhute mit langem gelben Schleier.

Um $^1/_2$4 Uhr kamen wir in die neu erbaute Stadt Ismailia. Sie war so überfüllt, daß man ringsum Zeltlager aufgeschlagen hatte, um dem Zudrange nur einigermaßen zu genügen, denn der Khedive hatte Befehl gegeben, daß in diesen Tagen alle Bahnen für jedermann unentgeltlich zu benützen seien, und an mehreren Orten wurde jeder, der erschien, unentgeltlich bewirtet. Diese Einladungen waren bis weit in die afrikanische, die sinaitische und arabische Wüste und an alle Staaten des östlichen Afrika ergangen.

Sinnlose Verschwendung, sagten die einen von den europäischen Gästen, großzügig sagten die anderen, eine Parade des ganzen Orientes vor den Besuchern aus dem Okzident, ein Gedanke, würdig der großen Leitmenschen des Altertumes. Und in hellen Haufen waren die Gäste wirklich gekommen. Aus Darfur, aus Sennaar, vom blauen und vom weißen Nil waren sie erschienen, die glänzendschwarzen Nubier, die Beduinen der Sahara im weißen Burnus, die Syrer, die Araber von Mekka im seidenen Talar, und so viele andere. Da reiten Hunderte von Beduinen vorüber. Voran laufen einige junge Burschen in weiter, weißer Kleidung, mit Stäben in der Hand. Dann kommen in breiter Reihe nebeneinander die Scheichs und Ältesten, zum Teile in schönen, weiten Gewändern von roter Seide, dann der große Schwarm der Reiter, teils zu Roß und teils hoch zu Kamel, bunt durcheinander, mit Lanzen oder langen Flinten bewaffnet, den Kriegsgesang singend und von Zeit zu Zeit eine Flinte abfeuernd.

Viele Neger kommen heran, mit tiefen Schnitten im Gesichte, zumeist auf einer Wange. Man sagt mir, das seien Stammes-

zeichen, die den Kindern beigebracht werden, um sie unter der Beute von Sklavenjägern wieder zu erkennen.

Wir gelangen an einen Ort, an welchem Araber in reichen gelben, lichtblauen oder grünen Seidenkleidern sich auf Pferden herumtummeln, deren Schönheit und verständiger Blick sie, die Blüte arabischer Pferdezucht, völlig außer Vergleich setzen mit allem, was wir in Europa an Pferden zu sehen gewohnt sind. Namentlich ein weißer Hengst ist mir unvergeßlich geblieben. Er trug den Kopf hoch, die lange Mähne wallte über den schön geschwungenen Hals herab, der Schweif fegte beinahe die Erde. Nie hatte das stolze Tier Zaum oder Sattel getragen. Man rief es bei seinem Namen, und es kam. Ein alter Mann mit weißem Turban, langem weißen Bart und grünem Seidenkleide näherte sich. Zwei kniende Männer boten ihm ihre wagerecht gehaltenen Handflächen als Treppe zum Aufstieg, und er schwang sich auf den nackten Rücken des Hengstes. Dann reichte man dem Reiter eine lange Gerte. Er schien einige Worte zu murmeln, und das Roß setzte sich in Bewegung. Mit der Gerte zeigte der Reiter die Richtung an, die es nehmen sollte, und wenn er die Gerte auf den Boden setzte, blieb es stehen. Sicher wußte es, daß es bewundert werde; jede seiner Bewegungen schien es zu verraten. Es schien mir das edelste Lebewesen, dem ich neben dem Menschen je noch begegnet war.

Wir wurden in ein großes Zelt geführt, und auf dem Teppiche wurden uns Plätze und Kaffee angeboten. Vor uns standen im Halbkreis wohl dreißig Fakirs, die betend den Oberkörper nach rechts und nach links warfen. In ihrer Mitte drehte sich einer von ihnen unaufhörlich im Kreise. Ein älterer Derwisch trat vor; er hielt mit beiden Händen eine etwa eine Elle lange, lebende Schlange. Von der anderen Seite trat ein anderer Mann vor. Der Derwisch küßte diesen auf die Stirn, sprach ein kurzes Gebet oder irgend eine Beschwörungsformel über ihn und reichte ihm die Schlange. Dieser begann auch ein kurzes Gebet. Plötzlich, mit einer raschen Wendung seines Kopfes, biß er der lebenden Schlange den Kopf ab. Er betete wieder, biß wieder ein Stück ab, wiederholte dies, verfiel dann in Krämpfe und wurde fortgeschleppt.

Die Nacht war herangekommen, und wir begaben uns auf den Hofball. Es ist kaum glaublich, daß es dem Khedive gelang, hier,

in Ismailia, an der Grenze Afrikas gegen Asien, ein Fest zu veranstalten, das an Glanz selten in Europa übertroffen werden mochte. Kaiser Franz Joseph erschien im Frack; die Kaiserin Eugenie an seiner Seite trug eine hohe Krone von Brillanten und eine rosenrote, mit Brillanten benähte Tunika. Eine der interessantesten Persönlichkeiten war jedenfalls der alte Abd-el-Kadr. Da die einheimischen Damen selbstverständlich keinen Ball besuchen durften, war die Damenwelt sehr schwach vertreten.

Freitag, 19. November, traf ich des Morgens neben dem Gebäude, in dem das Ballfest abgehalten war, einen Trupp von Arabern, die Kisten mit Bordeauxwein öffneten, den Wein in den gelben Sand schütteten und die leeren Flaschen als wertvolle Beute zu beiden Seiten ihrer Kamele in der Gestalt von großen Trauben befestigten. Wir erhielten die unerwartete Nachricht, daß die Garbieh nicht nach Suez fahren werde, daß es ganz unmöglich sei, für uns ein Schiff zu beschaffen, daß man uns aber Plätze auf der Eisenbahn nach Kairo gesichert habe, und wir in den nächsten Tagen wieder zurückgeführt würden, um die südliche Strecke zu sehen. Das war mir insofern willkommen, als ich ohnehin diese südliche Strecke mit Wex wegen unserer technischen Studien in Ruhe besuchen wollte.

Um $^1/_2$9 Uhr morgens waren wir am Bahnhofe in Ismailia und trafen einen allgemeinen Kampf um Plätze. Wir wurden ganz getrennt. Stummer, Baron Schlechta, Baron Pasetti, fünf Herren aus Ungarn und ich konnten endlich um 2 Uhr nachmittags abreisen.

Samstag, 20. November, erreichten wir um 3 Uhr morgens Kairo. Es war recht kalt. In unsere Plaids gehüllt, zogen wir in die Stadt. In dem Frühnebel des Niltales zeichneten sich die gewaltigen Schattenrisse der Pyramiden, riesiger und überwältigender noch als am hellen Tage. Welch ein Anblick! Das sind die Momente, in denen der Gedanke sich losreißt von dem Alltäglichen, und Anhaltspunkte sucht in entfernten Erinnerungen. Die Holzschnitte in den Lesebüchern meiner Kindheit traten mir vor Augen. Ich dachte daran, wie unter den Verbrechern im Kerker einer versucht hatte, durch Erzählungen von den Pyramiden mich zu zerstreuen und zu beruhigen. Und nun stand ich vor ihnen.

Der Tag war der Besichtigung der Stadt gewidmet. Wir sahen, wie in der Hauptstraße, der Muskieh, die vorspringenden Stockwerke sich gegen oben so viel nähern, daß zum Schutze gegen die Sonne die ganze Breite der Straße mit Teppichen überspannt werden kann. Wir sahen das bunte Straßenleben, die schlanken Palmen und den Mangel an Gräsern, dann die Prachtstücke sarazenischer Baukunst von den Gräbern der Kalifen bis zu ihrer Perle, der Moschee Sultan Hassan. Alles in seinem reichen Schmucke von Flachornamentik, und alles in einem Zustande trauriger Verwahrlosung, an einigen Orten sogar die Unterkunft der wilden Hunde und zahlreicher Geier.

Sonntag, 21. November, erstiegen wir die große Pyramide Cheops. Wir setzten in Barken über den Nil und ritten etwa zwei Stunden bis an ihren Fuß. Araber drängten sich heran, um uns über die treppenförmig ansteigenden Quaderschichten zu helfen; je drei Mann wurden uns zugeteilt. Rascher und leichter als ich gefürchtet hatte, war das kleine Plateau des Gipfels erreicht. Ich war der erste von der Gesellschaft. Ich schaute. Vor mir lag das grüne Delta, durchzogen von den Armen des heiligen Nil, zu meiner Rechten, jenseits des Nil, die Stadt Kairo mit all ihren weißen Minaretts und hinter diesen das Gebirge Mokattam; im Süden schloß sich daran im Niltale die Stätte von Memphis. Das war alles farbig und lebensvoll. Zu meiner Linken dehnte sich gelb und endlos die libysche Wüste, das wahre Sinnbild des Todes. An der Grenze von Leben und Tod, bezeichnet von der Natur als solche wie kein anderer Fleck der Erde, lag unter mir die uralte Gräberstadt mit den Pyramiden und der Sphynx und weiter im Süden, oberhalb Memphis, zeigten sich an derselben Grenze von Leben und Tod die entfernten Pyramiden von Sakkarah. Dort hat vor Jahrtausenden Charon, der Fährmann, über den Acheron der Vergessenheit die Entseelten zur ewigen Ruhe geführt. Wie scharf muß das Auge und wie tief muß das Gemüt jener Männer gewesen sein, die diese Grenze zu setzen und gerade sie zur Gräberstätte zu erwählen imstande waren.

Ich schaute. Ich wollte mit größeren Gedanken über die Geschichte der Menschheit mich füllen für mein ganzes Leben. — Ich meinte an einem der erhabenen Orte mich zu befinden, an

denen der Mensch, um sich und in sich blickend, den Anstoß findet zu den reinsten Empfindungen und den edelsten Anschauungen. — Da klopft eine Hand auf meine Schulter. Der Herr Hofrat ... „Sie, sagt er, was habens denn den Leuten als Trinkgeld gegeben?“ Ich nenne den kleinen Betrag. — „Aber das war nicht kollegial von Ihnen; Sie verderben die Leute ...“ Vorüber war's, zerrissen mein Traum; ich hätte weinen mögen über die Fluten des erbärmlichen Alltages, die heraufspülten bis auf diese weihevolle Stelle. — Nichts mehr davon.

Montag, 22. November, war dem wunderbaren Museum von Bulak gewidmet. Nirgends wohl sieht man, wie hier, die Abhängigkeit der Skulptur von dem Materiale. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die in europäischen Museen verwahrten Statuen mit den knapp an den Körper geschmiegten Armen, den geschlossenen Beinen kein Maßstab der damaligen Kunst, sondern nur durch die Härte des Syenits oder Diorits bedingt sind, aus dem sie gearbeitet wurden, während die realistischen Arbeiten aus Sykomorenholz oder edlem Serpentin eine Staunen erregende Meisterschaft bezeugen.

In Kairo hatte ich Wex wieder getroffen; wir dankten für weitere Einladungen und begaben uns zu ernster Arbeit nach Suez. Wahrhaft prachtvoll war der Anblick auf die im Abendlichte erst golden und purpurfarben, dann rotbraun erglühende, dann sich entfärbende sinaitische Halbinsel. Von erhabener Schönheit war das sternbesäete Firmament, von einer Helligkeit der Erleuchtung, die unseren Zonen unbekannt ist. Die Stadt Suez selbst bot uns nur Abstoßendes. Auf Meilen in der Runde steht kein Baum und kein Strauch; wir begegneten nicht dem kleinsten grünen Fleckchen. Alles ist Wüste. Dabei bot jedes zweite oder dritte Haus ein Café chantant oder irgend eine noch schlechtere Unternehmung, und die Sittenlosigkeit der Bevölkerung war in ganz Unterägypten bekannt. Das wurde der Lage der Stadt als Landungsplatz für Schiffe weiter Fahrt zugeschrieben.

Wex und ich waren den für die Donauregulierung so maßgebenden Studien zugewendet. Herr Lesseps hatte uns einen kleinen Raddampfer zur Verfügung gestellt; zwei bis drei Tage im Verkehr mit den Ingenieuren des Kanals gaben uns reiche und entscheidende Belehrung.

Die Nacht zum 27. November brachten wir in Ismailia zu. Für unsere Unterkunft war nicht gesorgt. Man schloß uns einen Saal und einige Kanzleiräume auf. Der eine fand einen Lehnstuhl, der andere ein Sofa. Man bezeichnete mir einen Schreibtisch als Lesseps Arbeitstisch. Ich stürzte einen Sessel um, schob ihn unter den Tisch und breitete meinen Rock als Kopfunterlage darüber, träumend von den weltbewegenden Plänen, die, durch den Boden der Schublade getrennt, über meinem Kopfe schweben möchten.

Jetzt kennen wir diese Pläne und auch ihr Schicksal. Nachdem Lesseps in Suez die Österreicher unter Negrelli beiseite geschoben, den Widerstand der Engländer besiegt und den Triumph von Suez gefeiert, will er auch Panama öffnen. Er besitzt erfahrene Hilfskräfte, eine erprobte maschinelle Technik und Kredit bei den Geldkräften. Nie war ein Sterblicher in gleichem Maße wie er zu dieser Riesenaufgabe befähigt. In Panama beginnen Schwierigkeiten. Krankheiten erscheinen. Die eingeborenen Arbeiter sterben wie Fliegen. Ein breiter Rücken von trachytischem Fels leistet Widerstand. Neue Gelder werden erforderlich. Man vereinfacht die Anlage durch Einführung von Schleusen. Wieder langen die Mittel nicht aus, aber die Höhe des bereits verwendeten Kapitals verhindert die Einstellung der Arbeit. Das Mißtrauen steigt. Das Unternehmen bricht zusammen. Das Gericht greift ein und verurteilt ihn, einst der Stolz Frankreichs. Der Kassationshof spricht ihn zwar frei, aber sein starker Geist ist gebrochen. In hohem Alter, ein Vergessener im eigenen Vaterlande, verlischt endlich Ferdinand von Lesseps, und mit ihm ein prometheischer Funke. Unterdessen legt sich die schwere Hand seines ersten Gegners England auf sein Werk und auf ganz Ägypten.

Kehren wir aber zu unseren Studien zurück.

Couvreux war ein einfacher Maschinenschlosser gewesen und hatte sich durch Verbesserung der Bagger, Bau von Trockenbaggern und von Transporteurs zum Chef der Werkstätten emporgeschwungen. Er war ein Vertrauensmann von Lesseps, der ihn später auch nach Panama mitnahm. Man machte in Suez kein Geheimnis daraus, daß der noch immer ziemlich hohe Einheitspreis für Baggerung in der Wiener Offerte durch den Transport und die Installation

der Apparate bedingt sei, und daß eine Mehrleistung um einen wesentlich geringeren Preis geboten werden könne. Damit fiel unsere Hauptsorge, und Wex und ich waren nun überzeugt, daß wir erfolgreich und mit gutem Gewissen die Aushebung des ganzen Profils des Durchstiches vor der Kommission würden vertreten können. Dieses Ergebnis bedeutete die Geburt der Donaustadt, und zwar, um es genau zu sagen, am Serapeum zwischen Suez und den Bitterseen. Dafür trat eine neue Sorge hervor. Der Suezkanal besteht bekanntlich aus mehreren Teilen. Die Lagune Menzaleh ist eine seichte Erweiterung des Mittelmeeres. Ihr folgt ein Stück künstlich hergestellten Kanales, dann der weite See Timsah, an dem die Stadt Ismailia erbaut wurde, hierauf wieder ein Stück Kanal, dann die langgestreckten Bitterseen, und abermals eine Kanalstrecke bis Suez.

Die Bitterseen waren abgedampfte Erweiterungen des Roten Meeres. Sie lagen infolge der Abdampfung tiefer als dieses; folglich auch tiefer als das Mittelmeer. Die Füllung dieser Bitterseen bis auf die normale Höhe bereitete große Schwierigkeit. Ähnliche Schwierigkeit bot der See Timsah. Ein zu rasches Einströmen drohte den Kanal zu zerstören, und wiederholte Versuche, dieses Einströmen zu hemmen, mißlangen. Bei einem solchen Versuche gingen acht Männer und ein Weib samt seinen Kindern zugrunde, und diese Versuche kosteten auch viel Geld und viel Material. Eine solche Vorkehrung, in der Nähe des Serapeum, welche den Einfluß in die Bitterseen hemmen sollte, kostete 1 Million Frank und hielt nicht stand. Endlich mußte man sich entschließen, dem Roten Meer freien Einlauf in die Bitterseen zu lassen. Das Profil des Kanals mußte später auf lange Strecken wiederhergestellt werden. Viel Geld ging dadurch verloren, aber man verlor wenigstens kein Menschenleben.

Alle diese Gefahren standen uns in dem Augenblicke bevor, in dem die Donau in ihr neues Bett stürzen sollte. Darauf mußten wir gefaßt sein.

Der kurze Aufenthalt in Suez war mir noch in anderer als der technischen Richtung bedeutungsvoll. Es steht außer Zweifel, daß seit jener entfernten Zeit, in welcher Pharao Necho einen Arm des Nil als Kanal für kleinere Fahrzeuge bis Suez geleitet hatte,

bis zu der Benutzung dieses selben Kanals durch Lesseps zur Herbeiführung von süßem Wasser für seine Arbeiter — hier nicht die geringste Niveauveränderung eingetreten ist. Ebenso zeigten, namentlich südlich von den Bitterseen, die Meeresschichten eine so ausgezeichnet wagerechte Lagerung bis zu ansehnlichen Höhen, daß man von rasierten Abhängen sprechen konnte, und die schon in den jüngeren Meeresablagerungen von Wien erwachte Vermutung neuerdings hervortrat, daß die Trockenlegung des Landes, insbesondere auch die Bildung der Landenge von Suez, nicht, wie die geologischen Autoritäten meinten, durch Erhebung des Landes, sondern durch ein ausgebreitetes und gleichförmiges Sinken des Meeres herbeigeführt sei. Ich beschloß eine Reise an nordeuropäische Küsten. Aber viele Jahre sind vergangen, bevor sich dazu die Gelegenheit fand.

Am 27. November kehrten wir von Ismailia nach Kairo zurück. Zuerst führt die Bahn stundenlang durch gelbe Wüste. Endlich erscheinen die äußersten Ausläufer des Kanalsystems des Nil. Mit dem Wasser zeigt sich sofort Pflanzenwuchs. Hohes Schilf erfüllt die feuchten Gräben längs der Bahn. Zwischen diesem sieht man an lichten Stellen die breiten Blätter und die weißen Blüten des Lotos. Der Spornkiebitz und der weiße Silberreiher schreiten gravitätisch am Rande, und hinter der Pfütze strecken sich weit über die Ebene die Baumwollpflanzungen, in denen da und dort zwischen den weißen, flaumigen Fruchtbeständen noch die lichtgelbe Blüte bemerkt wird. Weiterhin folgt eine Gruppe von Palmen, unter denen schwarze Büffel, im Kreise gehend, eine Wasserhebmaschine treiben, die eine nahe Zuckerrohrpflanzung bedient. Ein Paar der ägyptischen Eisvögel, der Gestalt nach unseren Spechten ähnlich, schwarz und weiß, stets zu zweien sichtbar, flattert von den Palmen auf und läßt sich unter einer mächtigen Kaktushecke nieder, die das Zuckerrohr umgibt.

Ein nackter Fellah ackert; sein Gespann besteht aus einem Kamel und einem Büffel. Dann taucht hinter einem Hain von Sykomoren ein arabisches Dorf auf mit seinen niedrigen, aus ungebranntem Lehm angefertigten Hütten. Vor dem Dorfe steht etwa ein Dutzend spitzkegelförmiger Bauten, höher als die Häuser; das sind die Taubenschläge des Dorfes.

So dauert lange die Abwechslung, bis eine Anzahl von Dampfschornsteinen sichtbar wird und auf freiem Felde eine Lokomobile, die eine Baumwoll-Entsamungsmaschine treibt. Wir sind in der Station Zagazik angelangt; in dem kleinen Warteraume hängen die Bilder von Mazzini und Bakunin, von Kossuth, Garibaldi und Bem. Das ist die Diaspora von Europa.

Nach weiteren zwei Stunden sind wir in Kairo. Für den 28. November hatte der Khedive uns Österreichern eine Überraschung bereitet, indem er uns einen Raddampfer zur Verfügung stellen ließ, um die Stätte von Memphis zu besuchen. Wir fuhren etwa durch zwei Stunden stromaufwärts zu dem Palmenwalde, der heute die wenigen Überreste der Hauptstadt beschattet. Hier standen wir wieder an der Grenze des Lebens und des Todes. Über uns, an dem Steilrande der Wüste, erhoben sich die Pyramiden von Sakkarah. Viele von uns begaben sich auf Eseln zur Höhe, da aber die Zeit eben nur ausreichte, um die Apis-Gräber und die Pyramiden zu erreichen und zurückzukehren, zogen Winterstein und ich vor, zu sehen, was von Memphis noch zu sehen ist.

Da liegt am Fuße des Steilrandes zunächst die Wasserlache, welche als der Rest des Acheron angesehen wird; das Wasser der Vergessenheit ist selbst der Vergessenheit anheimgefallen. An anderer Stelle erblickten wir den gestürzten, riesigen Koloß des großen Ramses II. (Sesostris), Wasser bespülte ihn. Weiterhin sahen wir einen nicht viel kleineren Koloß, mutmaßlich seine Frau und Kinder. Eine große, beschriebene Marmortafel zählt seine Feldzüge und Großtaten auf; sie lag schräg am Boden. Nackte Knaben spielten auf ihr. Ehrgeiz wo ist dein Sporn!

Dieses war mein letzter Ausflug in Ägypten. Am 30. November schiffte ich mich in Alexandrien am Alphée, einem Boote der Messageries, ein, das, aus China kommend, den Kanal passiert hatte.

Vom 2. auf den 3. Dezember trat schwerer Sturm ein. Die Nacht war stockfinster. Die Schiffschraube lärmte, als würde sie nicht im Wasser, sondern in Sand und Steinen arbeiten. Haushoch stieg der Kiel hinauf und sank ebenso tief hinab. In gemessenen Zwischenräumen stürzte eine hohe Welle über die linkseitige Brüstung und fegte über das Deck. Der alte Patriarch von

Syrien befand sich an Bord auf der Reise zum großen Konzil. Sein Dolmetscher und Begleiter war schwer seekrank, er selbst völlig hilflos. Wir suchten uns in der lateinischen Sprache zu verständigen, aber obwohl ich meinte, im Gymnasium kein ganz schlechter Lateiner gewesen zu sein, fiel es mir sehr schwer, den alten Herrn am nächsten Morgen z. B. zu fragen, ob er eine Tasse Bouillon oder etwas Biskuit nehmen wolle.

Der 4. Dezember brachte einen herrlichen Sonnenaufgang. Hoch ragte zur Linken das majestätische, überschneite Haupt des Ätna aus dem Frühnebel empor, und indem zur Rechten glühend die Sonne sich zu heben begann, wurde nach und nach die breite Basis seines Kegels sichtbar. Dann enthüllten sich die Vorberge, endlich die zaubervolle Küste mit Catania, Taormina und Messina, während rechts die kalabrischen Berge mit Reggio in tiefem Schatten blieben. Wir salutierten Messina, ohne zu landen und fuhren durch das schönste Tor nach Europa ein. Gegen 9 Uhr morgens leuchtete von Zeit zu Zeit von Stromboli her eine weiße Rauchwolke. In der Nacht erreichten wir Neapel.

Am 5. war ich in Pompeji, am 6. galt ein erster flüchtiger Besuch dem Vesuv. Daß ich wieder kommen müsse, stand mir außer Zweifel. Am späten Abende des 7. Dezember war ich in Rom.

Von dem ersten Eindrucke, den die ewige Stadt hervorbringt, soll hier um so weniger gesprochen werden, als es in Strömen regnete. Der 8. Dezember war herangekommen. An diesem Tage sollte das Konzil eröffnet werden. Meinen Koffer hatte ich nach Wien vorausgeschickt. Mein Reiseanzug war recht verwittert, und ich zog es vor, einen bescheideneren Gasthof aufzusuchen.

Ich frug, um welche Stunde bei St. Peter das Konzil eröffnet werde. Man wußte gar nichts davon. Während die Augen aller Völker hierher gerichtet sein sollten, hatte in Rom selbst der Vorgang die Aufmerksamkeit gar nicht gefesselt. „Ach", rief einer der Diener, „darum werden wohl heute früh so viele Prozessionen im Regen vom Lande hereingekommen sein".

Das war alles, was ich in Erfahrung brachte, und so machte ich mich auf gut Glück mit einem entlehnten Regenschirme auf den Weg. Ich kam an den Tiber. Von der Engelsburg don-

nerten Kanonen herüber, als gelte es, auch in den härtesten Schädel die Bedeutung dieses Tages für die Religion der Liebe hineinzuwettern.

Bald stand ich auf dem weiten Platze vor dem St. Peters-Dom. Die Volksmenge war nicht allzu dicht, und ich konnte die Haupttreppe und das geräumige Vestibül leicht erreichen. Ein kurzes französisches Gespräch öffnete mir das Spalier der päpstlichen Zuaven. Im Innern des Domes war das Gedränge viel dichter. Da stand eine zahlreiche Gruppe irischer Pilger, die erfreut waren, von mir eine Antwort in englischer Sprache zu erhalten und mich in ihrer Verlegenheit baten, mich begleiten zu dürfen. Wir gelangten durch ein inneres Spalier und standen unter der Kuppel.

Hier konnte man vom Sockel eines der Riesenpfeiler aus einen Blick in das Seitenschiff werfen, in dem der historische Akt sich vollzog.

Unmittelbar vor mir standen in Doppelreihen die päpstlichen Hellebardiere in Stahlküraß, mit großen weißen Halskrausen, dann die Camerlenghi in schwarzem Gewand mit spanischen Mäntelchen, dann die Pagen in gelber Seide, mit Puffen und Krause. Das Seitenschiff war in ein elliptisches Amphitheater umgewandelt. An den beiden Enden der längeren Achse waren die Bankreihen unterbrochen, und zwar an dem mir nahen Ende durch einen niedrigen, einem Altar ähnlichen Aufbau, an dem jenseitigen, entfernten Ende durch eine hohe Estrade mit einem Thron, auf welchem der Papst saß. Auf den Stufen der Estrade befanden sich Kardinäle in Purpur und Hermelin. Zur Rechten und zur Linken sah man auf den bogenförmig geordneten Bänken 700 Bischöfe, zumeist mit silbernen Mitren. Einige trugen Kronen. Man sang ein Hochamt.

Um 12 Uhr verließ ich St. Peter, traf auf der Haupttreppe mit Prof. Braun aus Wien zusammen, der unsere Kaiserin hierher begleitet hatte, und eilte dann über den Tiber und durch enge Gassen zu der breiten Treppe, die zu Ara Coeli und der kapitolinischen Höhe ansteigt. In äußerster Spannung trat ich hinaus auf die Rampe, die gegen den Bogen des Septimius Severus hinabführt und mein Blick flog über das Forum. Da standen weiter rechts die schlanken Säulen des Tempels des Jupiter Tonans und des

Saturn, dann die Reste der Basilica Julia, mit einem Worte, da stand die ganze Pracht des alten Rom.

Ich wendete mich jenseits des Bogens des Septimius Severus zu der Stelle des Umbilicus mundi, des Nabels der Welt, einst einer vergoldeten Säule, von der aus die Meilen auf den Poststraßen des ganzen Weltreiches gezählt wurden. Neben ihr befand sich die Rednerbühne, und ihre Nähe sollte den Redner an die Würde des Ortes und an die Macht des zentralisierten Reiches erinnern.

Und wie es an ähnlichen Stellen auch minder beweglichen Gemütern ergehen mag, ist es mir ergangen. Im Traume sah ich die Tempel und Paläste wieder aufgerichtet, und das Forum füllte sich mit vielerlei Volk. Von einer stumpfen, abergläubigen Menge begleitet, ziehen Priester zum Tempel. Eine Gruppe junger Equites wendet sich mit satirischen Bemerkungen zur Seite. Vom Palatin her, durch den Titusbogen, folgt ein schreiender Schwarm einem kaiserlichen Hofbeamten, der von neuen Geschenken und neuen Spielen erzählt. In größerer Entfernung zu meiner Linken, in der Finsternis des Mamertinischen Kerkers, glaubte ich ein zweites Gesicht zu sehen, den Apostel einer neuen Religion, die sich die Religion der Menschenliebe und die Religion der Armen nennt.

Der Umbilicus mundi an meiner Seite war zu einem kleinen Trümmerhaufen zerfallen, und indem ich die beiden Gesichte verglich, trat mir deutlicher als je die Vergänglichkeit des Glanzes und die sieghafte Übermacht der Ideen vors Auge. Als sich aber an diese beiden Gesichte das prunkvolle Bild reihte, das ich eine Stunde zuvor im Petersdome erblickt hatte, da unterließ ich einen Vergleich und erwachte.

Wenige Tage darauf war ich in Wien.

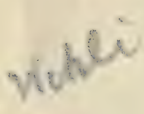
XIII.

Beginn der Arbeiten an der Donau und an der Quellwasserleitung — Graf Beust — Ministerium Hohenwart — Minister Jireczek — Das Unterrichtsreferat im Landesausschusse — Realschulgesetz — Schaffensfreudigkeit des Landtages.

1870—1871.

An der Grenze von 1869 und 1870 trat der Zwiespalt im ersten Ministerium Taaffe offen zutage; zwei an die Krone gerichtete Memoranden wurden sogar in die Öffentlichkeit gebracht, die den Grund des Zwiespaltes darlegten. Das eine, gezeichnet von Plener, Hasner, Giskra, Herbst und Brestel, trat für die Einheit des Reiches ein; das andere trug die Namen Taaffe, J. N. Berger und Potocki, und war zu Zugeständnissen an die Teile geneigt. Der Kaiser betraute im Februar Hasner mit der Bildung eines neuen Ministeriums, in welches neben der Majorität der bisherigen Regierung noch Stremayr und Banhans eintraten.

Mit dem Frühjahre 1870 sollten die Arbeiten sowohl an der Donau, wie an der Wasserleitung beginnen. Während des Winters waren die Ingenieure sowie die mächtigen Apparate von Suez eingetroffen. Am 10. Februar wurden Sektionschef Freih. von Weldi, der an Stelle des Ministers Giskra den Vorsitz in der Donau-Regulierungskommission führte, ferner Wex und ich zum Kaiser beschieden, um die Pläne der beginnenden Arbeit vorzulegen. Der Kaiser nahm lebhaftesten Anteil auch an Einzelheiten und erinnerte an das Gespräch über diesen Gegenstand, mit welchem ich in Port Said an Bord des „Greif" beehrt worden war.



Nun war alles für längere Zeit im richtigen Geleise. Für die Arbeiten am Strome berichteten Freih. von Winterstein und Moser über die Geldbeschaffung; tüchtige Beamte, Baron Plappart und Dr. Ponfickl besorgten unter dem Referate Czediks die Verwaltungsangelegenheiten auch die ausgedehnten Grundankäufe. Dem Hofrate Wex waren die Oberingenieure Fänner und Taußig zur Seite gestellt. Ich führte das technische Referat, war aber nicht mehr

Vertreter der Stadt Wien, sondern des Landes; an dem Vertreter Wiens, Baurat Stiaßny, fand ich in der Folge oft erwünschte Unterstützung.

In ähnlicher Weise hatte sich die städtische Wasserleitungskommission organisiert. Auch hier war mir das technische Referat übertragen. Junker wurde mit der Ausführung der Quellfassung und des gemauerten Aquäduktes bis zum Reservoir am Rosenhügel beauftragt; er war von trefflichen Sektionsingenieuren, wie Baron Seenuß und Schurz, unterstützt; Gabrielli war der Bauunternehmer für diese Strecke. Reservoirs und Rohrnetz in der Stadt waren Aufgabe des städtischen Bauamtes, an seiner Spitze Gabriel, später Mihatsch, eine Zeitlang auch Werthheim für das Rohrnetz.

Am 21. April sollte der Kaiser mit dem ersten Spatenstiche am Rosenhügel die Arbeiten der Quellwasserleitung eröffnen, und am 17. Mai sollten in ebenso feierlicher Weise die Arbeiten an der Donau beginnen. Anfangs April trat das Ministerium zurück. Die Festlichkeiten gingen unter der neuen Regierung vorüber, und die Arbeiten an der Donau begannen. Die Baggerungen im Durchstiche nahmen in den nächsten Jahren ihren ungestörten Fortgang.

Eine genauere Betrachtung der Natur bietet bei jedem tieferen Eingriffe neue Erfahrungen. Die gewaltigen Massen ausgehobenen Schotters lehrten, daß auch Geschiebe vorhanden sind, die gar nicht aus dem heutigen Flußgebiete der Donau stammen. Gar nicht selten sind Porphyre und Melaphyre, welche auf die böhmische Abdachung des Riesengebirges weisen. Ferner hatten die Bagger eine kleine Muschel (Dreissensia), die sich gerne an Schiffe heftet, aus der Lagune Menzaleh mitgeschleppt. Sie war noch mehrere Jahre später in den toten Armen der Donau in ganzen Kolonien zu sehen, und vielleicht möchte ein aufmerksamer Sammler den Gast aus Ägypten noch heute antreffen.

Bei der Wasserleitung hatten wir Schwierigkeiten erwartet; sie stellten sich in Menge ein.

Von diesen Schwierigkeiten mögen einige erwähnt sein. Zuerst die Expropriation von Weingärten in Gumpoldskirchen und Vöslau. — Dann die Klage, daß durch den Aquädukt die Umgebung von Baden entstellt werde; man verlangte zum mindesten architektonischen Schmuck. Der Erbauer von Miramare, Haider, in vielen Dingen

ein erprobter Ratgeber, erklärte, es gebe hier nur einen einzigen Baustil, der hieße Adam, nämlich nackt und kräftig. Dabei ist es geblieben. — Feiner Portlandzement zum inneren Verputz der Leitung war in Österreich damals noch nicht zu haben; er mußte aus England beschafft werden. Eine einheimische Zementsorte verlor plötzlich die gewünschten Eigenschaften; bei vermehrter Erzeugung war schwefelkieshaltige Kohle verwendet worden, die Gips bildete. Das Gußeisen der Rohre sollte, um frei von Blasen zu bleiben, bei dem Gusse nach hydrostatischem Prinzip von unten her die senkrecht stehende Form füllen. Wenig Gießereien waren für diesen Vorgang eingerichtet. Rohre von 3 Fuß Öffnung, wie sie z. B. für den Syphon über das Wiental (Rosenhügel—Schmelz) benötigt wurden, war nur das Werk in Mariazell bereit zu liefern, und ein hoher Preis mußte bezahlt werden.

Ein schlimmer Zwischenfall trat ein, als einer der Ingenieure, ein tüchtiger Theoretiker, zu beweisen versuchte, daß auch eine geringere Fleischdicke, folglich geringeres Gewicht der Rohre, hinreichen würde. Sofort gab es einzelne Tagesblätter und Schmähschriften, die andeuteten, die Mitglieder der Kommission seien von den reichen Eisenwerksbesitzern bestochen. Begreiflicherweise konnte hier nicht die Theorie, sondern nur die Erfahrung anderer Städte maßgebend sein; ein zu schwaches Rohrnetz hätte den unmittelbaren Verlust von Millionen, eine lange Unterbrechung des Betriebes und eine neuerliche Öffnung aller Straßenkörper bedeutet.

Mitten im Baue versagte Gabriellis Subkontrahent für den großen Badner Aquädukt, aber Gabriellis Energie ließ keine Störung eintreten. Dabei stiegen zum Schaden der Stadt wie des Unternehmens alle Preise und Löhne infolge der Vorbereitungen für die Weltausstellung in Wien.

Alles lag aber in zuverlässigen Händen, die Gegner schwiegen endlich, und mit Freude verfolgte man den sichtlichen Fortschritt.

Graf Potocki löste die Landtage auf. Am 9. Juni 1870 hielt ich eine längere Kandidatenrede für meine Neuwahl, und am folgenden Morgen wurde ich zu meiner Überraschung zum Grafen Beust gerufen. Er war mit rheumatischen Schmerzen von Pest gekommen und konnte sich kaum vom Sitze erheben. Seit Ismailia hatte ich

ihn nicht gesehen. Er begann mit allerlei Artigkeiten und sprach davon, wie genau ich doch die Denkungsweise meiner Wähler kenne, dann frug er, ziemlich außer Zusammenhang mit dem übrigen Gespräche, was denn die Wiener zu der Kotierung der Türkenlose sagen würden. Ich wußte, daß über diese Frage eine Kontroverse zwischen Beust und Brestel bestehe; ich sollte also gleichsam als ein Vertreter der Stimmung in Wien gegen den biederen Brestel ausgespielt werden. Ich sagte, mit Börsenfragen hätte ich mich nie beschäftigt; ich könne nur hoffen, daß die Wiener die Dinge nicht kaufen würden. Bald war dann die Audienz zu Ende, und ich empfahl mich mit gemischten Gefühlen.

Nicht lange nach diesem kleinen Erlebnisse führte mich ein zweites in das Ministerium des Äußeren, von dem Hofrat von Gagern viele Jahre später in einer Ausschußsitzung der Delegation zu Budapest bereits erzählt hat.

Man übersandte mir ein Säckchen von grüner Seide mit dem Ersuchen, ich möchte den Inhalt prüfen und mich am folgenden Tage mit dem Säckchen zu einer Besprechung am Ballplatze einfinden. Der Inhalt war Holzzinn, ein immerhin wertvolles Erz, das in Cornwall und in Bolivien als Begleiter anderer Zinnerze auftritt.

Bei der Besprechung hatten sich Beust, Tegetthoff, Gagern, ferner ein Fremder namens Papineau eingefunden. Er war nicht groß; die Haare waren weiß, aber sein Benehmen und seine Sprache waren so lebhaft, daß man ihn nicht für alt halten mochte. Der Schnitt seiner Kleidung, namentlich sein blauer Frack mit Goldknöpfen, wies auf entfernteren Ursprung. Er erzählte, er sei derselbe Papineau, der im Jahre 1838 bei einer Revolution in Kanada die Engländer geschlagen habe, dann zum Tode verurteilt und begnadigt worden sei. Dann sei er durch längere Zeit Geschäftsträger von Paraguay und Montevideo gewesen und in engerem Umgange mit dem Präsidenten Rosas. Jetzt sei er Teilhaber der Firma Papineau und Roux in Marseille.

Eine Konfrontation mit einem unserer früheren Vertreter in Montevideo ergab seine genaue Kenntnis der dortigen Verhältnisse. Telegraphische Anfragen in Marseille bestätigten das Gesagte, und besagten, daß er einen Kredit von mehreren Millionen besitze.

Weiter sagte Papineau, er sei auf einem eigenen Dampfer unter portugiesischer Flagge den Fluß Djub in Ostafrika hinaufgefahren. An einer Gabelung des Flusses stehe ein Monument, das, weder ägyptisch noch römisch, eine große Merkwürdigkeit des Landes sei. Von den Häuptlingen des Landes habe er große Landstrecken erhalten, die er als Kolonie unter Österreichs Schutz stellen wolle. Österreich solle nur ein Schiff entsenden. Er verlange nicht Geld, sondern nur Geschenke für die Häuptlinge, namentlich buntes Leder. Er zeigte auch schöne Steinkohle und Chlorsilber.

Mir fiel auf, daß Papineau die Sandbank an der Mündung des Djub nicht kannte, an welcher der Reisende von der Decken gescheitert ist. Tegetthoff flüsterte mir zu, daß die Sklavenhändler in jenen Gegenden sich der portugiesischen Flagge zu bedienen pflegen; Papineau wolle möglicherweise sich nur unter unseren Farben zeigen, um Ansehen zu gewinnen und uns dann abschütteln.

Als am folgenden Tage die Besprechung fortgesetzt werden sollte, kam Papineau nicht. Hatte ihn etwa Tegetthoffs vertraulicheres Gespräch mit mir stutzig gemacht? Sein Hotel meldete, er habe gestern seine Rechnung bezahlt und sei abgereist. Später kam aus Marseille eine Anfrage nach seinem Aufenthalte; er war verschwunden.

Im Juni 1870 wurde ich nach der oben erwähnten Rede zum zweiten Male in den Landtag gewählt; da bei dieser Wahl Arneth, der Schulreferent in Gloggnitz, sein Mandat verloren hatte, entsandte mich im August der Landtag in den Landesausschuß, und das gerade in diesen Tagen schwierige Schulreferat wurde mir an Arneths Stelle anvertraut.

Durch drei Jahre, bis zu meiner im Oktober 1873 erfolgten Wahl in den Reichsrat, habe ich dieses Amt geführt. Mir fiel die Verwaltung der Mittel- und Fachschulen des Landes zu, vor allem aber der größte Teil der Umgestaltung des Volksschulwesens von Niederösterreich im Sinne des neuen Reichsvolksschulgesetzes. Alle darauf bezüglichen legislativen, finanziellen und administrativen Fragen waren meine Aufgabe.

Am 7. Februar 1871 nahm das Ministerium Potocki den Abschied, und Graf Hohenwart bildete die neue Regierung. Jireczek,

Ministerialrat im Unterrichtsministerium, wurde Unterrichtsminister. Eine seiner ersten Taten bestand darin, daß er mich, wenn ich nicht irre, schon am zweiten oder dritten Tage nach seiner Ernennung, in sein Bureau beschied.

Dieses Ministerium befand sich damals nicht mehr in der Singerstraße, sondern in Miete in einem Privathause der Wipplinger Straße. Ich hatte die kleine Exzellenz noch nie gesehen. Sie begrüßte mich sofort mit den Worten: „Ich habe Ihnen eine frohe Nachricht mitzuteilen; ich will Sie zu meinem Sektionschef nehmen".

Ich war starr über diese Unkenntnis der Lage. Nachdem ich höflich, aber glatt abgelehnt hatte, war er aufs höchste erstaunt. Wir setzten uns nieder. Erst nach einer Pause fand sich eine Fortsetzung des Gespräches. Er stellte mir das „riesige Avancement" vor, und aus diesen Worten meinte ich einen Zusammenhang mit meinem Linzer amtlichen Verkehre mit dem Statthalter, jetzt Ministerpräsident, Grafen Hohenwart, im Sommer 1869 vermuten zu dürfen. Nun empfand ich um so größere Freude darüber, daß ich nach dem Zwischenfalle in Linz zur Professur zurückgekehrt war.

Noch im selben Jahre, am 26. Oktober 1871, wurde Hohenwart und mit ihm Jireczek, entlassen. Beust fiel und Andrássy trat an seine Stelle. Am 25. November wurde das Ministerium Adolf Auersperg ernannt, und Stremayr war wieder Unterrichtsminister. Nun konnte man wieder friedlichen Fortschritt in der Schule hoffen.

Meine Stellung im Landtage war eine beneidenswerte, denn mich unterstützte eine große, nie versagende Majorität. Das Bewußtsein, daß die Siege der Preußen von 1866 zum nicht geringen Teile der höheren Bildung zuzuschreiben seien, lebte noch, und ich hoffte, dem Lande nützlich sein zu können.

Das Realschulgesetz war, wie gesagt, schon 1869 zur Beratung gelangt; ich war der Berichterstatter gewesen; ich vertrat damals gegen die Regierung zwei Grundsätze, erstens daß die Realschule nicht sieben, sondern wie das Gymnasium acht Jahrgänge haben solle; ich fügte mich der Regierung, und heute meine ich, daß ich damals im Irrtume und die Regierung im Rechte war. Zweitens meinte ich, daß in den drei Oberklassen der schulmäßige Religionsunterricht durch eine Sonntagsexhorte zu ersetzen sei. In dieser Frage siegte ich, und ich glaube heute, daß ich im Rechte war.

Der Grund zu dem Wechsel meiner Ansicht in der ersten Frage ist ein sozialer.

Weit später als in früherer Zeit gelangt heute ein junger Mann in die Lage, eine Familie zu ernähren. Die Zeit der idealen Regungen vergeht, während er rechnet. Diese Verspätung der Ehe ist nicht nur ein unersetzlicher Verlust an Glück für das Individuum und an Nachwuchs für den Staat, sondern nach aller Wahrscheinlichkeit auch eine Hauptursache des Aufblühens der lockeren Erotik und zugleich der zunehmenden Entgleisung des weiblichen Geschlechtes aus den ihm von der Natur für alle Ewigkeit vorgeschriebenen Bahnen. Erschwert wird die Sachlage durch die Wehrpflicht, die noch ein Jahr jugendlicher Männlichkeit für sich in Anspruch nimmt.

In einem solchen Zustande verspäteter Eheschließung gleicht in naturwidriger Weise innerhalb des Mittelstandes der Lebenslauf der beiden Geschlechter zweien von Jahr zu Jahr sich mehr voneinander entfernenden Linien. Ich würde es heute nicht wagen, durch Verlängerung der Studienzeit in der Realschule auch nur das geringste zu der Verschärfung dieses Zustandes beizutragen.

Jeder Unterricht und jede Erziehungsmethode hat sich in allererster Linie jenen Bedingungen zu fügen, die in der physischen Beschaffenheit des Menschen liegen. Beiläufig mit dem Ende des Untergymnasiums und der Unterrealschule tritt die Pubertät des Knaben ein. Auf die tiefgehende Veränderung in seinen Empfindungen und in vielen Richtungen auch seiner Denkweise nehmen unsere Mittelschulen keine Rücksicht. Das ist ein sehr schwerer Fehler. Er tritt dort am deutlichsten zutage, wo die Schule erziehlich wirken soll. Den heranwachsenden Jüngling mag eine beredte Predigt (Exhorte) zu reinen und erhabenen Gedanken anregen; ein schulmäßiger Unterricht erreicht nichts, oder er wirkt in entgegengesetzter Richtung. Der Unterricht hat auch nichts zu bieten als Dogmatik, Apologetik, Exegese oder Kirchengeschichte. Das ist vielleicht theologische Propädeutik, aber gewiß eine dem Gemütsleben des zum Manne erwachsenden Jünglings ewig fremd bleibende Reihe von Doktrinen.

Das Realschulgesetz wurde sanktioniert, obwohl der Religionsunterricht aus den Oberklassen entfallen war. Dasselbe geschah

in Steiermark und in Kärnten, und als 26 Jahre später, im Jahre 1896, die Regierung die Wiedereinführung dieses Unterrichtes beantragte, lehnte der Landtag die Vorlage ab, weil niemand behaupten konnte, daß die in diesem langen Zeitraume hier herangewachsenen Techniker weniger rechtschaffen gewesen seien, als jene aus Ländern, welche diesen Unterricht erteilen ließen. Dasselbe ereignete sich in Kärnten.

Wieviel Einseitigkeit mußte sich entwickelt haben, wieviel Vorurteile oder Parteigeist mußten wieder herangewachsen sein, bevor eine für alle Teile so zweckmäßige Einrichtung wieder aufgehoben wurde.

Die vollste Bestätigung haben diese Ansichten über schulmäßigen Religionsunterricht von seiten des berufensten Mannes in einem protestantischen Staate, dem langjährigen vortragenden Rate für Mittelschulen und Vorgänger unseres Bonitz in Berlin, L. Wiese, gefunden. Mit 84 Jahren veröffentlichte er 1890 eine Schrift, in welcher gesagt wird, daß „vielleicht die Lebenserfahrung eines hohen Alters dazu gehört, an dem Hergebrachten, woran man selbst teilgenommen hat, dennoch irre zu werden und davon abweichende Überzeugungen zur Reife zu bringen". Wieses Ansicht geht dahin, daß in den oberen Klassen der Gymnasien der schulmäßige Religionsunterricht aufhören solle, er selbst aber dürfe aus dem Leben der Schule nicht verschwinden[1]). Das ist derselbe Übergang von der Zeit der Pubertät bis zur Maturitätsprüfung, der hier durch die Exhorte, und selbst in Thuns Gymnasialreform von 1849 in der letzten Klasse des Obergymnasiums durch die philosophische Propädeutik (an Stelle des Religionsunterrichtes) erreicht werden wollte. Heute, wo ich selbst ein Achtziger bin, fühle ich mich in meinen damaligen Ansichten über diesen Gegenstand durch lange Erfahrung bestärkt.

Die freundliche Stimmung, die alle auf die Einführung des neuen Volksschulgesetzes bezüglichen Bestrebungen im Landtage begleitete, sowie die rege Unterstützung der Staatsbehörden, ließen manchen wesentlichen Fortschritt verwirklichen.

Die 17 (mit den selbständigen Städten 20) Bezirksschulräte

1) L. Wiese, Der evangelische Religionsunterricht im Lehrplane der höheren Schulen; ein pädagogisches Bedenken. 8° Berlin, 1890.

Niederösterreichs waren, soweit die weltlichen Mitglieder in Betracht kamen, bald durch die k. k. Bezirkshauptleute ins Leben gerufen. Die Teilnahme der Vertreter der katholischen Religion stieß anfangs auf Schwierigkeiten. Niederösterreich zerfällt in zwei Diözesen, Wien und St. Pölten. Das Haupt der ersten war Kardinal Rauscher, der zweiten Bischof Feßler, der Sekretär des Konzils. Der Papst wurde von den österreichischen Bischöfen in dieser Sache um eine Instruktion gebeten. Die Antwort lautete, man solle nach den gegebenen Umständen, jedoch einig, vorgehen. Das geschah nicht. Rauscher, immer von größeren Anschauungen bewegt, fügte sich dem Gesetze und entsendete seine Vertreter in die Bezirksschulbehörden. In der Diözese St. Pölten dagegen wurde hier Krankheit, dort Alter oder irgendein anderer Entschuldigungsgrund angeführt, und die katholische Kirche blieb tatsächlich ohne Vertreter. Da geschah es, daß Bischof Feßler starb. Der Gesundheitszustand der Herren Dechante verbesserte sich auf eine erfreuliche Weise, und die Organisation war vollendet.

Schwieriger war die Ordnung der ökonomischen Verwaltung der Bezirksfonds. Zu diesem Zwecke wurden gleichartige Drucksorten (Tabellen) angefertigt und an die Bezirke verteilt. Zugleich wurden zwei gewandte Rechnungsbeamte ausgesendet, um die Rechnungsführer der einzelnen Bezirkskassen zu unterweisen.

Die Gehalte und Ruhegehalte der Lehrer wurden sichergestellt und erhöht, die Giebigkeiten (Kollekturen an Wein, Mehl usw.) gänzlich eingestellt, das Schulgeld gänzlich aufgehoben. Um die Bezirkskassen nicht sofort übermäßig zu belasten, wurde eine Einteilung der Schulen in Gehaltsklassen als ein Übergang eingeführt. Da der größere Teil der Volksschullehrer bisher von der staatlichen Lehrerbildungsanstalt in St. Anna in Wien geliefert wurde, und viele von den Kandidaten Stadtkinder waren, die von dem Landmanne nicht selten als Fremdlinge angesehen wurden, sollten Bauernsöhne dem Lehrerstande zugeführt werden. Zu diesem Ende errichtete das Land, über seine Verpflichtungen hinausgehend, ein Lehrerseminar als Internat in St. Pölten und eines als Externat in Wr. Neustadt.

Die Erträgnisse des Normalschulfonds wurden zu Subventionen für Schulbauten bestimmt.

Der feste, einheitliche Zuschlag zur Erbsteuer, für Unterrichtszwecke, wurde in eine progressive Umlage verwandelt. Bei Verfassung des Gesetzes war mir Dr. Brestel ein höchst willkommener Mitarbeiter. Der Landtag übernahm bei Annahme dieses Gesetzes zugleich zu meiner besonderen Freude die Verpflichtung, alle blinden Kinder Niederösterreichs von 6 bis 14 Jahren unentgeltlich zu verpflegen und zu unterrichten.

Die Ackerbauschule zu Großau wurde aufgelöst; neue Ackerbauschulen wurden zu Edthof und Edelhof errichtet. Hier bestand die Gefahr, daß die Schüler nicht an den väterlichen Hof zurückkehren, sondern als Beamte auf herrschaftliche Güter oder an die mährischen Zuckerfabriken abgehen, daß daher dem Bauernstande nicht neue Intelligenz zugeführt, sondern im Gegenteile eine Anzahl intelligenter Individuen entfremdet werde. Deshalb war auf eine kürzere Lehrzeit und häufigere Aufnahme neuer Schüler zu dringen. Von anderer Seite strebte man nach Erhöhung des Lehrzieles, und daraus ergab sich Meinungsverschiedenheit.

Das Gymnasium zu Horn wurde von dem Orden der Piaristen übernommen, jenes zu St. Pölten vervollständigt, an die unteren Klassen der Realschule zu Krems wurde eine dreiklassige Handelsschule, an jene zu Wr. Neustadt eine Maschinenschule angefügt. Diese Schulen sind, wenn ich nicht irre, der Typus der späteren staatlichen Gewerbeschulen geworden. Czedik und Dumreicher haben sich um diese Gattung von Schulen verdient gemacht.

Gern möchte ich heute allen den trefflichen Männern danken, die mir in diesen drei Arbeitsjahren zur Seite gestanden sind, aber gar wenige von ihnen sind unter den Lebenden. Abt Helfersdorfer war ursprünglich Obmann des Schulausschusses, später Kuranda. Kardinal Kutschker, dann Lustkandl, Dumba, Karl Hoffer, sie sind alle nicht mehr unter uns. Exz. von Czedik und unser trefflicher Finanzreferent Dr. Magg sind heute noch lebende Zeugen jener schönen, schaffensfreudigen Zeit.

XIV.

Der Vesuv 1871 — Rhythmische Eruptionen — Kalabrien — Der Sindaco von Siderno — Passionsspiel in Stilo — Der Vesuv 1872 — Römische Wasserleitungen — Quintino Sella — Tod meiner Tochter Sabine — Erdbeben vom 3. Januar 1873.

1871—Januar 1873.

Während im niederösterreichischen Landtage friedliche Kleinarbeit sich vollzog, traten die größten kirchlichen und politischen Umgestaltungen ein. Vergebens waren in Rom alle Warnungen gewesen, aus Österreich hatten vor allem Rauscher und Schwarzenberg; von den Ungarn Haynald, von den Slaven Stroßmayer Einsprache erhoben; vergebens waren die beredten Worte französischer Bischöfe und der Fußfall Kettelers aus Mainz gewesen. Am 18. Juli 1870 proklamierte der Papst seine Unfehlbarkeit und wurde das Konzil vertagt. Schon 5 Tage darauf, am 23. Juli, hatten Lanza, Visconti Venosta und Quintino Sella den schwankenden König Victor Emanuel veranlaßt, die Neutralität Italiens an Frankreich zu erklären. Am 1. September ward die Schlacht bei Sedan geschlagen. Am 20. September wurde von italienischen Truppen die Porta Pia erstürmt. Am 21. Dezember 1870 huldigte Rom dem Könige Victor Emanuel.

Als ich am 29. März 1871, die Osterferien benutzend, in Rom eintraf, waren noch nicht 16 Monate verflossen, seit ich in St. Peter die Pracht der Eröffnung des Konzils geschaut. Jetzt war die weltliche Macht des Papstes dahin; Rom war wieder die Hauptstadt Italiens.

Auf der Hinreise hatte sich mir Prof. G. vom Rath aus Bonn angeschlossen; in Rom erwarteten mich Prof. Kornhuber, Dr. Theod. Fuchs und stud. Dreger aus Wien.

Am 1. April bestiegen wir den Vesuv. Wir hatten einen herrlichen Frühmorgen. Der Spiegel der weiten Bucht, die ruhigen Schiffe, hinter ihnen der rauchende Vulkan, und in unbeschreiblichem Dufte Capri und Sorrent lagen vor uns. Das lichtvolle Bild zwang uns laute Rufe der Bewunderung ab.

Der Hauptkegel des Berges hatte zwischen dem 10. und 12. Januar auf seiner Flanke eine neue, von Ferne sichtbare Ausbruchstelle, den Cratere parasitico, gebildet. Unter einem günstigen Windhauche, der die Dämpfe forttrug, gelang es uns, dieser Ausbruchstelle nahe zu kommen. Sie war umgrenzt von vier, bis 100 Fuß hohen zackigen und steilstehenden Platten von Lava, die wohl nur durch eine Explosion in diese Stellung gelangt sein konnten. Wir schritten durch eine Enge zwischen zweien dieser Platten auf eine kleine vorspringende Stufe von erstarrter Lava, und kamen, von seltenem Glücke begünstigt, der Ausbruchstelle so nahe, daß wir, durchschauert von der unsagbar furchtbaren Großartigkeit der Erscheinung, den Blick bis unmittelbar in die Lohe des Inferno hinabsenken konnten.

Etwa 30 Fuß unter uns lag ein kleiner See von wandernder Lava. Aus seiner Mitte erhob sich ein kegelförmiger Hügel von Schlacke mit einer nur etwa sechs Fuß großen Öffnung an seinem Scheitel. Aus diesem schoß prasselnd und zugleich mit einem dumpfen Knall in regelmäßigem Rhythmus, etwa sechs bis siebenmal in der Minute, in Begleitung von vielem weißen Dampf eine zahlreiche Menge von halb flüssigen Fetzen von Lava hoch in die Luft und fiel teils in den glühenden See, teils hinter und wohl auch neben uns nieder. Wir waren festgebannt durch den Anblick. Dann suchten wir uns alle Einzelheiten einzuprägen, aber der Führer drängte zur Rückkehr.

Nun sahen wir, wie die herausfliegenden Fetzen von Lava, auf die Zacken der aufgerichteten Platten niederfallend, sich übereinander klebten und diese wie mit einer Perücke bekleideten.

Am Hauptkrater erging es uns nicht so gut. Die Eruptionen waren auch rhythmisch, aber seltener und heftiger. Der höchste Kegel war mit schwarzer Asche bedeckt; weiße Flecken, die man für Schnee hätte halten können, waren Kochsalz. Wir wollten rechts hinauf, da sauste zwischen Dreger und dem Führer aus der Luft ein etwa kopfgroßer, glühender Block herab, und wir gehorchten der Warnung. Nun erst wurden wir auf die da und dort in die Asche gesunkenen Steine aufmerksam, und wendeten uns links, wo sie uns seltener zu sein schienen. Hier kamen wir auch wirklich an den Rand des Hauptkraters, er war aber völlig von Rauch erfüllt, und man sah nichts, als wenige Teile seines jäh abfallenden

Randes. Bald erfolgte noch weiter links in der Tiefe ein Knall; ein Schauer von Steinen flog weit über den Rand hinaus, und kollerte dann über den Aschenkegel hinab.

Wir zogen uns von dem unheimlichen Orte zurück; unsere Blicke wendeten sich wieder gegen das Meer hinaus. Das war der Gegensatz, der sonnige Friede der Natur.

Der Rhythmus der Ausbrüche, und namentlich seine Selbständigkeit im Cratere parasitico gegenüber dem Rhythmus im Hauptkrater weckte in mir den Vergleich mit dem Rhythmus heißer Quellen; eine „pulsierende Lavatherme" schrieb ich in mein Notizbuch.

Es schien mir, als komme die große Menge von Wasserdampf nicht aus Infiltration des Meeres, sondern als sei er neue Vermehrung des Wassers der Erdoberfläche, stammend aus Entgasung der Tiefen.

Der Gedanke, daß demzufolge wahrscheinlich ein großer Teil der ozeanischen Wässer vom Erdball selbst ausgeschieden worden sei, war zu prüfen. Erst 30 Jahre später, im Jahre 1902, habe ich es gewagt, ihn bei Erklärung der Thermen von Karlsbad öffentlich auszusprechen.

Am 3. April waren wir in Messina. Von Sella, dem ich brieflich meinen Wunsch, Kalabrien zu besuchen, mitgeteilt hatte, fand ich hier die Anzeige vor, daß die Präfekten des Landes angewiesen seien, mich zu unterstützen. Kalabrien war nämlich schon 1860 durch Garibaldi zu dem neuen Italien gekommen, und dieses hatte mit großer Tatkraft die Ordnung des von der Natur gesegneten, aber von der Verwaltung sehr vernachlässigten Landes begonnen. Überall fanden wir die neuen königlich italienischen Behörden in Tätigkeit. An den Krümmungen der Hauptstraße, welche die Halbinsel durchzieht, standen Blockhäuser, die mit norditalienischen Versaglieri gegen den Brigantaggio besetzt waren; da und dort begegnete man einem Paar berittener Brigadieri. Unser Weg berührte allerdings nur stellenweise diese Hauptstraße; wir reisten längs der Ostküste, und hier hatte die Regierung den Bau einer Eisenbahn begonnen. Einzelne Strecken standen bereits in Betrieb. Diese Bahn sollte, das war vorauszusehen, den gesamten Landstrich umgestalten, aber die Umgestaltung hatte doch erst begonnen, und da und dort hörten wir, daß Dolche gesehen worden seien, die in dem aus Metall ge-

gossenen Griffe die Worte trugen „Fac et spera". Selbst die muratistischen Bewegungen standen noch in Erinnerung.

Am Morgen des 4. April waren wir in Reggio. Die Gärten waren entzückend. Bäume, dicht behangen mit den reifen und überwinterten Orangen, mit Mandarinen, Cedri und Limonien, wechselten mit Feigen- und Johannisbrotbäumen; da und dort hob eine Palme ihr Haupt über das dichte Laub oder stach eine dunkle Zypresse hervor. Zwischen den Bäumen standen Artischocken, Senfkraut und dunkelrot blühender Klee. Zwischendurch erblickte man das Meer, und den Hintergrund beherrschte mächtig die schneegekrönte Schattengestalt des Ätna. Aus diesem Paradiese flatterten meine Gedanken zurück zu jener Audienz in der Wipplinger Straße, in der acht Wochen zuvor Exzellenz Jireczek mich an die Kette legen wollte. Meine Augen waren erfüllt von Sonnenlicht und Farbe, und ich fühlte, auf welcher Seite der schönere Teil des Lebens liegt.

Am Nachmittag führte uns die Eisenbahn von Reggio in den kleinen Ort Siderno. Zwei Dinge fesseln an dieser Küste schon von der Bahn aus den Besucher. Das erste sind die riesigen Fiumaren, die Schuttkegel, die aus den einzelnen Tälern und Tälchen gegen das fruchtbare Niederland an der Küste sich hervorschieben. Sie können bis zu $1^1/_2$ Kilometer breit werden, und der Geologe Cortese machte (im Jahre 1895) darauf aufmerksam, daß sie in den letzten Jahrzehnten wesentlich angewachsen sind durch Entwaldung für die Beschaffung von Schwellen für die Eisenbahn. Die zweite Erscheinung ist die Art der Besiedelung. Viele Ortsnamen erscheinen doppelt, einmal an der Küste und noch einmal in ansehnlicher Höhe, so Gerace di sotto, Gerace di sopra, Siderno di sotto, Siderno di sopra u. a. Man sagte mir, im Altertum, namentlich in der glänzenden Zeit Großgriechenlands, sei die Küste dicht bevölkert gewesen, wie auch die nahe von Siderno gelegenen Spuren von Caulonia zeigen; später hätten die seeräuberischen Angriffe der Barbaresken die Ortschaften auf die Höhen getrieben; jetzt beginnt die Eisenbahn sie wieder herabzuziehen.

Für immer unvergeßlich ist mir in Siderno der 5. April geblieben. Der Sindaco Falleti hatte uns in sein gastfreies Haus aufgenommen. Wie ein Stern in der Finsternis muß dieser seltene Mann während der langen bourbonschen Nacht seine Umgebung

erleuchtet haben. „Sehen Sie," sagte er, „ich bin ein glücklicher Mann, denn ich besitze die reichste Bibliothek der Welt." Dabei führte er mich in sein Schreibzimmer und zeigte mir auf einem Bücherbrette 1. die Bibel, 2. Dante, 3. Humboldts Kosmos und 4. Goethes Faust. „Hat die Menschheit Höheres geleistet", frug er. „Wenn ich diese Bücher gelesen habe, beginne ich von neuem; das reicht hin für mein ganzes Dasein." „E vi sono due tedeschi" fügte er bedeutsam hinzu.

Am späten Abende trat er mit mir vor das Haus. In der Ferne zitterte das Mondlicht auf dem Meere. „Sehen Sie", sagte er, „diesen öden Strand. Seit vielen Jahren seid ihr die ersten Fremden, die ihn betreten, und doch zogen vor zwei Jahrtausenden von diesem selben Strande die Schüler des Pythagoras aus, um die Ideen ihres großen Meisters in die Welt zu tragen. Man hat uns bisher keine Schulen vergönnt; bald werden wir solche haben, und unsere Kinder werden sich erwärmen und erheben an unsterblichen Gedanken, die vor so langer Zeit an dieser selben Stelle des Erdkreises erwacht sind." „Und sehen Sie," fuhr er fort, „Pythagoras war ein Grieche, ich bin ein Italiener, Sie sind ein Österreicher, aber hoch über den Jahrtausenden und hoch über den Grenzen unserer Staaten schweben für ewig die Ziele der Veredlung des Menschen, welche nicht der Mensch sich selbst, sondern welche die Natur ihm gesetzt hat, als die höchste Krone jenes herrlichen Baumes, an welchem das Christentum einer der herrlichsten Zweige ist".

Am 6. April trennte sich unsere Gesellschaft. Kornhuber war in Sizilien zurückgeblieben; Fuchs und Dreger wollten die tertiären Meeresablagerungen von Gerace bei Siderno und von Reggio studieren. Ich ging mit G. v. Rath gegen Norden. Die Bahn brachte uns bis an ihre damalige Endstation Roccella; dort nahmen wir Saumtiere und erreichten in fünf Stunden die Stadt Stilo. Wir fanden sehr liebenswürdige Aufnahme im Palazzo des Bruderpaares Baron Crea, der ersten Familie der Stadt.

Stilo ist an dem Fuße einer mächtigen Felswand erbaut und zählte bei meinem Besuche 10000 Einwohner, stand aber mit der Welt durch keine einzige fahrbare Straße in Verbindung. Die früheren Behörden hatten behauptet, auf den Straßen komme die Schlechtigkeit in die Städte. Ein überaus günstiger Zufall gab uns

Gelegenheit, einen archaistischen Zug kennen zu lernen, der sich, durch diese Vereinsamung unterstützt, in Stilo erhalten hatte.

Der folgende Tag, 7. April, war Karfreitag, und die Maestri (die zünftigen Gewerbemeister) hatten sich verabredet, ein in früheren Jahren an jedem siebenten Karfreitag vorgeführtes, nun aber seit etwa 30 Jahren unterbrochenes Passionsspiel wieder aufzunehmen.

Um $1/2$ 8 Uhr abends führte uns die Familie Crea in das Theater. Vier- bis fünfhundert Menschen füllten das Bretterhaus bis in den äußersten Winkel. Alle hatten den Tag über streng gefastet, und die Zeit der Vorstellung, die bis über Mitternacht dauern sollte, mußte in das Fasten einbezogen werden.

Der Brigadiere rief mit lauter Stimme von der Galerie aus dem Parterre Mäßigung zu; dann erhob sich langsam der Vorhang. Da saß der hohe Rat der Ebrei, neun Mann an Zahl, und in der Mitte des Halbkreises der Hohepriester Kaiphas mit einem großen, weißen Bart. Er hielt eine lange, lange Rede, und nur mit Mühe erkannte ich in ihm den biederen Gärtner Giov. Cuniglio, der erst etwa eine Stunde zuvor mit mir von den Eisengruben von Pazzano zurückgekehrt war. Nach seiner Rede begann die Verhandlung über Schuld oder Unschuld Christi. Schlag auf Schlag flogen Rede und Gegenrede hin und her, und ich war sehr erstaunt, Leute, die doch noch nie eine Bühne betreten hatten, mit so viel Zuversicht und so natürlichem Ineinandergreifen spielen zu sehen.

Der hohe Rat geht stürmisch auseinander. Judas tritt auf, schwarz gekleidet, mit rotem Radmantel, und verkauft Christum. Er empfängt das Geld (in einem Portemonnaie mit Stahlschließer), zählt es vorsichtig und schleicht davon. Das Abendmahl folgt. Christus bricht das Brot. Neben Judas sitzt ein scheußlicher, kleiner Teufel, dem Judas das Brot zuwirft.

Den zweiten Akt bildet die Verhaftung auf dem Ölberge. Ein lautes Murren geht durch die Zuhörerschaft, als der Heiland gebunden fortgeschleppt wird. Der dritte Akt umfaßt die Verurteilung vor Pilatus, der vierte die Geißelung und Kreuzigung Christi. Den fünften Akt füllt die Szene mit Nikodemus am Grabe und das Ende des Judas, der von Gewissensbissen verfolgt, sich erhenkt und endlich von zwei großen Teufeln in eine feurige Hölle hinabgestoßen wird.

Der hohe Ernst des Stoffes, die weihevolle Zeit des Karfreitages, das lange Fasten, die verhältnismäßig gute Ausstattung, die unmittelbaren persönlichen Beziehungen zwischen Schauspieler und Hörer, sowie viele Einzelheiten der Mise-en-scène vereinigten sich, um die größte Spannung und zugleich eine Stimmung hervorzubringen, die weit mehr einem Gotteshause, als einem Theater entsprach.

Den Erlöser gab in vorzüglicher Weise ein Gewerbsmann, Domenico Pisani, eine schöne Gestalt von entsprechendem Aussehen. Er sprach nur die wenigen bekannten Worte des Abendmahles. Stumm blieb er gegenüber den Anklägern vor Pilatus und stumm und ergeben und nicht ohne eine gewisse edle Würde wandelte er durch die ganze Vorstellung.

Zu wiederholten Malen erschienen am Vorderrande der Bühne drei Paare weißer, geflügelter Engel, die mit regelrecht vorgesetztem rechten Bein in gleichmäßigen, steifen Bewegungen der Arme, etwa nach Art des antiken Chors, Hymnen und Rezitative sangen, die sich erläuternd auf die schweigende Figur Christi bezogen. Bei der Geißelung und Kreuzigung erschien dieser wirklich bis auf ein Lendentuch ganz unbekleidet. Diese Tatsache, die vor einem städtischen Publikum als Blasphemie erscheinen könnte, war für dieses Naturvolk nicht nur ganz selbstverständlich, sondern gerade hierdurch hob sich die stumme, wehrlose und doch erhabene Gestalt auf das wirksamste aus der lärmenden und bunten Umgebung.

Frauen durften bei der Vorstellung nicht verwendet werden; Maria und Magdalena wurden von jungen Männern, und zwar so vorzüglich gegeben, daß ich erst nach der Vorstellung hörte, daß sie Männer seien. Der Kaffeesieder Verdiglione sprach als Judas seine Monologe mit so viel natürlichem Ausdruck, wie bei uns nicht jeder Franz Moor. Bei Judas und Petrus waren diese Monologe so eingerichtet, daß das Echo der letzten Silbe, hinter der Szene von einer zweiten Stimme wiederholt, entweder einen Fluch oder eine Prophezeiung bildete, die vom Schauspieler mit dem Ausdrucke der Verwunderung oder der Anfrage aufgenommen und sofort verwendet wurden, um den Monolog, der zum Dialog wurde, weiterzuspinnen.

Ich frug um eine Abschrift des Textes; man sagte mir, es sei

untersagt, ihn aufzuschreiben, er lebe nur in der Überlieferung; übrigens sei ein guter Teil der Künstler des Lesens gar nicht kundig. —

Es ist mir nicht unbekannt, daß auch unter uns Personen leben, die diesen patriarchalischen Zustand der Bevölkerung trotz der Verarmung, die er unabwendbar im Gefolge hat, für den glücklicheren halten. Ich stelle mir einen Marmorblock vor, rein, fleckenlos, hart und derb, mit scharf gezeichneten, nicht unschönen Umrissen. Dann wird er zu einem Kunstwerke verarbeitet. Ein ähnlicher Unterschied schien mir zwischen den Schauspielern von Stilo und dem Sindaco von Siderno zu bestehen.

Am 8. April nahmen wir von Stilo und der Familie Crea Abschied. Unser Begleiter war für die nächste Zeit ein gewisser Luigi, ein braver, hochgewachsener Mann mit einer langen Flinte. Wir ritten in der Richtung auf die Kreisstadt Catanzaro, aber nach 9 Stunden hatten wir erst den dürftigen Ort Soverato am Golf von Squillace erreicht, und da es sonst auf große Entfernung kein Obdach gab, rasteten wir hier in einer recht elenden Kneipe. Lange vor Tagesanbruch befanden wir uns, allerdings unter bewaffneter Scorta von Gendarmen, wieder auf der Reise längs des Meeresstrandes und kamen zu früher Stunde am 9. April zum felsigen Vorgebirge von Staletti, an welchem brüllend die Brandung sich bricht.

Ein Tunnel sollte durch dieses Vorgebirge gestoßen werden. Die Ausführung war Menotti Garibaldi übertragen. Wir gelangten an seine Kanzleien und Arbeitshäuser, fanden aber alles recht still. Man beklagte sich, wie ich später hörte, sehr über den geringen Fortgang, und man erzählte sogar, er habe einmal mit seinen Leuten einen kleinen, bewaffneten Putsch auf das nahe Catanzaro versucht.

Die Gegend besitzt merkwürdige Reste alter Bauten. Schon bei Stilo hatten wir Gelegenheit eine Perle altchristlicher Kunst, das Kirchlein la Cattolica, zu bewundern. Es ist aus römischen Trümmern erbaut und nach sarazenischer Art von fünf Kuppeln überdacht. In der Nähe des Meeres, an der Küste von Catanzaro, begegneten wir ausgedehnten Ruinen einer anscheinend römischen Stadt und den noch aufrechten Mauern einer christlichen Basilika im Rundbogenstil, 78 Schritte lang.

Endlich, nach $8^1/_2$ Stunden, kamen wir nach Catanzaro. Wir waren sehr ermüdet. Es war Ostersonntag, 9. April, und die Prozession zog eben mit großem Pomp durch die Stadt. Wir suchten den Präfekten auf. Wir wurden angemeldet und übergaben Briefe von Sella. Der Präfekt las und lächelte. Bei aller Devotion vor Sr. Exzellenz, meinte er, hätte das Loch in meinem linken Ärmel wohl mehr Schutz auf der Reise gewährt als dieses Schreiben. Übrigens sei es bereits besser; man habe in der Provinz nur mehr zwölf Briganten. Auf meine Frage, ob man dann noch so starker militärischer Besetzung der Poststraße bedürfe, fügte er hinzu: »Eh, gli altri sono dilettanti«.

Am 10. April marschierten wir zu Fuße nach Tiriolo; der Tag war heiter, und zu wiederholten Malen sahen wir von derselben Stelle aus zur Rechten das Adriatische und zur Linken das Tyrrhenische Meer. Der vereinzelte Kalkfels von Tiriolo trug einst eine römische Befestigung; an ihrer Stelle wurde die Erztafel gefunden, die auf Grund eines Senatus Consultus die Bacchanalien für ganz Italien untersagt. Sie stammt aus dem Jahre 186 v. Chr. und befindet sich heute im k. Museum in Wien.

Tiriolo liegt an der Poststraße. Eine Diligence nahm uns auf, und wir fuhren die ganze Nacht durch gegen Nord. Bei Tagesgrauen erreichten wir eine Gegend, die wenige Monate zuvor (4. November 1870) von einem entsetzlichen Erdbeben betroffen worden war. Hunderte von Menschen waren getötet worden, aber das Land war so vereinsamt, daß man in Europa wenig oder nichts von dem Ereignisse gehört hat. Zerborstene Kirchen, eingestürzte oder mühsam gestützte Häuser waren in jeder Ortschaft sichtbar; bei Rogliano soll die Verheerung am größten gewesen sein. Am Vormittag des 11. April kamen wir in der Stadt Cosenza an. Der erste Gegenstand, der uns fesselte, war das eingestürzte Theater. In Erinnerung an das schöne Platensche Gedicht frugen wir im Café nach Alarichs Grab. Auch hier war die Sage bekannt, daß seine Leiche in den Busento versenkt worden sei, und man führte uns sogar zu der Stelle, an welche die Sage geknüpft wird,

> .... „und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere
> wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere“

aber anstatt der „Lobgesänge" vernahmen wir nur das überlaute Geschwätz der zahlreichen am Busento beschäftigten Wäscherinnen.

Am 12. April fuhren wir durch das weite Tal des Crati. Bei dem Dorfe Tarsia erblickten wir zum ersten Male die überschneiten Hochgebirge der Basilicata. Mein Begleiter v. Rath hat diese ganze kalabrische Reise in einem besonderen Büchlein (Bonn, 1871) beschrieben und erwähnt den tiefen Eindruck, den dieser Anblick auf mich hervorbrachte. Hier erst erhielt ich die Überzeugung von der Ähnlichkeit des Baues des Apennin und der Karpathen, sowie der Einseitigkeit dieser Ketten, die der Ausgangspunkt weiterer Schleifen geworden ist.

In Spezzano Albanese (unweit Terranova) gelangten wir in das Gebiet der so gut wie spurlos verschwundenen, reichen Stadt Sybaris. Ein Gewitter trieb unseren kleinen Wagen unter die Einfahrt eines Hauses, in dem sich eine Kneipe befand. Wir ließen uns Wein geben, und ein Mann gesellte sich zu uns. Er sprach von seinem Weingarten. Ich frug, ob man niemals auf alte Mauern stoße. Wohl, sagte er, auch eine grüne Figurina von Erz habe er gefunden. Wenn ich sie sehen wolle, müsse ich nach dem Regen in die Hütte auf seinem Weingarten gehen. Ich war bereit. Es regnete fort. Unterdessen entwickelte sich folgendes leise und lakonische Gespräch zwischen Luigi und mir: »Non si va«. — Per che? — »Non si torna«. — Die Wirtin hatte Luigi ein Zeichen gegeben, und ich war einem unangenehmen Abenteuer entronnen.

Wie wir nach Rossano kamen, dort der Dampfer wegen stürmischer See zu landen unterließ, wie wir von ferne die Reste von Metapont sahen, endlich Tarent und von da Neapel erreichten, ist ausführlich in v. Raths Büchlein zu lesen.

Am 15. April war ich wieder in Sizilien. Eine größere Gesellschaft von Wienern erwartete mich in Catania. Da waren Czedik, Baron Krauß jun., Prof. Tschermak, Reyer, Drasche jun., Th. Fuchs, ferner Dr. Rößler aus Zistersdorf. Am Abend des 18. brachen wir zur Ersteigung des Ätna auf, machten eine kurze Nachtruhe in Nicolosi, erreichten gegen 1/2 2 Uhr morgens, des 19., bei schneidender Kälte und unter Schnee die verwahrloste Casa Inglese und bei Sonnenaufgang den Gipfel. Die schrägen Sonnenstrahlen gaben dem mit zahlreichen Nebenkratern überstreuten Berge

in der Tat einige Ähnlichkeit mit der Oberfläche des Mondes. Sizilien lag ausgebreitet unter uns, im Westen aber schwebte über dem Meere ein leichter Dunst. Der Schatten des Riesenberges lagerte, gegen West sich verjüngend, über der herrlichen Insel; wo er aber im äußersten Westen, gegen die Ägadischen Inseln hin, auf den Dunst über dem Meere traf, richtete er sich als ein dunkles Dreieck senkrecht auf. Das war der Schatten des Gipfels.

Eine Woche danach saß ich vor den Akten des Landesausschusses. —

Nun folgten elf Monate der Arbeit in der Universität und im Landhause, als aber die Osterferien 1872 herankamen, zog es mich wieder mächtig nach Italien, insbesondere zur Prüfung der weiteren Vorgänge am Cratere parasitico des Vesuv. Einige Studierende hatten Stipendien von je 200 Fl. von der Regierung erhalten, und wir wollten so sparsam reisen, daß es gelingen sollte, ihnen mit dieser Summe den Vulkanismus an Ort und Stelle zu erläutern. Andere schlossen sich an, im ganzen waren es zehn, darunter mehrere, die seither in der Wissenschaft rühmlich bekannt geworden sind, so R. Hoernes, Toula, Bittner, Burgerstein u. a. Auch mein Freund, der Abgeordnete Karl Hoffer, begleitete uns.

Während die Studierenden die Kunstschätze Roms bewunderten, fuhr ich eines Tages mit Hoffer über Tivoli hinaus und den Aniene aufwärts bis zu den Quellen, welche die als Rohrleitung eben wieder hergestellte Aqua Martia speisten. Sie stellten sich als Spaltquellen (besser Talquellen, Typus Stixenstein) dar. Es war mir aufgefallen, daß das Wasser dieser Leitung ziemlich weich war, da es an den Wänden der alten Leitung nur eine kaum papierdicke Bekleidung von Sinter zurückgelassen hatte, während doch der Aniene an den Kaskaden von Tivoli so außerordentlich große Gebilde von Kalktuff aufgebaut hat. Nähere Betrachtung lehrte, daß die an dem Fuße der Kalkfelsen entspringenden Quellen wirklich arm an Kalk sind, daß aber im Grunde des Tales da und dort kleine Säuerlinge entspringen, die Kalk lösen, und an anderen Orten, z. B. in Tivoli, absetzen.

Der Weg durch die Campagna, im Angesichte der langen Bogenstellungen der alten Wasserleitungen, erweckten in Hoffer als meinem treuen Genossen im Gemeinderate, und in mir selbst mancherlei Empfindungen. Wir freuten uns der großen Vorbilder,

aber nur schwer wehrten wir von uns den Gedanken ab, um wieviel leichter doch so große Werke des Friedens von der geeinigten Macht eines Imperators ins Leben gerufen werden. —

Die königlichen Behörden waren seit dem Vorjahre von Florenz nach Rom übergesiedelt. Das Finanzministerium befand sich in der Minerva, einem Dominikanerkloster, das auf der Stelle eines Minervatempels steht. Dort suchte ich Qu. Sella auf.

Die Einrichtung der Kanzleien war kaum noch vollendet. Der Minister war beschäftigt, drängte mich aber zu bleiben. Ich sollte mich einstweilen mit einem kleinen, geistlichen Herrn unterhalten; er sei nicht ohne Geist und nicht ohne Einfluß im Vatikan. Es sei lehrreich, auch eine fremde Gedankenwelt kennen zu lernen. Namen wurden bei unserer gegenseitigen Vorstellung nicht genannt. »Un professore eretico«, sagte Sella, auf mich weisend.

Es war kein Zwiegespräch, denn der kleine, alte Padre ließ mich nicht zu Worte kommen. Die Wärme seiner Rede steigerte sich, und seine Augen schienen zu leuchten, „Kinder seid ihr blinde Kinder, die durch das kurze, irdische Leben eilen, ohne den großen Gang der Geschichte zu sehen. Ihr sprecht von der Porta Pia und der Bedrängnis des heiligen Vaters. Aber wie oft hat Rom ähnliches und ärgeres erlebt? Und was sind diese Zwischenfälle anderes, als von Gott gewollte Episoden, um dem vergeßlichen Menschengeschlechte immer wieder zu zeigen, daß Rom ewig ist? Nicht nur die Macht des Glaubens, auch jene der Cäsaren ist an dieser heiligen Stelle verankert für immer. Die Kirche hat nur einmal geirrt seit ihrem Bestande. Das war als sie Karl krönte, denn nie kann ein Barbar ein wahrer Cäsar werden."

Wer solche Worte gehört und die Gemütsbewegung bemerkt hat, in der sie gesprochen wurden, mußte wahrnehmen, wie nicht unter, sondern neben der großen christlichen die große Tradition der Cäsaren sich erhebt, wie beide in fast chiliastischem Wesen sich umfassen und nicht ein kosmopolitisch-kirchliches, sondern ein römisches und aus diesem ein national-italienisches Bewußtsein emporwächst, und der begreift die Zuversicht des Römers und die Zusammensetzung des Kollegiums der Kardinäle und den trotz allem zuweilen aufflammenden italienischen Patriotismus. So wird für die Kirche die Größe der Tradition zugleich ein Moment der Stärke

und ein Moment der Fremdartigkeit unter so vielen, namentlich den nichtromanischen Stämmen, den Barbaren. —

Sella kehrte zurück. Mein Besuch schien ihn zu erfreuen, aber auch zu erregen. Nach einigen herzlichen Worten faßte er mich bei der Hand und führte mich durch eine Reihe von Zimmern in die Mitte eines weiten Saales. „Glauben Sie mir," sagte er dort, „wir sind nach Rom gegangen nicht nur im Interesse Italiens, sondern im Interesse der ganzen Menschheit. Der König meinte, ich hätte einigen Anteil daran, ich solle mir eine Gnade ausbitten. Ich habe mir als Gnade erbeten, daß mein Amt hierher in die Minerva verlegt werde. An derselben Stelle, an der wir stehen, ist Galileo verurteilt worden. Das soll mich stets erinnern, was den wahren Stolz der Nationen ausmacht."

Ergriffen verließ ich den prächtigen Mann und kehrte zu meinen Studierenden zurück.

Nach einigen lehrreichen Tagen an den erloschenen Vulkanen des Albanergebirges erreichten wir am 3. April Neapel; am 4. waren wir in Pompeji; am 5. wurde der Vesuv bestiegen.

Der Berg war seit einem Jahre sehr verändert. Der äußere Abhang des Hauptkraters schien sich durch starke Aufschüttung dem Cratere parasitico genähert zu haben. Der letztere hatte ein ganz anderes Aussehen erlangt. Die oberen Kanten der die Bocca umfassenden Platten waren durch das unausgesetzte Auswerfen anhaftender Schlacken zu drei Hörnern emporgewachsen, die mit rotgelbem Eisenchlorid überzogen waren. Zwischen den Hörnern blies eine starke Flamme hervor, ganz wie die Stichflamme eines Gebläses, durchsichtig, doch scheinbar dichter als eine Wasserstoffflamme, aber nicht von großer Leuchtkraft. Diese Stichflamme war nur wenige Meter über dem oberen Rande der Hörner sichtbar; sie war stetig, während zugleich aus demselben Schlunde rhythmische Auswürfe von Schlacke stattfanden.

Annäherung an die Bocca war unmöglich. Von dem Hauptkrater her kam in bestimmten Abständen eine Salve von glühenden Steinen. Indem wir die Möglichkeit erörterten, daß die Hörner gegen oben konvergieren, erreichte uns ein solcher Schauer, und ich war recht froh, als wir alle unversehrt die Staubfelsen bei den Ausbruchstellen hinter uns hatten.

Ein Zerreißen des ganzen zentralen Kegels des Vesuv nach der Linie der beiden Ausbruchstellen war leicht vorauszusagen. Im folgenden Jahre ist es eingetreten. Damals, so wurde berichtet, lockte die gesteigerte Tätigkeit des Berges viele Neugierige aus Neapel hinaus, und eine Schar von 21 Studierenden, die sich in dem Atrium befand, das den zentralen Kegel umgibt, soll, als der Kegel zerriß und die Lava hervorstürzte, spurlos verschwunden sein.

Nachdem wir noch Ischia und die phlegräischen Felder besucht hatten, wendeten sich die Studierenden zur Heimreise, während ich Genua besuchte, um die Verbindung von Apennin und Alpen zu sehen. —

Ein kurzer Ausflug ins Riesengebirge, den ich im Monat Juli mit Hochstetter, Toula und 18 Hörern unternahm, fand ein für mich äußerst schmerzliches Ende. Die Landwohnung in Marz war für meine zahlreiche Familie zu eng geworden; ich hatte ihr eine Sommerwohnung in Maria-Enzersdorf gemietet. Briefe, die mir nachgeschickt wurden, verfehlten mich, und als ich am Bahnhof zu Brunn ausstieg, traf ich meine größeren Kinder in Tränen. Meine liebe, achtjährige Sabine lag infolge einer Blinddarmentzündung im Sterben. Die gute Mutter war in Schmerz aufgelöst. Nachdem wir das arme Kind begraben hatten, brachte ich die Familie vorläufig nach Marz, später, anfangs Oktober, nach Hietzing.

Das war ein trauriger Herbst. Der Landtag wurde im Oktober eröffnet. Die Regierung hatte ein Gesetz, betr. die Handelsschulen, vorgelegt, dem ich in wesentlichen Punkten nicht zustimmen konnte. Auf der anderen Seite stieß meine Vorlage über Errichtung von Lehrerseminaren auf den alten Widerstand, der damals noch in Österreich gegen Internate herrschte. Man wollte die beiden Anstalten nur als Externate bewilligen, da aber, wie bereits gesagt, die Heranziehung von Söhnen von Landwirten das Ziel war, schienen mir Internate vorzuziehen. Nach einer langen Diskussion einigte man sich dahin, daß ich am nächsten Morgen dem Unterrichtsministerium eine in meinem Sinne umgeänderte Vorlage betr. die Handelsschulen übergeben, und daß eines der Seminare als Internat errichtet werden solle. In Hietzing traf ich meine Frau recht leidend. In der Nacht wurde an ihrem Bette der Entwurf des Gesetzes über Handelsschulen, der zahlreiche Kapitel zählte,

umgestaltet und am Morgen im Ministerium abgegeben. Niemand wußte, daß ich seit dem vorhergehenden Tage nicht aus den Kleidern gekommen war. So sind dieses Gesetz und das Internat in St. Pölten ins Leben gerufen worden.

Am 3. Januar 1873 wurde die Gegend von Altlengbach und Sieghartskirchen von einem recht merkbaren Erdbeben betroffen, das auch in Wien deutlich bemerkt wurde. Es war bekannt, daß im Jahre 1590 der Stefansturm in Wien durch eine Erschütterung beschädigt worden war, deren Maximum im Westen des Landes lag. Im Landesarchiv fand sich unter den Akten von 1590 ein Bund Schriften, enthaltend Gesuche um Steuernachlaß wegen der vom „Erdbeben" angerichteten Schäden. Zu meiner Überraschung waren es eben dieselben Gemeinden, die jetzt, 283 Jahre später, betroffen waren, bis auf einen Ort, Turm oder In-Turm, der damals völlig zerstört und verlassen wurde.

Da das Gebiet am Außenrande der Alpen gelegen und weit von allen Vulkanen entfernt ist, konnten diese Tatsachen, namentlich die Wiederkehr an derselben Stelle, nur durch Veränderungen des Bodens veranlaßt sein. So hat die Aufbewahrung jener Gesuche von 1590 zu neuen und heute allgemein anerkannten Ansichten über die Entstehung der Erdbeben geführt. Seither sieht man in dieser Art von Erderschütterungen eine Äußerung der gebirgsbildenden Kraft. Das in Cosenza Gesehene führte zu einem Vergleich mit den kalabrischen Erdbeben; dort erschien ein Nachsinken des Tyrrhenischen Meeres als die Ursache. —

XV.

Widerstand gegen eine Prämienanleihe — Austritt aus dem Gemeinderate — Weltausstellung — Der Krach — Besuch meiner Erzieher — Ehrenbürger und Abgeordneter — Eröffnung der Wasserleitung — Abnahme des Typhus.

1872—1873.

Wir kehren in die letzten Monate des Jahres 1872 zurück. Wien erlebte die verhängnisvolle Zeit des sogenannten wirtschaftlichen Aufschwunges. Die papiernen Werte vermehrten sich ins Grenzenlose, und weite Kreise waren von einer krankhaften Spielwut ergriffen. Da trat der schwerste Widerstreit der Pflichten an mich heran, den ich je erlebt.

Der Bedarf für die Wasserleitung war mit 16 Millionen Gulden veranschlagt. Man hatte, da vielerlei andere Erfordernisse der Stadt zu decken waren, vor wenigen Jahren wegen des niedrigen Standes der Kurse eine kleinere Anleihe von 25 Millionen aufgenommen und nur für einen Teil der Baukosten der Wasserleitung gesorgt. Vielerlei war nun hinzugekommen, und mit Einrechnung des Restes dieser Baukosten wollte die Stadt eine neue Schuld von 63 Millionen aufnehmen.

Diese neue Anleihe sollte, um einen besseren Kurs zu erzielen, wenigstens zum Teil, eine Prämienanleihe, d. h. mit einer Lotterie verbunden sein.

Dem konnte ich nicht zustimmen. Ich zog die Emission unter schlechterem Kurse vor.

In den Gemeinderatssitzungen vom 5. und 14. November 1872 kam es zu einer ersten Verhandlung. Ich glaubte, dem verderblichen Rausche gegenüber harte Worte gebrauchen zu sollen, und sprach von der Notwendigkeit, daß gegen das Börsenspiel und gegen jede Art von Lotto eine sittliche Reaktion aus dem Kreise des Bürgertums hervorgehe. Ich blieb nicht nur allein, sondern meine Freunde warfen mir sogar öffentlich vor, daß ich nicht das Recht habe, so zu sprechen, da ich selbst einer der Veranlasser dieser großen Ausgaben sei.

So stand Pflicht gegen Pflicht.

Eine einzige, allerdings eine gewichtige Stimme, ließ sich in meinem Sinne hören. Es war die Brestels. „Eine Stadt, die etwas auf sich hält, tut so etwas nicht“, hatte er in einem Ausschuß des Abgeordnetenhauses gesagt. Hätte damals ein einziges Mitglied jener Körperschaften, die sich als die berufenen Lehrer und Hüter der Moral ansehen und in dieser Stellung staatliche Privilegien beanspruchen — hätte irgendeiner, ein Bischof oder ein Mönch, wie das ja in früheren Jahrhunderten vorgekommen ist, oder auch ein Pastor oder ein Rabbiner, mit flammender Beredsamkeit die Straßen als ein zorniger Warner durchzogen, Tausende von Herzen wären ihm zugeflogen und er hätte mehr des Guten geleistet, und seiner Kirche einen größeren Dienst geleistet, als aller Prunk und irgend ein Konkordat. Alles blieb aber stumm, wie im Jahre 1855 zur Zeit des Verkaufes der Staatseisenbahnen. Der Name Langrand-Dumonceau tauchte auf, und es entstand sogar das häßliche Wort vom „schwarzen Gelde“.

Der Winter verging; die Spielwut hielt an; das städtische Lotterieanlehen wurde beschlossen. Am 31. März erklärte ich dem Bürgermeister Felder in einem Briefe meinen Austritt aus dem Gemeinderate. Er selbst, schrieb ich, habe erst in jüngster Zeit die Proben eines Charakters gegeben, der sich innerhalb festgezogener Linien bewegt (Ablehnung des Justizministeriums gegen Beust), auch meiner bescheidenen Tätigkeit seien von jeher Grenzen gesetzt, die ich niemals überschreiten werde. Felder weigerte sich, meine Demission bekannt zu geben und berief sich auf meine Verantwortung für das Gelingen der Wasserleitung. Am 2. April konnte ich antworten, daß, soweit menschliche Voraussicht reicht, alle wesentlichen Schwierigkeiten überwunden seien; im Falle eines unerwarteten Mißlingens würde mich die Verantwortung außerhalb des Gemeinderates ebenso treffen, als innerhalb desselben, und ich hätte durch meinen Austritt nur auf die Tribüne verzichtet, von welcher aus wir gewohnt waren, uns mit Erfolg zu verteidigen.

Sehr, sehr schwer habe ich von dem seinem Triumphe entgegengehenden Werke, von Felder und von so vielen vortrefflichen Freunden, von der Frucht zehnjähriger Arbeit mich getrennt, und oft tönte

mir damals das Wort des alten Bezirksvorstandes Ley im Ohre: „Ist ein lieber Herr, aber halt ein Professor."

Erst am 8. April gab Felder meinen Brief bekannt. Für den folgenden Abend hatte ich meine Wähler einberufen. Der erfahrene und geschäftskundige Finanzreferent der Stadt, v. Borkenau, trat als mein Gegner auf. Eine Anleihe ohne Prämien sei nicht über 90 oder 87 zu begeben; das bedeute großen Verlust für die Stadt. Die faktische Notwendigkeit habe hier ein Wort mitzusprechen. Die ersten direkten Wahlen für das Abgeordnetenhaus seien eben ausgeschrieben. Ich hätte ihm als Kandidat dieses Bezirkes gegolten. Wie könne ich aber jetzt in das Parlament eintreten, da ich doch gegen Abgeordnete, die solche Anlehen bewilligen, indirekt den Vorwurf der Unmoralität erhoben hätte. Ich antwortete, daß der Bevölkerung Wiens, in der eine Fülle von edlen Eigenschaften liege, mehr als alles not tue, daß ihr ein kleiner Funke jenes Idealismus zurückgegeben werde, der in der Strömung nach Gewinn verloren gehe.

Der Vorsitzende Ley verhinderte eine Abstimmung. Ich war bis zu diesem Tage sehr schwankend gewesen, ob ich eine Wahl zum Abgeordneten anstreben solle, die mich noch mehr von der Wissenschaft und meinem Berufe ablenken würde. Nach dem Gehörten erschien es mir als eine Pflicht.

Das war am 9. April 1873.

Am 13. April gab das Abgeordnetenhaus seine Zustimmung zu dem großen Wiener Prämienanlehen. Ich hatte mich seit Wochen so ganz der Wissenschaft zugewendet, daß ich am 17. April der Akademie eine erste Zusammenfassung meiner Ansichten über Gebirgsbildung vorzulegen imstande war.

Am 1. Mai wurde unter großem Pomp die Weltausstellung eröffnet.

Wenige Tage später begegnete ich in der Strauchgasse dem Hofrat Schön (bekannt als der Liederkomponist Engelsberg). Er war der kaiserliche Börsenkommissär. Er faßte mich in größter Erregung am Arme und zog mich in den Eingang eines nahen Hauses. „Um Gottes Willen," sagte er, „Sie haben ja tausendmal recht; was soll daraus werden: Die Abschlüsse der letzten drei

Stunden allein sind höher als alle unsere Zirkulationsmittel, und nirgends ein gesetzlicher Anhaltspunkt, um zu hemmen"!

Schon am 8. Mai trat der unerhörte Zusammenbruch ein. Tausende von Familien, sehr viele davon ganz unschuldig, stürzten ins Elend; Hunderte von industriellen Unternehmungen waren zugrunde gerichtet oder tief geschädigt und ihre Arbeiter brotlos; Verzweiflung, Flucht, Selbstmord waren an der Tagesordnung. Das war der Krach. —

Die Weltausstellung hatte alle drei Männer, die an meiner Erziehung den größten Anteil genommen, Thurgar, Buschbeck und Christen, nach Wien geführt. An einem sonnigen Sommertage war es mir vergönnt, sie mit meiner guten alten Mutter in meiner bescheidenen Wohnung zu vereinigen. Als nach dem Mittagessen meine Frau die Schar unserer blühenden Kinder in das Zimmer führte, da brach meine Mutter in einen Strom von Tränen aus. Ach, es waren Tränen der Freude und des Glückes, ihr ein kleines Entgelt für ein Leben voll Sorgen, uns das Kostbarste, was der Mensch dem Menschen zu bieten vermag.

Da stand ich nun, 43 Jahre alt, zwischen meiner Frau und den Kindern auf der einen, und der guten Mutter mit den drei Lehrern meiner Kindheit auf der anderen Seite, gleichsam zwischen Zukunft und Vergangenheit gestellt, als wollte das Schicksal mich auffordern, nachzudenken über mich selbst und meine Pflichten. —

Von dem Prämienanlehen wurde nach dem Krach nicht mehr gesprochen. Die freundlichen Beziehungen zum Gemeinderate stellten sich von selbst wieder her. Der Bau der Wasserleitung war vollendet, und schon nach den ersten, vorläufigen Proben wählte der Gemeinderat mich am 17. Oktober zum Ehrenbürger von Wien. Drei Tage später, am 20. Oktober, wurde ich von meinem Wohnbezirke mit 631 gegen 59 Stimmen in das Abgeordnetenhaus entsendet. Das war die erste Periode direkter Wahlen an Stelle der Wahlen aus den Landtagen. Vier Tage später, am 24. Oktober, wurde die Wasserleitung eröffnet. Viele Tausende von Wienern füllten den weiten Schwarzenberg-Platz und die benachbarten Straßen.

Felder ersuchte großmütig mich, der ich doch das Werk verlassen hatte, durch Erheben eines weißen Tuches das Zeichen zum Öffnen

des Wechsels zu geben. Aus dem runden Becken, das noch heute besteht, sollte unter Absperrung aller anderen Ausläufe der Strahl der gebändigten Alpenquellen sich unter ihrem vollen Drucke erheben. Unter dem Straßenpflaster, in der Nähe des Beckens, befand sich in einem gewölbten Raume der Wechsel, bei ihm der Oberingenieur Mihatsch mit seinen Leuten. Ich stand neben dem Bürgermeister und der Gemeindevertretung am Rande der Terrasse vor dem Schwarzenbergschen Palaste; in unserer unmittelbaren Nähe befand sich der Kaiser.

»Per tot discrimina . . .« dachte ich bei mir, und gab das Zeichen mit dem Tuche.

Die Augen der Menge sind auf die Mitte des Wasserbeckens gerichtet. Es ist nichts. Eine peinliche Pause.

Nach einigen Minuten wiederhole ich das Zeichen.

Wieder nichts. Eine noch peinlichere Pause. Eine, zwei, drei Minuten. Ich beginne die Pulse an meinen Schläfen zu verspüren.

Eben, indem ich im Begriffe bin, ein drittes Zeichen zu geben, zeigt sich ein Aufsprudeln an der Mündung des Steigrohres. Höher und immer höher erhebt sich in schwankendem Spiel der schaumweiße Strahl, erreicht endlich, alle Häuser übersteigend, 40 bis 50 Meter und löst sich in eine Spreu von Millionen herabfallender Tropfen auf. In diese sendet die gütige Sonne ihre Strahlen und spannt einen Regenbogen um das Bild.

Ein vieltausendstimmiger Ruf des Staunens füllte den weiten Raum. Mir schnürte sich die Kehle zusammen. Mein Blick suchte in der Menge meine gute Frau; ich fand sie nicht. Dann führte mich Felder zum Kaiser. Nach äußerst gütigen Worten der Anerkennung sagte der Kaiser: „Ich danke Ihnen.“ Ich gab meiner Freude darüber Ausdruck, daß dieses Werk angewandter Naturforschung unter der Regierung Sr. Majestät zustande gekommen sei.

In dem unterirdischen Raume, am Wechsel, hatte sich im entscheidenden Augenblicke der bedienenden Arbeiter eine derartige Aufregung bemächtigt, daß sie auf das erste Zeichen hin die Handhabe verkehrt drehten, und nach dem zweiten im Begriffe waren, sie gewaltsam ganz abzudrehen. Der gute Genius, der das Werk bisher begleitet hatte, rettete es endlich auch in diesem Augenblicke.

Fünfzehn Jahre später, als die neue Wasserleitung in 91 % der Häuser eingeführt war, schätzte der Obersanitätsrat Prof. Drasche die bis dahin erzielte gesamte Verminderung der Todesfälle an Typhus auf 7961. Ihre Zahl vor 1867—73 34,21 in 1000 Todesfällen und im gleichen Zeitraum bis 1888 nur 9,44. Dabei war die Einleitung des Wassers nur nach und nach erfolgt.

Das Hauptziel des Werkes war daher erreicht. Das Verdienst des Geologen stand dabei in der zweiten Linie. Von dem Augenblicke an, in dem es feststand, daß ein außerhalb der menschlichen Besiedlung liegendes Infiltrationsgebiet zu suchen sei, war auch schon seine Aufgabe gelöst und es handelte sich nur darum, daß an diesem Grundsatz festgehalten werde. Jenen Vertretern der Gemeinde Wien, Felder an der Spitze, die, ohne den Einzelheiten dieser Studien folgen zu können, dennoch vertrauten, und jenen, welche die technischen Schwierigkeiten besiegten, wie Junker und Mihatsch, dann der stets fördernden Gesellschaft der Ärzte und dem zustimmenden Teile der Presse gebührt der Dank der Stadt Wien.

Dieser Grundsatz, daß Trinkwasser außerhalb der Besiedelungen zu suchen ist, gilt nicht nur für Wien. Solche Gebiete findet man in Mitteleuropa in erster Linie auf dem Hochgebirge. Dieses vereinigt noch zwei wichtige Vorzüge, nämlich einen weit größeren Niederschlag als die Ebenen und das bedeutende Gefälle. Darum gilt es für mich als feststehend, daß jede Stadt, die das Hochgebirge zu erreichen imstande ist, dies mit der äußersten Anwendung der Kräfte tun sollte. Es mag für haarsträubend gelten, wenn ich sage, daß Budapest in den Karpathen und Paris in den Westalpen sein Trinkwasser suchen sollte, aber vor vierzig Jahren galt auch der Plan, das Wasser für Wien 112 km weit aus den Alpen zu holen vielen für haarsträubend, und seither hat Wien eine zweite, ähnliche, aber noch längere Leitung, aus den steirischen Alpen, vollendet.

In den letzten Jahren ist der schöne Gedanke aufgetaucht, in den europäischen Hochgebirgen einzelne Gebiete in Parks nach Art des Nationalpark am Yellowstone (Ver. Staaten) umzuwandeln, d. h. die Waldungen unberührt, das Wild ungestört, überhaupt der Natur so weit als möglich ihre Ursprünglichkeit zu lassen. Dieses Gedankens sollten sich die betreffenden Städte zur Sicherung eines künftigen Wasserbezuges bemächtigen.

XVI.

Das Abgeordnetenhaus 1873 — Konfessionelle Gesetze — Eid der Bischöfe — Jesuitenfakultät in Innsbruck.

1873—1874.

Das Schicksal des Ministeriums Hohenwart vollzog sich, wie bereits gesagt wurde, noch innerhalb des Jahres 1871. Lasser mag im Rechte gewesen sein, als er die Meinung aussprach, Hohenwart sei mehr der Geführte als der Führer gewesen. Nur unter der Voraussetzung, daß er im Laufe des Sommers unter den Einfluß des immer anmaßender auftretenden böhmischen Feudaladels gelangt war, wird das kaiserliche Reskript vom 12. September einigermaßen verständlich, in dem die staatsrechtliche Stellung der Krone Böhmens erwähnt wird. Die Adresse des böhmischen Landtages vom 6. Oktober beweist, daß die Tschechen in diesem Reskript die Anerkennung eines selbständigen böhmischen Staatsgebietes innerhalb des Kaiserstaates erblickten. Die sogenannten Fundamentalartikel, die im Einvernehmen mit dem Grafen Hohenwart ausgearbeitet waren, öffneten den Weg zur Zerstückelung des Reiches.

Am 20. Oktober 1871 fand die entscheidende Sitzung des Ministerrates unter dem Vorsitze des Kaisers und in Gegenwart des Reichskanzlers Beust, sowie des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Jul. Andrássy statt. Andrássy verwahrte sich dagegen, daß einer der beiden, durch den Dualismus verbundenen Staaten in solcher Weise von Grund aus verändert werde und hob die dynamische Widerstandslosigkeit eines Agglomerates von 17 kleinen politischen Einheiten hervor. Ebenso wurde Hohenwart von seinem eigenen Finanzminister, Holzgethan, einem Bureaukraten der alten Schule, bekämpft. In Wien war das Gerücht verbreitet, dieser alte Herr habe während der Vertretung der Fundamentalartikel durch Hohenwart, von seinen Gefühlen überwältigt, die Anwesenheit des Kaisers vergessend, mit der Hand auf den Tisch geschlagen und ausgerufen: „Das ist ja der reine, pure Hochverrat“.

Ob dieser drastische Auftritt sich wirklich zugetragen hat, weiß ich nicht zu sagen und noch weniger, ob, wie man in Wien sagte, in diesem unwillkürlichen Ausbruche altösterreichischer Empfindungen die Krise des Reiches sich ausgelöst hat. Auch Wertheimer, Andrássys Biograph, betont das entschiedene Auftreten Holzgethans.

Genug, die föderalistischen Pläne waren gescheitert. Graf Hohenwart wurde entlassen; bald darauf trat Andrássy an die Stelle des Grafen Beust, doch nicht mehr als Reichskanzler, sondern als Präsident des gemeinsamen Ministeriums und Minister des Äußeren. Nach einer kurzen Beamtenregierung unter Holzgethan gelangte am 25. November 1871 das liberale Ministerium Adolf Auersperg mit Lasser, Holzgethan, Unger, Glaser, Chlumetzky, Horst und Banhans ins Amt.

Außerordentlich viel Bitterkeit war nach der Phase der Fundamentalartikel bei den Tschechen, dem föderalistisch gesinnten Teile des Adels und bei jenem Teile des hohen Klerus zurückgeblieben, der sich, im Gegensatze zum Kardinal Rauscher, dieser Richtung hingegeben hatte. Die Mitglieder des Reichsrates wurden damals von den einzelnen Landtagen gewählt. Die Tschechen, die Polen, sogar die Deutschtiroler hatten zuzeiten die Wahl verweigert, und selbst der Bestand des Parlamentes kam zeitweise in Gefahr. Die Übertragung des Wahlrechtes von den Landtagen an die Bevölkerung war unabwendbar geworden.

Die äußeren Verhältnisse waren für den Augenblick friedlich. Anfang September 1872 waren die drei Kaiser in Berlin vereinigt gewesen. Das von Lasser ausgearbeitete Gesetz, betreffend die direkten Wahlen, wurde von beiden Häusern unter Abwesenheit des größten Teiles der slawischen Abgeordneten beschlossen und am 2. April 1873 sanktioniert. Bevor noch die neuen Wahlen vollzogen waren, erfolgte im Mai der Börsenkrach. Endlich trat am 4. November das neue Haus zusammen.

Die Nebenumstände meiner Wahl habe ich bereits erwähnt.

Als ein Neuling unter so viele hervorragende Persönlichkeiten tretend, wurde es mir anfangs schwer, zu verstehen, warum jene bedeutenden Staatsmänner der liberalen Deutschen, die nach 1866 so viel zur Wiederaufrichtung des Staates beigetragen hatten, wie Herbst, Giskra oder Brestel, sich nicht selbst in der Regierung be-

fanden. Zuweilen schien es mir sogar, als trenne einzelne von ihnen ein gewisses Bewußtsein früher geleisteter Dienste von manchen jüngeren Mitgliedern der Regierung.

Unter den Deutschen war Herbst der unbestrittene Führer. Er war von ziemlich großem und breitschultrigem Körperbau. Das ausdrucksvolle Gesicht umgab ein kurz geschnittener ergrauender Bart. Er war herb im Gespräche und sehr wählerisch im Umgange. Den Gruß pflegte er kaum zu beantworten und reichte man ihm die Hand, so erwiderte er in der Regel nur mit einem oder zwei Fingern. Erst nach einigen Jahren und nach wiederholter ernster Gegnerschaft erreichte ich zuweilen und genoß ich später dauernd die Ehre des vollen Handschlages. Er konnte so barsch werden, daß Dr. Ruß in einer unserer Klubsitzungen ausrief: „Freuen wir uns doch, daß Exz. Herbst so grob ist; wäre er artig, so würde er uns gar alle in den Sack stecken."

Sein großes Ansehen beruhte auf der unerschütterlichen Treue und Reinheit seines Charakters, auf seiner tiefen Kenntnis aller Zweige der Verwaltung, auf der Gewissenhaftigkeit mit der er alle Einläufe studierte und auf seiner klaren Redeweise, die mehr darauf abzielte, den Gegner zu überzeugen, als ihn hinzureißen. Darum war jede seiner Reden ein Ereignis.

Sein Fehler war der Mangel einer weiteren Auffassung. Erst als ein alter Mann, als sein politischer Einfluß zur Neige ging, sah er Triest und das Meer. Es ist mir nicht bekannt, ob er irgend eine fremde lebende Sprache meisterte. Diese Konzentration brachte es mit sich, daß er der berufenste Vertreter der Deutschböhmen, sowie der gefürchtetste Kritiker des Budgets und der verwickelten Fragen unseres Eisenbahnwesens war, daß jedoch in Fragen von größerer Spannweite mancher seiner aufrichtigsten Bewunderer sich von ihm trennen mußte.

Rückhaltlos beugte sich Herbst jedoch vor Brestel. Dieser, gekrümmt durch ein schweres Rückenmarksleiden, mühsam von einer Bank zur anderen sich bewegend, ohne den allergeringsten Anspruch auf Rhetorik, beherrschte mit seiner sehr schwachen Stimme das ganze Haus. Freunde und Gegner lauschten gespannt, denn was er sagte, war immer kurz und inhaltsreich. Eine Atmosphäre allgemeiner Verehrung schien ihn zu umgeben.

Brestel trug runde Hornbrillen und einen buschigen Schnurrbart. Im Umgange war er das Gegenteil von Herbst, liebenswürdig gegen jedermann und stets bereit zu freundschaftlichem Verkehr, auch zu voller Mitteilung seiner reichen Erfahrungen, sei es an Freunde oder Gegner.

Mein allererstes Auftreten war ein sehr kleiner parlamentarischer Erfolg und zugleich eine sehr demütigende Lehre. Mehrere Wähler hatten mir vorgestellt, wie vielerlei Gewerbe von der Baulust abhängig seien und wie durch Aufhebung der Steuer auf Ziegel an den Linien Wiens hier Besserung zu erwarten sei. Diese Steuer gelangte auf die Tagesordnung. Ich sprach einige Worte. Die Liniensteuer auf Ziegel wurde in der Tat aufgehoben. Sofort nach der Abstimmung schleppte sich Brestel von Bank zu Bank bis zu meinem Sitze, drohte mir schweigend mit dem Finger und kehrte zurück. Einigermaßen betroffen, folgte ich ihm. „Sie haben", sagte er, „dem Staate einige tausend Gulden im Jahre genommen und den Ziegelwerksbesitzern geschenkt. Die Gewerbe werden nichts davon haben. Die Ziegel werden nicht um einen Kreuzer billiger werden." Ich habe die Sache verfolgt. Brestel hat vollkommen recht gehabt. Die großen Bauunternehmer hatten die Lieferungen und die Preise auf längere Zeit hinaus verschlossen, und für die kleineren Bauten mußte der gleiche Preis gezahlt werden. Ich machte mir Vorwürfe und lernte Vorsicht gegen einseitige Bitten.

Zwei Männer aus den Reihen unserer Gegner möchte ich hier noch nennen, in deren äußerem Bilde schon wie bei Herbst der tiefe Ernst und die Strenge zum Ausdruck gelangten, mit denen sie ihre Aufgabe verfolgten.

Der erste ist Grocholski, der Führer der polnischen Abgeordneten, oder wie sie sich gesetzwidrig nannten, der polnischen Delegation. Äußerst selten nur kamen in seinen immer kurzen Reden irgendwelche Anklänge an die historischen Traditionen zum Ausdruck, die ihn doch völlig erfüllten und beherrschten. Er meinte seiner Nation am besten zu nützen, indem er innerhalb Österreichs ihren materiellen Wohlstand und ihren politischen Einfluß zu fördern bestrebt war. Die erste Vorbedingung war, daß er mit eiserner Hand den damals 50 Mitglieder zählenden Klub (in einem Gesamthause von 353, dabei 33 abwesende) zusammenhielt.

Diese geschlossene Gruppe stellte sich unter gewissen Voraussetzungen jeder Regierung zur Verfügung, und diese Voraussetzungen waren bald legislativer, bald materieller Art, wie z. B. Eisenbahnen, bald betrafen sie die Besetzung wichtiger Posten in der Verwaltung. Schon früher hatten sie einen besonderen Landsmann-Minister erreicht, Grocholski selbst hatte die Stelle versehen. Auch das Ministerium Ad. Auersperg mußte schon bei seinem Zusammentritte mehrere wichtige Zugeständnisse, insbesondere in der Schulverwaltung, machen.

Individuelle Ansichten brachen zwar in vereinzelten Fällen, namentlich in späteren Jahren, im Polenklub durch, aber sie waren verpönt. Liberalismus, ideale Überzeugungen und derlei waren ihm eines Politikers unwürdige Kindereien. Es gab nur ein Ziel, das hieß Polen. Man befand sich wohl in Österreich und fühlte sich bis zu einem Grade als ein allerdings anspruchsvoller Gast zur Dankbarkeit verpflichtet. Eiserne Manneszucht war die Hauptsache. So kam es, daß jede in Bildung begriffene Regierung sich fragen mußte, wie sich dieser geschlossene Körper verhalten werde, und daß der Einfluß der Polen von Jahr zu Jahr und endlich gar weit über ein normales Verhältnis hinaus anwuchs. Dieser Einfluß beruhte hauptsächlich auf dem Zwiespalte zwischen Deutschen und Tschechen, sowie der Spaltung der Deutschen in eine liberale und eine klerikale Gruppe.

Ein großer Teil der Erfolge mag der Adelspartei, den Stanczyken, zugefallen sein, aber der materielle Wohlstand des Landes hob sich auch im ganzen.

Grocholski erschien stets in einem langen, verschnürten, schwarzen Rock und mit hohen Stiefeln. Seine Gesichtszüge waren hart. Seine Stimme war heiser, und er war ein schlechter Redner. Und dieser strenge und finstere Taktiker pflegte dennoch, wie die Polen erzählten, in seiner Rocktasche eine kleine Ausgabe des Horaz bei sich zu führen. Das mag wohl seine stille Zuflucht gewesen sein.

Eine weitere, wie Herbst und Grocholski aus dem härtesten Holz geschnittene Gestalt war der alte Staatsanwalt Lienbacher. Er glich einem starren Überreste aus längst vergangenen Zeiten. Er haßte die liberale Regierung. Er war nicht der Führer einer festen Partei, obwohl oft die deutschen Bauern sich ihm anschlossen,

aber er war ein Mann von festen Grundsätzen und unnahbar in seinem Charakter. Das flößte Achtung ein. Er vertrat den alten Zentralismus, mehr oder minder den Absolutismus und dabei die kirchliche Richtung des deutschen Landvolkes. In diesem Sinne war er einer der Wortführer der Rechten in Sachen der Volksschule. Dabei war er durch und durch deutsch gesinnt. Er war wie ein Quarzkristall, hart, scharfkantig, aber dabei durchsichtig.

Die beiden ersten Eigenschaften teilte er mit Grocholski; die dritte ließ erkennen, daß er gerade mich für einen Schädling hielt.

Man darf neben diesem ernsten und in sich abgeschlossenen Charakter kaum den lauten und fröhlichen P. Greuter nennen. Greuter leistete als schlagfertiger Volksredner der klerikalen Partei große Dienste, aber mehr als ein Volksredner war er nicht.

Der finstere, den Zeloten andeutende Blick seines Landsmannes Giovanelli fehlte ihm gänzlich; er zeigte im Gegenteil gerne etwas von der eigenartigen, halb offenen Gemütlichkeit des Inntalers. Nachdem ich einstmals gegen Übergriffe auf das Gebiet der Schule mit aller mir verfügbaren Wärme gesprochen, trat er lächelnd mit den Worten auf mich zu: „No, hoscht Dir halt wieder a Scheit zugschleppt in's Fegefeuer." — Und dennoch. Eines Tages zog er mich in ein leeres Zimmer und sprach in höchstem Ernst: „Lieber Herr Sueß, haben Sie Erbarmen mit mir. Sehen Sie mich an; ich bin groß und stark und gesund, aber die Ärzte sagen mir, daß die Iris sich ablöst von beiden Augen. Binnen nicht langer Zeit werde ich blind, ganz blind sein. Das halte ich nicht aus. Das ist mein Tod." Ich hatte tiefes, aufrichtiges Mitleid. Jeder Versuch, ihm Unzuverlässigkeit solcher Vorhersagungen vorzutäuschen, war vergeblich. „Und", sagte ich endlich, ihm die Hand reichend, „wenn unsere Trennung wirklich ein Abschied für immer sein sollte, so wollen wir mit freundlichen Empfindungen auseinandergehen." „Tausend Dank," sagte er, „Sonst wollt' ich ja weiter nichts hören", war seine Antwort.

Ich habe ihn nie mehr gesehen.

Der bedeutendste Staatsmann der Rechten, Graf Hohenwart, ist erst später in seine so maßgebende führende Stellung eingetreten, jedoch hatte er bereits bei Beginn der Session im Namen einer größeren Anzahl von Mitgliedern der Rechten die

Erklärung abgegeben, daß sie die neue Wahlordnung als eine Verletzung der Rechte der Landtage ansähen.

Unter den neuerwählten Mitgliedern der Linken zog kaum einer so sehr die Aufmerksamkeit auf sich, als Ernst v. Plener. Seine politische Erfahrung, gewonnen durch längeren Aufenthalt in Frankreich und England, volkswirtschaftliche Kenntnisse, eine glänzende Beredsamkeit und ein urbanes und doch zugleich zurückhaltendes Benehmen, das gleichsam erst zur Eroberung des Vertrauens einlud, ließen ihn bald als einen parlamentarischen Dauphin erscheinen. So wurde er auch im Scherze genannt.

Das Parlament tagte in dem provisorischen Gebäude vor dem Schottentore, das unter Schmerling erbaut worden war. Es war von Holz und innen mit einem gewebten Stoffe überzogen. Dabei bot der Saal eine viel bessere Akustik als die glatten und glänzenden Wände des späteren Hansenschen Palastes.

Präsident war Rechbauer, ein hervorragendes Mitglied der steirischen, etwas föderalistisch angehauchten Gruppe der Deutschliberalen.

Es ist unmöglich, alle jene Mitglieder der Linken hier anzuführen, an die sich irgend eine besondere Erinnerung oder ein besonderes Verdienst knüpft. Um eine Grenze zu finden, will ich jene Gruppe anführen, in deren Nähe ich zu sitzen mich freuen durfte.

Das war die linke Seite des zweiten Radialganges der linken Hälfte des Hauses.

In der ersten Bank saß der unvergeßliche Carneri, Politiker, Philosoph und Poet, ein feuriger Geist in einem siechen, später fast zu einem Krüppel verbogenen Körper, begeistert für alles Hohe und Schöne, bemüht die sittliche Erhabenheit der Darwinschen Lehre klarzulegen, später ein glühender Gegner der Taaffeschen Zwitterpolitik, der in seinem langen Leben, mit der Ruhe des Weisen über die physischen Leiden sich erhebend, alles Glück, alle Enttäuschung, und zuletzt doch auch, versenkt in eine Übersetzung der Divina Commedia, alle Tröstungen genossen hat, die der reine Idealismus zu bieten vermag. Die Ecke der zweiten Bank nahm ein Veteran, Ignaz Kuranda, ein. Wie vor 1848 seine „Grenzboten" von uns Studenten gelesen wurden, habe ich bereits erwähnt. Wir

sprachen eines Tages von diesen alten Zeiten und von der Befriedigung, mit welcher er auf seinen Lebenslauf zurückblicken könne. „Ich hatte“, erwiderte er, „vor Jahren in Schuselka einen Freund, auf den ich große Stücke hielt. Er liebte aber zu sehr den Beifall. Er mied die Kritik und suchte nur solchen Umgang, in dem er von vornherein der Zustimmung sicher war. Die Folge war, daß er nicht lernte, sondern sank. So haben wir uns nach und nach den entgegengesetzten Polen der Politik und der Gesellschaft genähert. Heute ist sein großes Talent verschollen. Das ist die Gefahr des Applauses.“

Kuranda war klein von Statur. Seine Bewegungen waren sehr lebendig. Er war eines der wenigen Mitglieder des Hauses, die sich ernstlich mit der äußeren Politik beschäftigten. Aus früheren Jahren ist seine prophetische Rede vor dem schleswig-holsteinschen Kriege bekannt.

An der Ecke der dritten Bank war mein Platz und neben mir der meines Bruders Friedrich. Über mir, an der Ecke der vierten Bank, saß Ernst v. Plener und an seiner Seite Hofrat Ad. Beer, der bereits als einer der Hauptmitarbeiter an unserem Reichsvolksschulgesetze genannt wurde. Auf der anderen Seite des Ganges, um eine Bank höher als Plener, saß Herbst.

Das mag genügen, um zu zeigen, wie viele Männer ich in meiner nächsten Nähe sah, mit denen zu verkehren mir eine Freude und eine Auszeichnung war.

Schon bei der ersten Gruppierung der Parteien spalteten sich die liberalen Deutschen; 88 Mitglieder bildeten die Linke; neben diesen bildeten gegen rechts 54 Mitglieder den verfassungstreuen Großgrundbesitz und gegen links 57 den Fortschrittsklub. Dann wurde in der ersten Sitzung der Linken ein schwerer Fehler begangen. Die Linke war der Körper, auf den die damalige liberale Regierung sich stützen wollte. Die Minister erbaten sich Zutritt zu den Sitzungen unseres Klubs. Herbst mißtraute der Selbständigkeit der Rekruten, welche eben von den direkten Wahlen in das Haus gebracht waren, und beantragte die Ablehnung. Wir, völlig neu in diesen Dingen, stimmten zu. Die Regierung fühlte sich verletzt; sie hat es Herbst auch nach Jahren nicht verziehen, und der persönliche Verkehr blieb durch längere Zeit gestört.

Man wählte mich in den Budgetausschuß, und die Berichterstattung über das Unterrichtswesen wurde mir übertragen.

Eine äußerst schwierige Aufgabe war mir zugefallen.

Ein planmäßiger Widerstand gegen das Reichsvolksschulgesetz trat immer deutlicher hervor. In einzelnen Teilen des Reiches, namentlich in Tirol, war seit 1869 noch nicht einmal die Konstituierung der Schulbehörden gelungen.

In Niederösterreich hatte ich bei meinem Eintritt in das Abgeordnetenhaus die mir teuer gewordene Stelle im Landesausschusse zurückgelegt, und der Landtag hatte den erwünschtesten Kollegen, den treuen und unermüdeten Lustkandl, an meine Stelle gewählt. Die ersten Spuren einer entgegengesetzten Bewegung zeigten sich hier in der Zunahme der Begehren nach Schulbesuchs-Erleichterungen für das 7. und 8. Schuljahr. Dann klagte man über die Kosten der Schulbauten. Abgesehen davon, daß Beiträge hierzu vom Normalschulfonds und von einzelnen Wohltätern, z. B. vom Fürsten Johann Liechtenstein, getragen wurden, war ein Teil dieser Kosten durch die gegenwärtige Eifersucht benachbarter Gemeinden veranlaßt. Eine von ihnen meinte, ihre Schule müsse einen Turm haben. Dann kamen die Klagen über die Höhe der Schulumlagen im allgemeinen. Das Gesetz war infolge der zunehmenden Schulbesuchs-Erleichterungen immer weniger imstande seine volle Wirksamkeit zu äußern. Erspart wurde an Schulumlagen nicht ein Kreuzer.

Die Verwaltung der niederösterreichischen Schulen bewies mir täglich, daß nicht persönliche Anschauungen, sondern die Bedürfnisse der Menge entscheidend sein müßten, daß nichts, was nur dem Geringsten verehrungswürdig ist, unzart berührt werden darf, daß aber das Volk vorwärts geführt werden muß, folgend dem unaufhaltsamen Schritte der Zeit.

Das waren klare Richtlinien für die Schulverwaltung eines Kronlandes, hier aber, im Reichsrate, traten diese pädagogischen Grundsätze viel weniger in den Vordergrund, als jene Verknüpfung des Unterrichtswesens mit Fragen der Politik, welche die Plage jeder Verwaltung in den katholischen Staaten ist.

In Österreich-Ungarn tritt noch eine ganz besondere Schwierigkeit dazu.

Das österreichische Konkordat war auf Stärkung der heimischen

episkopalen Macht gerichtet gewesen. Das neue Dogma beruhte im Gegenteil auf der Zentralisation der päpstlichen Gewalt. Gesteigerte Einflußnahme der Nuntiaturen war vorauszusehen. Damit rückt der Schwerpunkt aller einschlägigen Verhandlungen aus dem Ressort des Kultusministeriums in jenes des Ministeriums des Äußeren. Seit 1867 hat in Österreich-Ungarn der Kultusminister die Kultusvorlagen vor dem heimischen Parlamente, der Minister des Äußeren dagegen jede etwaige Verhandlung mit der Kurie vor der Delegation zu vertreten. Dabei sind die ungarischen Kultusgesetze von den österreichischen gänzlich verschieden, aber der Minister des Äußeren ist gemeinsam. So ist z. B. das Konkordat von 1855 in Ungarn nie wirksam geworden, und die grundsätzliche Verschiedenheit der Ehegesetze führt jahraus jahrein zu Schwierigkeiten. So entsteht die Gefahr, daß die Nuntiatur schrittweise das Übergewicht über die autochthonen Elemente erlangt oder daß ein minder fügsamer Teil zu einem so entschiedenen Vorgehen gelangt, wie es Ungarn 1895 gegen den Minister Kalnoky und den Nuntius Agliardi eingeschlagen hat.

Seit unter Leo XIII., d. i. seit dem Jahre 1878, an Stelle des stürmischen und aggressiven Verfahrens seines Vorgängers eine weitausblickende Politik der Kurie hervorzutreten begann, konnte man bei uns die Frage aufwerfen, vor welchem Forum sie unter den erwähnten Umständen zur Diskussion zu stellen sei. Ihre Lösung würde wohl davon abhängen, ob man sich der von Bismarck am 29. November 1881 ausgesprochenen Meinung anschließen will, daß die Vertretung bei dem päpstlichen Stuhle nicht die Vertretung bei einer fremden Macht, sondern bei dem Oberhaupt einer Kirche ist. In diesem Falle würde das Eingreifen des Ministers des Äußeren sein Ende finden.

Ein einsichtsvoller, freilich sehr gemäßigter Kultusminister, Stremayr, war am Ruder. Das Konkordat war infolge des Infallibilitätsdogmas als hinfällig erklärt worden. Die hierdurch notwendig gewordenen konfessionellen Gesetze wurden, nach langer Pause, am 21. Januar 1874 dem Abgeordnetenhause vorgelegt, und zwar: ein Gesetz über die äußeren Rechtsverhältnisse der katholischen Kirche, ein Klostergesetz, eines über das Verhältnis des Pfründenvermögens zum Religionsfonds und eines über die Anerkennung von Religionsgenossenschaften.

Diese Entwürfe entsprachen nicht im entferntesten einer für die Autorität des Staates so gefahrvollen Zeit. Das erste und wichtigste derselben bot in entscheidenden Punkten anstatt fester Bestimmungen nur Vollmachten für den jeweiligen Minister. Gerade während der Beratung dieser Gesetze spielten sich bedeutsame konfessionelle Kämpfe ab. Nur zwei Tage vor ihrer Vorlage, am 19. Januar 1874, hatte P. Collet in Genf, der Sekretär des Bischofs Mermillod, aufregende Schriften aus dem Auslande erhalten; am 23. Januar stellte die Schweiz dem Nuntius Agnozzi die Pässe zu; in den folgenden Tagen wurde P. Collet wegen lügenhafter Aussage vor dem Gerichte aus dem Lande gewiesen.

Dieser 21. Januar 1874 war auch derselbe Tag, an dem Bismarck den Absagebrief an Arnim sandte, der später zur Veröffentlichung der Depesche vom 14. Mai 1872 geführt hat, welche deutlicher als jedes andere Schriftstück die durch das neue Dogma veranlaßte Änderung in der Stellung der Staaten zum Papste hervorhob. Die in dieser Depesche betonte Notwendigkeit eines höheren Interesses der Staatsverwaltung an der Papstwahl liest sich wie die Vorhersage viel später eingetretener Ereignisse.

Wenn man den Berichten englischer Diplomaten Glauben schenken darf, war durch dieselben Jahre 1874 und 1875 das griechisch-unierte Landvolk der Gouvernements Siedlce und Lublin von seiten der russischen Behörden dem gräßlichsten Martyrium ausgesetzt. Im Mai 1874, während hier die friedenverheißenden Gesetze in Beratung standen, haben zwei exilierte Pfarrer aus Lublin, als Bauern verkleidet, unsere Grenze überschritten, um in ihrer Heimat heimlich ein Breve zu verteilen, das als ein vom Himmel gefallener Brief des Papstes gelten sollte, und das neuen Widerstand und auch neue Grausamkeiten hervorrief.

Stremayrs Vorlagen standen nicht auf der Höhe dieser bewegten Zeit. Man sagte, sie seien ein durch Kardinal Kutschker vermittelter Kompromiß gewesen, aber man kann als sicher annehmen, daß Metternich — der vielberufene Metternich — anders gesprochen hätte. Ein Beispiel mag folgen. Am 6. April 1844 unterbreitete Metternich dem Kaiser Ferdinand einen alleruntertänigsten Vortrag, betreffend die kirchlichen Verhältnisse. Er schreibt: „Besteigt heute oder morgen ein Papst den Stuhl Petri, bei welchem die Hin-

neigung zu Frankreich überwiegt, so sehe ich mich außerstande, die Fortdauer der freundlichen Beziehungen mit dem römischen Hofe zu verbürgen und einen Bruch zu verhindern, der in noch ganz anderem Maße ein europäisches Ereignis sein würde als das Kölner."

Der Kölner Zwist betraf Ehesachen. Jedenfalls gleicht das Auftreten Metternichs von 1844 mehr jenem Bismarcks von 1872 als jenem der österreichischen Regierung von 1874.

Österreich ist kein national-einheitlicher Staat. Um so notwendiger wäre ein geschichtlicher Unterricht gewesen, der in unbefangener Weise die Vergangenheit, die großen Leistungen dieses Staatswesens und die großen Männer, die es hervorgebracht, dargestellt hätte. Daraus wäre gesteigerte Liebe zu diesem Vaterlande und ein gesteigertes staatliches Bewußtsein hervorgegangen. Von dem einseitigen Unterrichte der Thunschen Zeit wurde bereits gesprochen. Später, nach Verstaatlichung vieler Mittelschulen, trat ein gar eigentümliches System in Wirksamkeit.

Gute historische Schulbücher, wie jene von Zeißberg, Gindely, Hannak, Loserth u. a., wurden eingeführt, aber neben diesen erteilte der Katechet Unterricht in der Kirchengeschichte und stellte einzelne entscheidende Phasen in völlig entgegengesetzter Weise dar. Sein Unterricht ist aber als ein Teil des Religionsunterrichtes der Aufsicht des staatlichen Schulinspektors entzogen. Zugleich gedieh eine nationale, gegen Österreich als Staat durchaus nicht immer gerechte Literatur in Böhmen, Polen und in den südslawischen Ländern, um von Ungarn nicht zu sprechen.

Maximilian I., Maximilian II. und Joseph II. durften nicht berührt werden, an diese hatte sich die Tradition nicht herangewagt.

Am 6. März erhielt ich das Wort. Es war meine erste größere Parlamentsrede.

Drei Beispiele wurden gewählt: Das entschiedene Verhalten Ferdinands I. gegen Paul IV., als dieser dem Kaiser die Anerkennung versagen wollte, — das Vorgehen Josephs I., als Clemens XIII. sich weigerte, Karl III. als König von Spanien anzuerkennen und mit dem Banne droht, worauf der Kaiser ein Armeekorps gegen Rom in Bewegung setzt — endlich Franz I., der im Jahre 1800 als Herr von Venedig dem Papste Pius VII. die Inthronisation in der

Markuskirche nicht gestattet und selbst Pläne auf das päpstliche Territorium und die Wiederherstellung des römischen Reiches deutscher Nation hegt, die dann bei Marengo zertrümmert werden.

Ein Zufall wollte, daß der Minister des Äußeren, Graf Jul. Andrássy, diese Rede hörte. Ob dieser Umstand auf spätere Erlebnisse von Einfluß gewesen ist, weiß ich nicht zu sagen.

Die Beispiele standen mit dem landläufigen Vorurteile so sehr in Widerspruch, daß sie Aufmerksamkeit erregten. Bald nach der Rede fühlte ich mich auf Grund einer Flut auch aus kirchlichen Kreisen eingelaufener Briefe berechtigt, zu sagen, daß es Hunderte und Hunderte von Priestern in Österreich gibt, die nichts sehnlicher wünschen, als ihre Liebe zur Religion in Einklang zu bringen mit ihrer Liebe zum Kaiser und zum Vaterland.

Diese Worte wurden in einer Rede gesprochen, in der ich beantragte, die kirchlichen Behörden hätten durch einen Eid Treue dem Kaiser und Gehorsam den Staatsgesetzen zu geloben. So hatte er seit sehr langer Zeit gegolten, und erst das Konkordat hatte einen neuen Eid eingeführt, der mit den Worten beginnt: „Ich schwöre, wie es einem Bischof ziemt . . .“ Da er jedoch zuvor einen unbedingten Eid zu schwören hatte „Seinem Herrn, dem Papst“, war für den Bischof auch formell päpstliches Gesetz höher gestellt als kaiserliches, und da die alte bischöfliche Gewalt durch das neue Dogma niedergebrochen war, mußte in der Tat gesagt werden, daß der eherne Wall der Staatsgesetze, der unsere Einrichtungen umgeben soll, durch den Fortbestand des Konkordatseides geöffnet werde.

Ein Widerspruch der Regierung gegen diesen Antrag konnte um so weniger erwartet werden, als derselbe Kultusminister Stremayr in seinem alleruntertänigsten Vortrage vom 25. Juli 1870 (der zur Aufhebung des Konkordates führte) selbst hervorgehoben hatte, daß nach Art. 20 der Bischof dem Kaiser Treue zu schwören habe „wie es einem Bischof ziemt“ und daß ein solcher Schwur „nach dem neuen Dogma eigentlich die Bedeutung hätte, daß er nur noch so weit gelte, als es der Papst gestatten will“.

Ein schmerzlicher Augenblick war es, als nun ein einflußreiches Mitglied der Fortschrittspartei sich erhob und erklärte, der geringe Wert, den politische Eide verdienen, verbiete für meinen Antrag

zu stimmen. So fiel der Antrag. Das Gesetz, welches bestimmt ist, an die Stelle des Konkordates zu treten, enthält gar keine Bestimmung über den Eid. Das war die formelle Kapitulation der Staatsgewalt, und diese Lücke ist wichtiger als der ganze Inhalt des Gesetzes.

Andere Leute mögen damals gelacht haben. Auch in Frankreich hat man anders gedacht. Noch im April 1892 hat der Minister Ricard keinen Anstand genommen, die widerspenstigen Bischöfe an den Wortlaut des durch das dortige Konkordat ihnen vorgeschriebenen Eides zu erinnern, der allerdings im Gegensatz zum österreichischen Konkordatseide in erster Linie Gehorsam und Treue gegen die Regierung verlangt.

Ein ähnliches Schicksal traf einen zweiten Antrag, zu dem mich nicht die konfessionellen Vorlagen, sondern das Unterrichtsbudget führte. An der Universität Innsbruck hatte man die theologische Fakultät, wie bereits gesagt worden ist, dem Orden der Jesuiten überlassen. Es hatte Konflikte gegeben; die Professoren der weltlichen Fakultäten hatten gegen die Zulassung der Jesuiten zum Rektorate Einspruch erhoben; auf das hin verlangte Stremayr von diesen die Erwerbung der österreichischen Staatsbürgerschaft. Die Professoren aus dem Jesuitenorden erwarben sie, leisteten auch den Staatseid, aber die innere Einrichtung der Fakultät blieb im wesentlichen die gleiche und verschieden von jener der anderen österreichischen Universitäten. Neben 77 aus den verschiedensten Diözesen stammenden inländischen, zählte sie jetzt 132 ausländische Hörer.

Ich beantragte im Budgetausschuß eine Resolution, nach welcher diese Fakultät mit Schluß des laufenden Schuljahres zu schließen sei. Bei dieser Gelegenheit legte ich ein Exemplar der »Ratio studiorum« des Ordens vor und verlas einige Stellen. Der Eindruck war ein solcher, daß der Ausschuß meinte, der vorliegende Kodex müßte eine Mystifikation sein, und der Unterrichtsminister wurde ersucht, sich über die Richtigkeit zu äußern. Es handelte sich insbesondere um den Gehorsam »uti baculus« und um das Verhältnis zu den eigenen Eltern. Der Unterrichtsminister berief den Ordensprovinzial

zu sich, und dieser bestätigte selbstverständlich die Richtigkeit. Die Resolution wurde vom Ausschuß angenommen.

Mein Wunsch war, daß sich im Hause die Beratung auf diesen besonderen, sehr klaren Fall der Schulverwaltung beschränke. Das war nicht zu erreichen. Man hörte große Worte gegen den Orden und seine Tätigkeit im allgemeinen; dann kam ein lahmer Vermittlungsantrag; dann wurde auch dieser abgelehnt, und alles blieb beim alten. —

Unterdessen vermehrten sich die Zuschriften, die mir aus kirchlichen Kreisen zugingen. Es waren nicht nur Zustimmungen, sondern auch Klagen, sogar Denunziationen der verschiedensten Art, die zu prüfen ich weder die Mittel noch die Neigung hatte und die selbstverständlich in den Ofen wanderten. Daneben kamen auch einzelne, insbesondere auf das Klosterwesen, die Patronate und die Congrua bezügliche Ratschläge erfahrener und wohlmeinender Männer. Ich meinte aber, daß andere Kollegen besser geeignet seien, Fragen dieser Art zu verfolgen und zog mich auf das Unterrichtsbudget zurück.

Mit Sehnsucht erwartete ich die Osterzeit, um zu dem Studium in der freien Natur zurückzukehren. Vierzehn junge Forscher und Studierende schlossen sich mir an, aber wie verändert war meine Aufnahme in Oberitalien: Man hatte den Vortrag im Teatro olympico nicht vergessen. Schon am Bahnhofe zu Padua erwartete uns Carlotto Toaldo, jene poetische Gestalt aus einer bewegten Phase meiner Jugend, und wollte uns alle nach Schio entführen. In Vicenza begrüßte uns der Bürgermeister und der Deputierte mit Ansprachen; die Munizipalität stellte Wagen zur Verfügung. Wir mußten trachten, so vielen unverhofften Zeichen von Artigkeit zu entfliehen. Schon am folgenden Tage waren wir in den Euganäischen Bergen, dann in den Bergen von Verona, dann in Bozen. Die Rückreise erfolgte über München.

Der Rest dieses Jahres und der Winter auf 1875 waren hauptsächlich wissenschaftlichen Studien gewidmet. Diese wurden am 25. September auf das angenehmste durch den Triumphzug unterbrochen, welchen Wien den von ihrer glorreichen Polarreise Rück-

kehrenden, namentlich ihren Führern Payer und Weyprecht bereitete. Man sah es dieser jauchzenden Bevölkerung an, wie sehr sie nach irgend einem Erfolge lechzte, nach irgend einem Ereignis, auf das sie mit Stolz hinweisen durfte inmitten des entnervenden Pessimismus, und dankend nannten Tausende neben jenen der heldenmütigen Forscher den Namen des Grafen Hans Wilczek, der dieses schöne Ergebnis ermöglicht hatte.

XVII.

Verkehr mit Qu. Sella — P. Bilimek in Mexiko — Das neue Bett der Donau — Entstehung der Alpen — Marsch von Salzburg nach Italien — Realschule in Proßnitz — Kohlengruben von Brüx — Einstellung der Silberprägung — Zukunft des Goldes — Kaiser Dom Pedro.

1875—1877.

Die ersten Monate des Jahres 1875 waren durch eine sehr kriegerische Stimmung gekennzeichnet, die von Paris ausging. Im Monate März schuf man dort die Cadres für 144 neue Bataillone und ein Gesetz zur Beschleunigung einer etwaigen Mobilisierung. Als hierauf am 5. April Kaiser Franz Joseph, alle persönlichen Empfindungen dem Staatswohle unterordnend, in Venedig den König Victor Emanuel besuchte, da sprachen viele Blätter von einer Liga gegen Deutschland.

Bald sah man, daß diese Liga ein Traumgebilde war; allerdings hatte aber der König von Italien die Gelegenheit benutzt, um seinem Gaste nahe zu legen, wie große administrative Schwierigkeiten seinem Reiche daraus entstanden, daß die Alta Italia, das oberitalienische Eisenbahnnetz, noch unter der Verwaltung der österreichischen Südbahn-Gesellschaft stand. Der Kaiser versprach wohlwollende Prüfung; der König beauftragte Quintino Sella mit der Verfolgung dieser schwierigen Frage, und Sella kam nach Wien.

Mehrere der in dieser Sache maßgebenden Persönlichkeiten waren mir persönlich befreundet. Mein Verkehr mit Sella wurde lebhafter. Oft tauschten wir unsere Meinungen über den allgemeinen Gang der Dinge aus, über den Charakter des heutigen Europäers, über die steigenden Schwierigkeiten der Regierungskunst, über die Notwendigkeit, neben den Bedürfnissen des einzelnen Staates die Interessen der Menschheit nicht zu vergessen, und indem er mir die reichen Schätze seiner Erfahrungen öffnete, kamen wir uns so nahe, daß er mir das brüderliche Du anbot.

Während der Osterferien 1875 war ich mit dreißig Studierenden über das Erzgebirge nach Dresden gegangen. Als die Sommerferien

begannen, wanderte ich mit meinem ältesten Sohne Adolf über das Stilfser Joch nach Zürich.

Im September besuchte ich die Naturforscher-Versammlung in Graz, und dort begegnete ich meinem lieben alten Freunde, dem P. Dominik Bilimek. Es wurde bereits gesagt, daß er im Jahre 1856 mein Begleiter in der Umgebung von Krakau gewesen ist. Er war nun ein alter Mann geworden. Zunächst war er von Krakau als Religionslehrer an die militärische Bildungsanstalt in Eisenstadt versetzt worden. Nachdem auch dort sein Sammeleifer bekannt geworden, nahm ihn Kaiser Maximilian nach Mexiko mit.

Lassen wir ihn selbst eines seiner Erlebnisse erzählen.

„Wir lagen im Biwak; es war Mondnacht. Ich schlief in meinem Zelte. Da berührte ein Fuß meine Seite und mein Name wurde gerufen. Es war die Stimme des Kaisers. Ich sprang auf; er befahl mir ihm zu folgen. Wir gingen weit vor das Lager hinaus, ins freie Feld. Dann blieb der Kaiser stehen. Pater Bilimek, sagte er zu mir, Sie sind ein treuer christ-katholischer Priester, und als solchen richte ich eine ernste Frage an Sie. Man sagt mir, es sei meine Pflicht als Christ, mit voller Strenge zu handeln, und jeden mit den Waffen in der Hand Gefangenen als Rebellen erschießen zu lassen. Ich frage Sie als Priester, ist das meine Pflicht?"

„Ich war bis in die tiefste Seele erschreckt. Tränen brachen aus meinen Augen. Ich fiel auf die Kniee, und in meiner Ergriffenheit umfaßte ich die Kniee des Kaisers. Ich weiß nicht, was ich gestammelt habe, nur weiß ich, daß ich sagte: Die christliche Religion ist die Religion der Liebe und nicht des Hasses oder der Rache. Was hier Ew. Majestät geraten wird, ist das Gegenteil von Christentum. Dann beschwor ich den Kaiser, bei allem was ihm auf Erden oder im Himmel heilig, diesen Rat abzuweisen."

„Der Kaiser sagte, er werde sich's überlegen und ging fort. Dann haben die anderen doch recht behalten, und das andere wissen Sie ohnehin."

Die Augen des guten alten Pater hatten sich wieder mit Tränen gefüllt, seine Lippen bebten vor Aufregung, und ich malte mir das Bild dieses einfachen und gemütvollen Mönches aus, auf der weiten, vom Monde beleuchteten Ebene, des Dieners wahren

Christentums, zu den Füßen seines Kaisers, wie seine Worte erstickt werden von den überquellenden Empfindungen.

Dieser Vorfall dürfte sich nach meinem Vermuten in der Nacht vor dem 3. Oktober 1865 zugetragen haben, an welchem Tage Maximilian das Martialgesetz erließ, das manches Menschenleben gekostet hat, von ihm selbst in späteren Schriften tief bedauert wurde und als eine der Veranlassungen zu seinem eigenen tragischen Ende angesehen wird. Die Berichte über das Zustandekommen dieses Gesetzes widersprechen sich; nach einer eigenhändigen Aufzeichnung des Kaisers schrieb Bazaine dazu: »para terminar pronto y completamente«.

P. Dominik Bilimek hat die Stellung eines Kustos der Sammlungen im Schlosse Miramare erhalten, und ist in dieser Stellung gestorben.

Etwa um die Zeit der Kaiserreise nach Venedig, anfangs April 1875, war die Aushebung des neuen Bettes der Donau vollendet. Ein alter, fester, hufeisenförmiger Damm, der Roller, trennte den Beginn des Durchstiches von dem gegen links bogenförmig abgetrennten Hauptstrom, der großen Donau. Beiläufig 2,7 km unterhalb des Roller hatte man einen schmalen Streifen Landes quer über dem Durchstich zurückgelassen, um den Verkehr mit dem linken Ufer in der Richtung der Praterstraße und der künftigen Reichsbrücke zu ermöglichen.

Das neue Bett teilte sich daher in ein oberes Becken von 2,7 km und ein unteres von nicht ganz 4 km Länge und der gleichmäßigen Breite von 284,5 m. An seiner linken Seite befand sich ein Überflutungsgebiet für Hochwasser, 514 m breit.

Dieses neue Bett war von einer seichten Schicht aufgestiegenen Grundwassers bedeckt. An seinem oberen Ende stand es um etwa 2,2 m tiefer als der nur durch den Roller getrennte Hauptstrom.

Die Umstände waren hier ungünstiger als an den Bitterseen. Dort hatte man es nur mit dem stetigen, höchstens durch Ebbe und Flut beeinflußten Niveau des Roten Meeres zu tun, während hier zu dem Niveauunterschiede von 2,2 m zu beiden Seiten des Roller noch die mächtige normale Strömung der Donau hinzutrat. Dort fürchtete man Beschädigung an den Profilen oberhalb der

neuen Öffnung durch beschleunigtes Einströmen in die Bitterseen, während hier die Beschädigung unterhalb der Öffnung des Roller an den Ufern des Durchstiches zu besorgen waren. Allerdings waren hier die Ufer durch Pflaster und Steinwurf gedeckt, während sie im Kanal von Suez aus losem Wüstensand bestanden.

Am 15. April sollte die Öffnung des Rollers und die Einströmung der Donau in das neue Bett gewagt werden. Am 12. veranlaßte ich ein vertrauliches Schreiben an alle technischen Beamten, das auf die Schwierigkeiten hinwies. Entferntere wurden zur allfälligen Hilfeleistung einberufen. Taussig wurde der Roller und Fänner der Landstreifen an der künftigen Reichsbrücke übergeben. Wex führte die Oberleitung. Ein Zufall wollte, daß eine der leitenden Personen der Kommission am entscheidenden Tage unwohl wurde, eine andere aber sonstwie verhindert war, so daß mir die verantwortungsvolle Ehre zufiel, am Roller den entscheidenden Befehl zum Einlasse des Stromes zu geben.

Das geschah am 15. April um 3.30 Uhr nachmittags.

Außer den Beteiligten waren nicht viele Personen anwesend.

Der Roller, einst der trennende Kopf zwischen der großen Donau und dem Kaiserwasser, bildete einen stromaufwärts gekrümmten Haken. Taussig ließ ihn an der rechten Seite des Hakens öffnen, und nun stürzte der gewaltige Strom schäumend herein. Zur Linken riß er mit großer Geschwindigkeit immer größere Stücke des Roller mit sich, aber während er so die Breite der Pforte vergrößerte, füllte er das tiefer liegende Becken nicht, sondern seine Gewalt war so groß, daß er anfangs auch das vorhandene Grundwasser mit sich talwärts fortriß. Staunend erblickten wir durch einige Minuten an der linken Seite eine bedeutende Strecke des Bettes trocken vor uns, ein merkwürdiges Beispiel für die so oft unterschätzte Kohäsion des Wassers. Das dauerte freilich nicht lange. Die dahinfegende riesige Wassermasse spülte bald über den Landstreifen an der Reichsbrückenlinie. Um 7.20 abends öffnete ihn Fänner, so daß nunmehr ein einziges, zusammenhängendes Bett vorhanden war. Dabei hatte jedoch der einbrechende Strom das rechtseitige Ufer unterhalb des Roller auf die Länge von 240 m und die mittlere Breite von 30 m beschädigt. Weiterer Nachbruch drohte.

Unterdessen hatte sich das neue Bett mehr gefüllt; die Einströmung hatte viel vom Gefälle verloren; der Rest des Roller wurde nicht mehr abgerissen. Am späten Abende konnte Taussig bereits ein oberhalb des Roller aus Vorsicht vorbereitetes, mit Steinen beladenes Schiff von mutigen Schiffern durch die neue Pforte führen lassen. Es wurde vor der beschädigten Stelle des rechten Ufers versenkt. Am nächsten Tage folgten weitere Steinschiffe und Steinplatten.

Die Beschädigung war gedeckt. Nun sah man aber, daß der Strom wahrscheinlich infolge der nun windschiefen Gestalt des Bettes sich teilte. Die Pforte im Roller wurde künstlich erweitert. Am 18. April passierte bereits das Dampfschiff „Neue Donau“ mit einem angehängten Schleppschiffe in Bergfahrt das ganze neue Bett und diese neue Pforte. Der Wasserstand im alten Hauptstrom sank, aber es blieb doch noch so viel Wasser zurück, daß die sehr schwierige Aufgabe der Absperrung des großen alten Strombettes sich vor uns erhob.

Nun, wo der Strom sich sogar weigerte, in das freie Bett einzutreten, war in schlagender Weise gezeigt, wie verfehlt der ursprüngliche Plan der Experten war, demzufolge nur ein Teil des Bettes ausgegraben und dem Strome die weitere Arbeit überlassen werden sollte.

Sobald die Frühjahrshochwässer vorübergegangen waren, wurde der Abschluß des alten Stromes begonnen. Auch diese Arbeit wurde Taussig übertragen. Je mehr der Strom eingeengt wurde, um so mächtiger wehrte er die Einbauten ab. Oft gelang es ihm sie zu zerstören. Die schweren, versenkten Steinschiffe schob er mit kaum glaublicher Kraft beiseite oder in ausgekolkte Höhlungen des Bettes. Endlich versuchte man die riesigen, mit Felsstücken beschwerten und mit Draht gebundenen Faschinen durch steilgestellte Eisenbahnschienen gleichsam festzunageln.

Am 30. Mai eröffnete der Kaiser das neue Donaubett; unsere Sorgen waren aber noch lange nicht zu Ende.

Die Vorlesungen des Wintersemesters hatten noch nicht lange begonnen, als die Donau von neuem Aufmerksamkeit verlangte. Die Absperrung des alten Bettes war trotz aller Mühen noch nicht ganz vollendet, als am 20. November die Arbeiten von steigendem

Hochwasser übernommen wurden. Am 21. November um 1 Uhr nachts meldete ein Telegramm, daß Inn, Ilz und Donau rasch steigen und daß die Stadt Ilz unter Wasser sei. Um 4 Uhr morgens stand in Passau die Donau bereits 18 Fuß über Null, und der Inn war über Nacht um 5 Fuß gestiegen. Mit der äußersten Anstrengung wurden in den Stunden bis zum Eintreffen der Hochflut die bedrohtesten Punkte verstärkt, und die Wasser gingen ohne Schaden anzurichten durch das neue Bett ab.

Am 11. Januar 1876 hielt man den Abschluß des alten Bettes für vollendet. In der Nacht vom 18. zum 19. Februar brachte der Strom größere Mengen von Eis. Sie gingen durch das neue Bett ab, aber unterhalb seines Endes war der untere Prater noch nicht völlig eingedämmt; der Strom breitete sich dort aus, verlor dabei seine Tragkraft und ließ unterhalb Wiens und am Ausgange des Wien durchziehenden Kanales die Eismassen liegen. In der Mitte des neuen Bettes stieg das gestaute Wasser bis 17 Fuß über Null.

Zum Schutze gegen eine Überschwemmung der Stadt aus dem Kanale war über Engerths Vorschlag in dessen oberstes Ende ein mächtiges eisernes Sperrschiff, gleich einem schwimmenden Balken, 48,6 m lang und 9,48 m breit, eingestellt worden, das bei herannahendem Hochwasser als eine Schleuse quer über den Kanal gestellt und je nach Bedarf gesenkt werden sollte. Der Druck, mit dem das Hochwasser das Sperrschiff gegen seine Widerlager preßte, war aber so bedeutend, daß die Senkung gar nicht oder in gefährlichen Stößen vor sich ging. Immerhin wurde eine Depression des Wasserstandes im Kanale um 2 bis 3 Fuß bewirkt. Das war sehr wertvoll, denn in weiter tieferliegenden Stadtteilen stieg das Wasser bis auf 8 bis 10 Zoll unter den Straßenöffnungen der Kloaken, und allen diesen Stadtteilen, damals schon mit einer Bevölkerung von mindestens 150000 Seelen, drohte eine Überflutung aus den Kloaken.

Die Eisstauung löste sich: der Wasserstand sank, und alle Gefahr schien vorüber. Da erschienen außerordentlich große Mengen von Regen- und Tauwasser. Von neuem drohte eine Katastrophe, da brach in entscheidender Stunde die Absperrung der alten Donau, und die Hochwässer fanden Entlastung durch das alte Bett.

Wieder war die Gefahr für Wien überstanden, aber es war recht knapp hergegangen, und wir hatten manches gelernt. Der Strom hatte unter dem Sperrschiffe viel Eis in den Kanal getragen, oder vielmehr durch den äußeren Überdruck hineingepreßt. Engerth ließ einen Rechen aus steilgestellten Eisenbahnschienen herstellen: diese wurden durch die kaum glaubliche Gewalt des Stromes zu Spiralen zusammengerollt. Die Gefahr wurde kennbar, daß der ganze schwer lenkbare Koloß des Sperrschiffes bei dem Manöver des Schließens entgleite, herrenlos den Kanal hinab treibe und sich vor eine der Brücken lege. Man mußte sich entschließen, vor dem Sperrschiffe eine Kammerschleuse zu erbauen. Die linksseitigen Dämme waren streckenweise undicht. An ihrem landseitigen Fuße begann da und dort Wasser durchzurieseln. Dann bröckelte und brach der Fuß an der Landseite nach; immer mehr näherte sich der Abbruch der Krone des Dammes, bis eilige Hilfe durch herbeigeschleppte Säcke gebracht wurde, die man mit Sand füllte. Aufregende Augenblicke fehlten nicht, aber jedermann tat seine Schuldigkeit.

Wex, Taussig und Fänner sind nicht mehr unter uns. Seit jener Zeit, seit 1876, hat keine Überflutung die Straßen heimgesucht. Die heutige Bevölkerung kennt nicht mehr die Bedrängnisse jener Zeit und auch nicht die jeder Überflutung nachfolgenden Krankheiten. Feste Brücken wurden möglich. Auf der rechten Seite des Stromes wurden durch die Aushebung des vollen Profiles, nach Abrechnung des Raumes für Straßen und Plätze, 231 Hektar an Baugrund für Ladeplätze und für die Anlage eines neues Stadtteiles geschaffen. —

Nun reiften die Früchte meiner geologischen Studien heran, und ich konnte im Jahre 1875 ein kleines Buch unter dem Titel: „Die Entstehung der Alpen" an den Tag treten lassen. In dieser Schrift wurde im Gegensatze zu den herrschenden Ansichten behauptet, daß die Gebirge keine zentrale Hebungsachse besitzen, und daß sie überhaupt nicht symmetrisch, sondern einseitig gebaut seien, mit einer Vorder- und Rückseite. Sie seien nicht durch direkte Hebung, sondern durch seitlichen Druck entstanden, und der Lauf der jüngeren Gebirgsketten sei oft beeinflußt durch die Umrisse älterer Vorländer, so daß z. B. die Alpen mit ihrer Fortsetzung, den Karpathen, um-



Aus den geologischen Tagebüchern. III.

schwenken um die ältere böhmische Masse, welche sich bis Linz, Krems und Znaim erstreckt. Die Vulkane seien — das hatten mich namentlich meine italienischen Reisen gelehrt — sekundäre Nebenerscheinungen, zumeist der Innenseite der Gebirgsketten angehörig. Endlich wurde ausgesprochen, daß das Meeresniveau nicht konstant sei, sondern wiederholte allgemeine Veränderungen erlitten habe, die man bisher als Bewegungen des Festen angesehen hatte. Der erwartete Widerspruch blieb fast ganz aus. Einzelne Tatsachen, wie z. B. daß die Alpen in ihrer Gesamtheit von Süd gegen Nord bewegt seien, Himalaja dagegen von Nord gegen Süd, reizten mächtig zu weiterer Verfolgung und zu dem Versuche, den gesamten Bauplan der Erdoberfläche zu überschauen. Schon zeigte sich, daß eine geometrische Anordnung der Gebirgsketten, wie Elie de Beaumont sie vermutet hatte, nicht vorhanden sei.

Die Sammlung, Sichtung und Reihung der Tausende von Beobachtungen, die in den verschiedensten Sprachen in die Öffentlichkeit gelangt waren, bildeten eine Aufgabe, deren Umfang kaum zu überschauen war. Ich war bereits 44 Jahre alt; sollte ich das Ende nicht erleben und nicht imstande sein von der Reihung der Tatsachen bis zu ihrer Vergleichung und Fügung vorzudringen, so wären kostbare Lebensjahre verloren. Ich fand nicht den Mut, aber ich begann immerhin meinen Studien eine entsprechende Richtung zu geben und durch einen ausgebreiteten Briefwechsel zu unterstützen.

Als die Ferialzeit 1876 herangekommen war, wollte ich noch einmal einen möglichst weiten Überblick über die Ostalpen gewinnen und sie zu diesem Ende in ihrer ganzen Breite durchqueren; dabei konnte den Studierenden der Gegensatz des Nordens und des Südens gezeigt werden. Zwölf Assistenten und Studierende waren mit mir, unter ihnen Assistent Uhlig aus Graz, später Professor in Wien, stud. Penck aus Leipzig, jetzt Professor in Berlin und Nowak, später Professor in Prag. Am 23. Juli brachen wir von Berchtesgaden auf, stiegen vom Steinernen Meere durch die Buchauer Scharte in den Pinzgau hinab, erreichten Land, dann über Gastein und den Mallnitzer Tauern Ober-Vellach, hierauf Lind im Drautale und über die Neßlacher Alpe am 30. Juli Hermagor. Dort wurde ein Rasttag gehalten. Über die Kühweger Alm gelangten

wir dann nach Pontafel und Moggio. Hier war der Bau der Eisenbahn im Zuge. Am Ufer des Tagliamento erkannte mich ein Capo der Arbeiter. Er war an der Wiener Wasserleitung beschäftigt gewesen, und nun gab es ein frohes Wiedersehen, wie es nur gemeinsame Arbeit bietet. Er rief seine Kollegen herbei, und mit Stolz erzählten sie, wie sie weit in der Welt, bis Hamburg und Bremen, herumgekommen waren. Erinnerung knüpfte sich an Erinnerung. Endlich begleiteten donnernde Evvivas den Abschied.

Am Abende des 3. August waren wir in Gemona; am folgenden Tage führte uns die Eisenbahn nach Venedig. —

Die Berichterstattung über das Unterrichtsbudget im Dezember 1876 bot insofern einiges Interesse, als die Matice školska zu Proßnitz in Mähren darum angesucht hatte, daß die von ihr erhaltene tschechische Oberrealschule vom Staate übernommen werde. Nach Prüfung der Belege hielt ich das Ansuchen für gerechtfertigt, und ich beantragte, es sei der Regierung zur Berücksichtigung zu empfehlen.

Bei der Schärfe, die schon damals der Streit zwischen Deutschen und Tschechen angenommen hatte, war es selbstverständlich, daß mir Vorwürfe nicht erspart wurden, aber ein guter Teil meiner Parteigenossen sah auch damals ein, daß von dem Wege des Rechtes nicht abzuweichen sei. Der Antrag wurde angenommen; die Matice školska votierte mir den Dank. Ich war entschlossen, weitere Bitten ebenso unbefangen zu beurteilen. Es ist mir aber nicht erinnerlich, daß in der nächstfolgenden Zeit solche Bitten gekommen wären.

Im Oktober 1873 war der große Börsensturz eingetreten. Zahlreiche Unternehmungen waren zusammengebrochen, andere schwankten, und neuer Verlust vollzog sich oder drohte von Tag zu Tag. Unter diesen außerordentlichen Umständen entschloß sich die Regierung helfend einzuschreiten, und sie verlangte zu diesem Zwecke einen Betrag von 80 Millionen. Im November desselben Jahres 1873, wenige Wochen nach meinem Eintritte in das Parlament, stand die Vorlage zur Beratung. Es hagelte Vorwürfe von der

Rechten und der äußersten Linken, als ob nicht viele Mitglieder des Adels und wie man sagte auch der Geistlichkeit, an dem Ringen nach Geldgewinn beteiligt gewesen wären. Die wenigen warnenden Stimmen hatten der Linken angehört.

Die Lage des Finanzministers war schwierig. Das Gesetz wurde zwar votiert und noch im Jahre 1873 sanktioniert, aber in der Durchführung war die strengste Prüfung erforderlich. So zogen sich einzelne Fälle bis ins dritte Jahr hinaus, und jede Befürwortung eines Ansuchens war für den Abgeordneten mit der Gefährdung seines guten Rufes und jedenfalls mit dem Verluste eines Teiles seiner Popularität verbunden.

In den ersten Tagen des Monates März 1876 lud mich der Finanzminister de Pretis zu einer vertraulichen Besprechung ein. Eine in Bedrängnis gekommene Unternehmung bot dem Ärar ein wichtiges Braunkohlenrevier, die Juliusschächte, bei Brüx in Böhmen als Äquivalent für einen vom Staate erhaltenen Vorschuß von 800000 fl. an. Ich sollte mein Urteil sagen. Die Flötze waren alle gut bekannt; das Ansteigen des Wertes stand mir außer Zweifel, und ich empfahl die Annahme des Antrages. Es war bekannt geworden, daß der Abgeordnete Skene diese Sache heftig bekämpfen wolle. Er könne, sagte de Pretis, auf das Geschäft nicht eingehen, wenn ich nicht bereit wäre, in öffentlicher Sitzung für die Sache einzutreten. Ich sagte zu. So ist es geschehen. Nach längerer Debatte wurde der Ankauf beschlossen. Während ich diese Zeilen schreibe, sind fast 36 Jahre verflossen, der Wert der Julius-Schächte ist heute das Vielfache des damaligen Preises, und eben jetzt (November 1911) benützt die Bergverwaltung diesen Besitz, um durch den unmittelbaren Verschleiß ärarischer Kohle die Teuerung des Brennstoffes in Wien zu lindern. Die damals auf den Finanzminister Steine warfen, oder ihre Kinder, können ihm nicht mehr für die billigere Kohle danken; er liegt längst im Grabe.

Die abwechselnde Beschäftigung mit geologischen und mit ökonomischen Aufgaben mußte mich zu einer Frage hinführen, die an der Grenze beider Gebiete lag. Deutschland hatte auf Grund der Kriegsentschädigung sich für die Goldwährung erklärt, sehr namhafte Goldprägungen vorgenommen und unter steigendem Ver-

lust den Verkauf seines Silbers begonnen. Schon in der Mitte von 1876 war die Wertrelation von Gold gegen Silber anstatt wie bisher 1:15,5, nur mehr 1:19, d. h. für ein Kilogramm Gold mußten anstatt 15,5 nun 19 Kilogramm Silber gegeben werden. Das war eine wirklich weltbewegende Angelegenheit. Ich legte mir die Frage vor, ob die Art des Auftretens von Gold in der Natur einem solchen Vorgehen günstig sei. Das Ergebnis meiner Studien wurde im Frühjahre 1877 in einem kleinen Buche „Die Zukunft des Goldes" veröffentlicht.

Der Agrarier, der Exporteur, der Bergwerksbesitzer mögen diese Frage vom Standpunkte ihrer Interessen aus beurteilen. Der Finanzminister mag den Vorteil seines Staates allein im Auge behalten. Hier, wo Produktion und Bedarf der ganzen Erde verglichen werden sollten, konnte keiner dieser Standpunkte maßgebend sein.

Ein gewaltiger, über die ganze Erde sich erstreckender Aufschwung des Verkehres war vorauszusehen. Die Einengung der gesetzlichen Währung auf eine geringere Zahl von Produktionsorten des Metalls war sichtlich eine allgemeine Gefahr, und ich hielt es für meine Pflicht zu warnen.

Vorgreifend soll ein etwas späterer Zwischenfall erwähnt sein. Das Silber fuhr infolge der deutschen Maßregeln fort, zu sinken. Endlich sank es so tief, daß der Wert unseres Papierguldens höher war als der unseres Silberguldens. Infolgedessen wurden Millionen in fremdem Silber vom Auslande in die Wiener Münze geschickt, um hier umgeprägt und gegen Papiergulden umgetauscht zu werden. Verluste für den Staat traten ein, und der Finanzminister de Pretis frug mich vertraulich, ob er die Silberprägung einstellen solle. Ich riet dazu; es war ein Akt der Selbstverteidigung. de Pretis konnte die Frage auch nicht vor die beiden Häuser des Parlamentes bringen, da jede öffentliche Diskussion neue Verluste verursacht hätte. Er mußte daher gegen das Gesetz vorgehen, aber jedermann, der die Sachlage kannte, gab ihm recht.

R. Meyer hat noch fünfzehn Jahre später (Der Capitalismus fin de siècle S. 376) Vorwürfe erhoben. Höher als Pari, meinte Meyer, könne der Papiergulden nicht steigen, denn wenn 1 fl. Papier mehr wert geworden wäre, als 1 fl. Silber, würde jeder, der große

Zahlungsverpflichtungen hatte, Silberbarren gekauft und in der Münze haben prägen lassen, um damit zu zahlen. — Aber eben das war eingetroffen und verursachte die Verluste. Man übersah, daß das sonderbare Verhältnis nicht durch Wertsteigerung des Papiers sondern durch Demonetisierung des Silbers entstanden war und daß das Silber unaufhörlich sank, während der Wert des Papierguldens sich wenig änderte. Die von Deutschland eingeschlagene Währungspolitik war nach meiner Ansicht übereilt und unheilverheißend für den Weltverkehr, aber darum durfte man doch Österreich-Ungarn nicht zumuten, den ganzen entwerteten Talerschatz Deutschlands mit steigenden Verlusten aufzunehmen.

Die Frage der Goldwährung fesselte meine Aufmerksamkeit. Man sah die Entwertung unserer Silberbasis, unser schwankendes Agio und vernahm die mancherlei Gründe, die hier für eine feste Weltwährung geltend gemacht werden konnten. Auf der anderen Seite zeigte sich die Festigkeit des bimetallischen Frankreich während des großen Krieges, sein Gedeihen, ferner die Silberbasis von ganz Asien, vor allem aber die schwankende Produktion des Goldes. Nicht zu verkennen war auch der herankommende Gegensatz zwischen den vorübergehenden, engeren Interessen des Vaterlandes, das nach seiner Eigenart zu einer Führung nicht berufen war, und den dauernden und allgemeinen Interessen der Menschheit, die zu vertreten doch der Naturforscher berufen ist, und ich frug mich ernstlich, ob sich der vermittelnde Standpunkt Frankreichs empfehle und wie überhaupt in diesem Falle die Pflicht des Abgeordneten und jene des Geologen zu vereinigen seien.

Dieser Widerspruch wurde während des Erscheinens meines Buches in einer Begegnung mit dem Kaiser Dom Pedro von Brasilien gestreift, einem Manne, der gewohnt war, menschliche Dinge auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans von der Höhe eines Thrones aus mit der Ruhe des Philosophen zu beurteilen.

Es war in den letzten Tagen des März 1877. Meine Vorlesungen fanden noch in demselben altersgrauen Klostergebäude statt, in dem ich vor Zeiten die Gymnasialstudien vollendet hatte. Mein Arbeitszimmer war die einstige Kanzlei des gefürchteten Präfekten P. Walch.

Dom Pedro hatte mich schon einige Jahre früher in diesem gewölbten und wenig von der Sonne beleuchteten Raume mit seinem Besuche beehrt. Dieses zweite Mal war der Kaiser unzufrieden. Man gibt in Wien, meinte er, zuviel Geld für den Bau der Museen aus. Auf den Bau komme es nicht an; wer den Rahmen eines Bildes zu sehr schmückt, der tut es auf Kosten des Kunstwerkes selbst; aller nebensächliche Schmuck ziehe nur das Auge ab. Dann machte er mir Vorwürfe darüber, daß ich mich mit Politik beschäftigte. Wer das Glück habe, sich der Wissenschaft widmen zu können, solle das nicht tun, denn in der Wissenschaft habe er Gelegenheit, zum Vorteile der ganzen Menschheit und zugleich zur Ehre seines Vaterlandes zu wirken.

Ich erwiderte, ich sei halb gegen meinen Willen durch äußere Umstände in das öffentliche Leben getragen worden, und die Politik habe mich erst den ganzen Wert der Wissenschaft als eines Asyls kennen gelehrt.

»La science,« antwortete der Kaiser streng, »n'est pas un asyle; c'est une femme jalouse,« und erst als er hörte, daß ich meine Vorlesungen an der Universität nicht unterbrochen habe und diese mir das sicherste Band wären, nahm das Gespräch eine allgemeinere Richtung. Ich wies darauf hin, wie die scharfen Prämissen der Wissenschaft in der Regel nur eine einzige Lösung gestatten, während die wogende Politik vielerlei Wege offen läßt. Der Kaiser aber verkörperte sofort diese Ansicht in einem großen Beispiele, der Sklaverei in Amerika. In den Vereinigten Staaten habe diese Frage zu einem blutigen Bürgerkriege geführt. In Brasilien habe er sie selbst ohne Kampf durch zwei Maßregeln friedlich gelöst. Die erste bestimmte, daß von einem gewissen Tage an jedes neugeborene Kind frei sei; die zweite gab jedem Sklaven das Recht, seinen Wert als Sklave vor dem Friedensrichter einschätzen zu lassen. Konnte er aus seinen Ersparnissen oder sonstwie den Schätzungswert erlegen, so war sein Herr verpflichtet, ihn freizugeben. —

Ich erhielt eine Einladung zu einem Feste, das wenige Tage darauf der brasilische Gesandte in seinem Hause in der Riemerstraße veranstaltete. Der hohe Adel war vereinigt; ich fand nur zwei bürgerliche Gestalten, Eitelberger und Fanny Elsler, die trotz ihrer 67 Jahre noch immer die Grazie der Bewegungen und einen Ab-

glanz der Jugend bewahrte. Wir zogen uns bescheiden in eine Ecke zurück, während die Aristokratie dem kaiserlichen Gaste vorgestellt wurde. „Gebt acht,“ sagte die Fanny, „der hälts in der Langweile nicht aus.“ Wirklich blickte der Kaiser nach kurzer Zeit um sich, erhob die Hände, um die Menge zu teilen, und stand bei uns in der Ecke. Er begann mit Eitelberger über Kunst zu sprechen, als ein scharfer Bogenstrich Sarasates durch den Saal schnitt und das feurige Spiel des Spaniers dem mündlichen Verkehre ein Ende machte. —

XVIII.

Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn, Sulina — Plewna — Friede von St. Stefano — 60 Millionen-Kredit — Herbst gegen Andrássy — Reise in die Schweiz — Berliner Kongreß, Bosnien und Herzegowina — Konferenz bei Andrássy — Genehmigung des Berliner Vertrages — Wassereinbruch von Teplitz.

1877—1879.

Die im Jahre 1866 unter dem Drucke der damaligen Lage getroffenen Vereinbarungen mit Ungarn wurden von den Österreichern als unbillige Belastung angesehen, und jetzt, wo sie nach dem ersten Jahrzehnt erneuert werden sollten, stellten die Ungarn neue Anforderungen. Diese bezogen sich hauptsächlich auf die Organisation der gemeinsamen Bank, auf die bei dieser anhaftende Schuld von 80 Millionen, ferner auf die Zollrestitution für exportierten Zucker und Alkohol und eine Steuererhöhung auf Petroleum.

Der Beginn der Verhandlungen war unglücklich, indem der Finanzminister de Pretis Punktationen für ein neues Übereinkommen mit der Bank vorlegte, die unannehmbar waren. Selbst Freunde der Regierung wußten die Vorlage nur mit dem Wunsche zu entschuldigen, dem Kaiser im Augenblicke seiner Abreise zur Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland (Reichstadt, 8. Juli 1876) irgendein greifbares Zeichen des Strebens nach Einigkeit zu geben.

Die Verhandlungen zogen sich dann durch das ganze Jahr 1877 hin und fanden erst im Sommer 1878 ihren Abschluß. In dieser Zeit erhitzte sich die öffentliche Meinung, und die Stellung der Regierung wurde schwieriger. Überaus heftige Debatten fanden im Hause statt, so z. B. über das Recht der Regierungen, die beiden Vizegouverneure der Bank zu ernennen, aber wer jetzt, nach einigen Jahrzehnten, die Befürchtungen liest, die z. B. im November 1877 ausgesprochen wurden, muß gestehen, daß von ihnen keine eingetroffen ist, daß der Grad der Selbständigkeit oder Unselbständigkeit

der Bank derselbe geblieben und aus diesem Grunde keine Unzufriedenheit mit ihrer Verwaltung eingetreten ist.

Die auf Zucker, Alkohol und Petroleum bezüglichen Fragen wurden mir zur Berichterstattung übertragen. Ungarn fügte sich bald in die Ablehnung der erhöhten Petroleumsteuer. In betreff der anderen Punkte war ich bei ruhiger Prüfung genötigt mich von Herbst zu trennen. Viel Unpopularität fiel auf mich; Wählerversammlungen wurden gegen mich in meinem Wahlbezirke veranstaltet, und unter dem Ansturme der Presse begannen viele meiner engeren Freunde zu wanken. Da wurde unter uns beschlossen, eine außerhalb stehende Persönlichkeit vertraulich zu fragen. Man wählte Kaisersfeld in Graz.

Der Landeshauptmann von Oberösterreich, Aigner, schrieb ihm am 20. April 1878, und ich wurde ersucht, den Brief neben Aigner zu fertigen. Kaisersfeld antwortete am 23. April in überaus scharfen Worten. Die Differenzpunkte seien doch armselige Dinge im Vergleich zu dem, was für beide Teile auf dem Spiele stehe ... Das Programm eines Abgeordneten, der das Vaterland über seine Eitelkeit und über persönliche und politische Gereiztheit stellt, der sich der Größe der Verantwortlichkeit bewußt ist und der sich in Dingen, in welchen es sich um Sein oder Nichtsein des Reiches handelt, nicht zur Klubmaschine erniedrigt, bestände darin: den Ausgleich ehrlich zu wollen und denselben nicht an Formen, Rechthaberei oder an einem unerreichbaren sogenannten Besseren scheitern zu lassen. Diese und noch entschiedenere Ausdrücke verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Brief ist meines Erinnerns nie veröffentlicht worden, aber er hat viel zur Beendigung des Streites beigetragen.

Bei dem Zucker gestaltete sich die Frage zu einem wahren Schulbeispiele für die Gefahr eiserner und langfristiger Verträge gegenüber den raschen Fortschritten der Industrie und zugleich auch der Schwierigkeit, in ungeduldigen Versammlungen die Wählerschaften mit dem wahren Sachverhalte vertraut zu machen.

Zur Zeit der ersten Übereinkunft mit Ungarn, 1866, wurde der Zucker nach dem Gewichte der verarbeiteten Rübe versteuert. Bei diesem in vielen Ländern damals herrschenden System wurde z. B. angenommen, daß 13 Pfund Rübe einem Pfund Zucker entsprechen. Für exportierten Zucker wurde diese Steuer zurückersetzt.

Dieser Rückersatz erfolgte aus den Zolleinnahmen, welche ein gemeinsames Aktivum waren. Da aber Ungarn damals noch keine Zuckerindustrie besaß, fiel nicht nur die Steuer für seinen ganzen inneren Konsum an Österreich, sondern Ungarn mußte auch 30 % von der Restitution für exportierten Zucker aus den gemeinsamen Zolleinnahmen tragen.

Ungarn fühlte diese Einrichtung als eine Unbilligkeit.

Herbst gab dies zu, betrachtete jedoch die Unbilligkeit als ein Ergebnis des gesamten Übereinkommens, das auf der anderen Seite Ungarn große Vorteile biete, welches daher diese Unbilligkeit dulden oder durch anderweitige Zugeständnisse ausgleichen müsse.

Soweit war Herbst im Rechte; er konnte sich auf den Buchstaben des Übereinkommens berufen und die Wähler applaudierten.

Aber der Buchstabe ist schwach gegen die tatsächlichen Erfahrungen.

Während der 10 Jahre seit 1866 waren Dinge eingetreten, die niemand voraussah. Man hatte nicht nur gelernt, Rübe von höherem Zuckergehalte zu bauen, sondern Robert in Seelowitz gewann dadurch ein weit größeres Ergebnis an Zucker aus derselben Rübenmenge, daß er an Stelle der Rübenpresse Zentrifugalapparate, später auch Diffusionsapparate einführte. Nun war die Grundlage der Besteuerung zerstört. Bei steigendem inneren Konsum begann der Ertrag der Steuer zu sinken, und da die Restitution für Export nach dem alten Maße berechnet, d. h. nur eine geringere Rübenmenge versteuert, aber die volle Steuer rückersetzt wurde, entstand eine große Exportprämie und eine sehr bedeutende Steigerung der Ausfuhr.

So geschah es, daß der Nettoertrag der Zuckersteuer fortwährend sank, und daß zur Zeit dieser Verhandlungen, d. i. von 1866 auf 1876, dieser Ertrag sich von einem Aktivum von einigen Millionen bereits in ein Passivum von 120000 fl. verwandelt hatte. Die Handelsbilanz hatte sich zwar gebessert, aber der Ertrag der unnatürlichen Prämie war den Fabriken zugefallen, von denen einzelne im Jahre 60 % des investierten Kapitals abwarfen.

Die österreichische Finanzverwaltung hatte sich bereits vor einiger Zeit an Ungarn gewendet, um die Zustimmung zu einer Reform der Zuckersteuer zu erlangen. Demgegenüber hatte sich Ungarn auf den Buchstaben des Vertrages berufen und die Zustimmung von der Aufhebung seiner Restitutionspflicht abhängig gemacht.

Eine beiläufige Schätzung ergab, daß Ungarn bis 1876 einen Verlust von rund 10 Millionen und Österreich von 50 Millionen erlitten hatte.

Der nächstliegende Gedanke war die Produktsteuer, d. i. die unmittelbare Versteuerung nicht der Rübe, sondern des erzeugten Zuckers. Aber andere Staaten, namentlich Frankreich, gewährten ihrem Zucker mit Absicht Prämien, und die sofortige völlige Beseitigung des Übelstandes hätte unseren Export, vielleicht sogar den eigenen Konsum dem Auslande überliefert. Beide Regierungen schlossen sich daher dem Vorschlage an, jedem Teile die Restitution nach dem Maße des Erzeugnisses zur Last zu schreiben (Ungarn hoffte eine eigene Zuckerfabrikation ins Leben zu rufen) und den Zuckerfabrikanten ein Mindestertrágnis der Steuer im Pauschale aufzuerlegen. Dieses wurde für das erste Jahr mit 6 Mill. fl. festgestellt und sollte jährlich um 0,5 bis 10,5 Mill. steigen.

Durch diesen die Industrie schonenden Antrag wurde ohne jede Belastung des Steuerträgers eine Passivpost der Budgets in eine Aktivpost verwandelt. Der Fachausschuß beharrte aber auf dem ablehnenden Herbstschen Standpunkte. Ich hatte den neuen Vorschlag als Minoritätsantrag im Hause zu vertreten, und dieses stimmte ihm endlich am 1. Juni 1878 nach langer und heißer Debatte zu. Das war mein erster Konflikt mit Herbst.

Bei dem Branntwein sah man steigenden Konsum und steigende Ausfuhr, ohne daß der Ertrag der Steuer sich hob. Hier handelte es sich ebenfalls um verbesserte Technik, zum Teile wohl auch um Unterschleif. Die obligatorische Einführung von Meßapparaten bei großen Brennereien scheiterte an dem Widerstande des Herrenhauses. Ich legte die Berichterstattung nieder. Plener vertrat sie ohne diese Bestimmung.

Mitte Juni 1878 schloß endlich der lange Streit mit Ungarn. Es war hohe Zeit, die Aufmerksamkeit anderen Dingen zuzuwenden. Die Russen standen vor Konstantinopel; am 13. Juni trat der Berliner Kongreß zusammen.

Die Regelung der Donau in Niederösterreich war nicht nur zur Sicherung der Uferstrecken, sondern auch zum Zwecke der Hebung der Schiffahrt unternommen worden. Während dieser Arbeiten be=

gann ich mich für den Gedanken zu erwärmen, Wien auf dem Wege des Stromes zu einem Markte zu gestalten, auf dem die Feldprodukte des Südostens den Industrieerzeugnissen des Westens begegnen sollten. Erfahrene und mir befreundete Mitglieder des Gewerbevereins verfolgten den gleichen Plan.

Was ich bei näherer Einsicht lernte, war nicht erfreulich. Im Jahre 1856 war die Donau durch den Pariser Vertrag unter die freien Ströme gereiht worden, auf denen aus dem Titel der Befahrung kein Zoll eingehoben werden durfte. Diese an sich löbliche Bestimmung hatte für unsere Regierung vorerst die Folge, daß sie das Privilegium der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft um 5,5 Mill. fl. einlösen mußte.

Die Mündung und das Eiserne Tor blieben geschlossen; Schiffe sind von unten nicht hereingekommen, und die einheimische Konkurrenz blieb gering gegenüber der Gesellschaft, die auch ohne ein Privilegium durch ihre alten Verbindungen und den Besitz der besten Landungsplätze ihr Übergewicht behauptete.

Dazu kamen feindselige tarifarische Verfügungen der Bahnen; die ungarische Regierung hob eine Abgabe ein, die leicht als eine Umgehung des Pariser Vertrages angesehen werden konnte; die österreichische Regierung zahlt seit langem und noch heute dieser selben, einst blühenden Gesellschaft, eine Subvention, um sie am Leben zu erhalten.

Von den physischen Schwierigkeiten seien vorläufig nur jene an der Mündung erwähnt. Bekanntlich teilt sich der Strom in seinem Delta in drei Arme, den St. Georgs- oder Hauptarm, den Sulina- und den Kiliaarm. Im Pariser Vertrage war festgestellt worden, daß die Öffnung der Mündung für die Schiffahrt durch eine internationale Kommission unter gemeinsamer Garantie der Kosten erfolgen soll. Österreich hatte Tegethoff und Wex gesendet; beide hatten sich für den St. Georgsarm ausgesprochen, aber man wählte Sulina, welches nur den achten oder zwölften Teil der Wassermenge von St. Georg führte. Das geschah aus gegenseitigem Mißtrauen, weil der Georgsarm unter dem Bereiche türkischer, Kilia aber unter jenem russischer Geschütze lag.

Das Eiserne Tor sollte durch eine zweite, die Uferstaatenkommission, geöffnet werden. Österreich drängte; man wußte die Sache

zu verschleppen; so fiel der Handel an der unteren Donau zum großen Teile in englische Hände.

Im Jahre 1876 bereitete sich der Russisch-Türkische Krieg vor. Blutige Ereignisse traten in der Nähe unserer südlichen Grenzen ein; Scharen von Flüchtlingen standen auf österreichischem und auf ungarischem Boden. Unsere parlamentarischen Kreise blieben teilnahmslos, während mir die Erinnerungen an meine Reise von 1867, die Vorstellung von den vier Festungen, deren das Reich bedarf, und unsere Verwundbarkeit an dem ausspringenden Winkel des Triplex confinium vor den Augen standen.

Bosnien wurde verwüstet. Die Türkei vermochte nicht, die Ordnung herzustellen, und Serbien griff offen nach dem tatsächlich herrenlosen Lande. Ende Juni 1876 hatte Serbien in einem Ultimatum von der Pforte die Unterstellung Bosniens unter Serbien und der Herzegowina unter Montenegro verlangt. Am 7. Juli war der Kaiser in Reichstadt mit dem Zar zusammengekommen. Im August und September wurden die Serben von den Türken geschlagen.

So folgten sich rasch die Ereignisse, und mit dem Sommer 1877 begann der große Krieg der Türkei um ihren Fortbestand. Aus den Blaubüchern, die so oft für fremde Vorgänge lehrreicher sind als für die heimischen, insbesondere aus den Berichten von Holmes vom 29. März und Freemans vom 15. Mai 1877 war zu ersehen, daß der Bandenführer Despotovich mit 5000 Mann am Tscherni Potok in Tischkowatz , d. i. im Triplex confinium sitze. Längs unserer Grenze und jenseits Kulen Vakuf bis Kljuc (im Süden des Triplex confinium) sei alles nur eine einzige, weite Wüste, alle Dörfer seien zerstört und aus den Städten wage man sich nicht heraus.

Jetzt, 1877, wurde in den ohnehin schwachen Arm von Sulina ein russisches Schiff versenkt, und die Donaumündung war ganz verschlossen. Das russische Heer überschritt die Donau; am 20. Juli wurde der erste Angriff auf Plewna zurückgeschlagen; der Name Osman Pascha tönte durch ganz Europa.

Am 21. August schrieb ich einen Brief an die Neue Freie Presse, dessen Schlußworte sagten, daß russischer Einfluß nicht bleibend werden dürfe im Donautale.

Viele und verschiedenartige Gäste beehrten in diesem Jahre 1877 meine bescheidene Wohnung mit ihrem Besuche. Da waren Gelehrte, Mineningenieure aus den entferntesten Golddistrikten der Erde, nach dem Kriegsschauplatze durchreisende Berichterstatter u. a. Gegen die Mitte des Monates September erschien ein auswärtiger Politiker, der viel Anteil an dem Schicksale der Türkei zeigte. Der Rechtsbruch Rußlands war in der Tat ein flagranter. Wir besprachen die etwaige Veröffentlichung einer Denkschrift, in welcher eine Anzahl angesehener Personen ihr Urteil aussprechen würde. Das Gespräch blieb jedoch ein ziemlich allgemeines und ohne ein bestimmtes Ergebnis. Der Besucher sagte, er befinde sich auf eiliger Reise nach Konstantinopel.

Am folgenden Morgen hinterließ in meiner Wohnung ein mir gleichfalls unbekannter Herr einen Brief, der nicht nur genauere Bestimmungen darüber enthielt, wie der erste Besucher den Inhalt der Denkschrift wünsche, sondern dem auch ein Geldbetrag für Vorauslagen beigeschlossen war.

Ich fühlte mich verletzt.

Für die Hinterlegung des Geldes wurde gesorgt und ich zeigte dem Besucher dies in einem postlagernd nach Konstantinopel gerichteten Briefe an, dem es allerdings an einiger Deutlichkeit nicht fehlte.

Die Sache hatte mich verdrossen, aber andere Dinge, namentlich die gleichzeitig laufenden Verhandlungen mit Ungarn und die Debatte über die Personal-Einkommensteuer, beanspruchten die Aufmerksamkeit. Ich begann den Besuch zu dem vielerlei seither Vergessenen zu legen.

Mehrere Wochen später ließ mich Graf Andrássy aus einer Sitzung des Abgeordnetenhauses auf den Korridor rufen. Zu meinem größten Erstaunen hielt er meinen nach Konstantinopel gerichteten Brief in der Hand. Die türkische Polizei hatte ihn aufgegriffen und eingesendet.

Dieser Zwischenfall brachte mir viele Zeichen des Vertrauens von seiten des Grafen Andrássy und manche Stunde des mir lehrreichsten Verkehres mit diesem ausgezeichneten Staatsmanne. Namentlich lernte ich bald, wie richtig meine Träume von 1867 über die dalmatinische und kroatische Grenze waren und seit wie

langer Zeit ähnliche Pläne unsere maßgebenden Kreise beschäftigt hatten. —

Plewna widerstand noch immer. Europa bewunderte; Ungarn begann zu sieden. „Unser Herrgott selbst schickt die Rache für Világos", hieß es. Man sprach von Ansammlungen alter Szekler-Husaren und wollte im Rücken der russischen Armee die Verbindungen durchschneiden. Ich war Zeuge, wie jemand stürmisch auf Andrássy eindrang, er möge den historischen Augenblick nicht vorübergehen lassen. Der Glanz werde sonst von seinem Namen schwinden, der letzte Funke von Popularität werde in seinem Vaterlande erlöschen. Andrássy antwortete kalt: „Popularität ist ein Kapital, das man mühsam und kreuzerweise in Jahren erwirbt, aber nur um es eines Tages im öffentlichen Interesse zum Fenster hinauszuwerfen."

Am 10. Dezember 1877 fiel Plewna. Der verwundete Held Osman Pascha wurde in einen Meierhof gebracht, der Eigentum unseres Kollegen Dumba war, und wurde dort über Dumbas Anordnung aufs beste verpflegt. Als Zeichen seines Dankes sandte er Sattel und Reitzeug, die ihm in dem letzten Kampfe gedient, an Dumba nach Wien. Sie wurden in einem der Prachtzimmer Dumbas aufgestellt, und öfters hielten wir in späteren Tagen in ihrer unmittelbarer Nähe unsere Besprechungen.

Gurko ging über den Etropolbalkan. Die russischen Heeresmassen bewegten sich gegen Konstantinopel.

In diesen Tagen, den 15. Januar 1878, fand in Wien eine Ministerkonferenz unter Vorsitz des Kaisers statt, über welche Wertheimer auf Grund von Mitteilungen eines hohen, an der Konferenz beteiligten Offiziers berichtet, Andrássy habe die Lage der russischen Armee besprochen, und die Frage sei erörtert worden, ob ein Losbrechen über die siebenbürgischen Pässe oder der Angriff aus Galizien und Bukowina ratsamer seien. Da diese Mitteilungen jedoch die Deutung zuließen, als habe Graf Andrássy den Krieg gewünscht, erklärt Wertheimer, diese Angabe müsse auf einem Mißverständnis beruhen[1]).

So ist es auch sicher. So oft in diesen heißen Tagen davon die Rede war, erklärte Andrássy, er könne Sr. Majestät einen solchen

[1]) Wertheimer, Graf Jul. Andrássy; III, 1913, S. 60 u. f.

Angriff so lange nicht vorschlagen, als noch irgendwelche Hoffnung bestehe, die Interessen Österreich-Ungarns ohne Krieg zu schützen; auch werde ein militärischer Erfolg für Jahrzehnte an unserer Ostgrenze einen erbitterten Feind zurücklassen, was ein stetiges Zehren an unserer staatlichen Kraft bedeute.

Die Serben nahmen Nisch. Die Montenegriner nahmen Dulcigno. Die Griechen rückten in Thessalien ein. Russische Truppen besetzten endlich die Höhen der Umgebung von Konstantinopel. Die englische Flotte erschien im Marmarameer. Am 3. März 1878 schloß die überwältigte Türkei den Präliminarfrieden von St. Stefano.

Durch dieses Übereinkommen wurden die Kräfteverhältnisse so sehr verschoben, daß es für Europa unannehmbar war. Ein europäischer Kongreß wurde vorbereitet, und zwar zu Berlin, unter Bismarcks Vorsitz.

Lord Derby hatte bereits im Februar einen Kredit von 6 Mill. £ erhalten. Graf Andrássy forderte nun einen solchen von 60 Mill. Gulden von den Delegationen. Am 21. März fand die entscheidende Verhandlung statt. Herbst war gegen die Bewilligung. Ich sprach als Generalredner dafür. Unser Vertreter auf dem Kongresse dürfe dort nicht als ein Baum erscheinen, der seiner Wurzeln nicht sicher sei. Der Kredit wurde bewilligt, aber die Deutschen waren gespalten.

Am 13. Juni trat der Berliner Kongreß zusammen; am 13. Juli vollendete er seine Arbeit. Am 29. Juli hatte Philippovich die bosnische Grenze überschritten; die in dem Berliner Frieden an Österreich-Ungarn übertragene Okkupation hatte begonnen.

In dieser Zeit vielfältiger Beschäftigung hatte ich meine tägliche Vorlesung auf 7 Uhr morgens verlegt, aber als der Sommer kam, war ich schon recht müde. Am 20. Juli verließ ich, den Sack auf dem Rücken, die Stadt. Acht junge Leute schlossen sich mir an; fünf von ihnen sind seither Hochschulprofessoren für Geologie geworden. Wir wollten die Veränderungen des Kalksteins durch alten vulkanischen Ausbruch am Felsen Canzoeoli bei Predazzo in Südtirol kennen lernen, dann seine Veränderung durch Gebirgsdruck im Zuge der Jungfrau oberhalb Meyringen, endlich seine Metamorphose durch junge vulkanische Einwirkung an den eingeschlossenen Blöcken in den Wänden der Somma des Vesuvs.

Da waren endlich wieder die schönen Berge mit all ihren Rätseln. Von Predazzo marschierten wir das Nonstal hinauf. Auf der einsamen Höhe des Tonalpasses kamen uns von Italien her zwei Wanderer entgegen. Der Abendnebel lagerte über dem Hochmoor, und ich sprach eben mit der italienischen Grenzwache, als einer der Fußgänger mich beim Namen rief, der Abgeordnete Graf Fedrigotti. In dem ärmlichen Hospiz war für meine Begleiter und mich eine große Schüssel Risotto vorbereitet. Daneben unser Heulager. Ein herzlicher Gruß und Abschied von Fedrigotti, gleichsam Abschied vom Parlamente an der äußersten Reichsgrenze, dann eine gute Nacht. Des Morgens stiegen wir durch Wolken und Wald hinab in das sonnige Val Camonica. Weiterhin führte unser Weg über den Berninapaß und den Albulapaß nach Zürich, endlich nach Meyringen. Dort erwartete uns Professor Baltzer aus Bern, der in den nächsten Tagen unser kenntnisreicher Führer war.

An der höchsten Unterkunftsstelle, der August-Gumm-Alp unter den Engelhörnern, brachten wir, wegen des Frostes dicht aneinander gedrängt, die Nacht vom 9. auf den 10. August zu, und mit dem ersten Sonnenstrahl stiegen wir weiter aufwärts, bis an unser Ziel, den Urbachsattel unter dem Gstellihorn.

Zu unserer Linken ragten die Wetterhörner auf; in grauenhafter Tiefe lag unter uns der Gletscher von Rosenlaui. Lange blieben wir auf dieser Schneide, bald die großartige Landschaft und bald die Klarheit des geologischen Baues bewundernd, der durch keinerlei Pflanzendecke verhüllt und durch zahlreiche feine Schneelinien noch deutlicher hervorgehoben wurde, die den Verlauf der Schichten wie die Gesimse eines gewaltigen Mauerwerkes begleiteten.

Wir hatten aber einen schwierigen Abstieg vor uns, und nun konnte man sehen, was gegenseitige Aneiferung bedeutet. Keiner der jungen Leute wollte sich beschämen lassen. Schweigend und mit festen Tritten überschritten sie bedenklichere Stellen, um dann jubelnd am Bergstocke über irgend ein Schneefeld herabzugleiten, als wäre das alte Gewohnheit.

Eine Überraschung war uns vorbehalten.

Wir waren eben von der Engen-Alp, nahe über der Waldgrenze, aufgebrochen, und eine vortretende Höhe, die den inneren Kessel des Urbachtales abgrenzt, gewährte weiten Ausblick. Rechts stand

das Dossenhorn, daneben das Hangendhorn, das seinen Namen von dem Hangendgletscher führt, einem kleineren Eisfelde, dessen Stirn bis an die äußerste Kante schroffer Wände vortritt.

Indem wir nun so von der Engen-Alp her über den begrasten Rücken talwärts steigen, erschütterte mit einem Male unbeschreibliches Krachen, Donner, dann rollender Widerhall die Luft. Das Hangendhorn ist in eine weiße Schneewolke gehüllt; diese klärt sich. In frischem, blaugrünem Eisbruch blinkt die Stirnfläche des Hangendgletschers durch, und unter ihr poltert und kollert eine ungeheure Masse von Eis und Schnee durch die Runse herab. Große Schollen gellen an den Felsköpfen empor, durchschneiden in weitem Bogen die Luft und stäuben beim zweiten Niederfall auseinander. Das sind die Vorläufer. Ihnen folgt, einem weißen Lavastrome vergleichbar, die mächtige Lawine.

Ihr vorderes Ende wälzt sich talwärts, begleitet von einer Wolke von Schneestaub. Bald verschwindet es hinter einem dunkeln Felsrücken, bald wird es wieder sichtbar, wie der Kopf einer kriechenden Riesenschlange. Dann wird die Bewegung langsamer. Sie stockt zuerst am unteren Ende. Oben ist noch alles in Bewegung. Endlich wird es still.

Die Stirn des Hangendgletschers war vor unseren Augen zu Tal gegangen. Das ganze Schauspiel mag nur etwa 5 bis 6 Minuten gedauert haben, und den Weg vom Eisblink bis zum Ende der Lawine schätzte ich auf 2 Kilometer.

Dieser Gletscher soll öfters solche Lawinen abgeben, aber es war doch ein höchst seltener Zufall, der uns auf einem erhöhten Standpunkte zu Zeugen des Ereignisses machte. Ein Milligramm Aberglaube hätte mir vielleicht gesagt, daß die Donnerstimme der Mutter Natur mir die Warnungen des Kaisers Dom Pedro in Erinnerung bringen wolle.

Bald waren wir in Mailand. In Pisa empfingen uns Bosniatzky, d'Acchiardi, Lawley und der ganze Kreis einheimischer Fachgenossen. Zwei weitere junge Begleiter stießen in Italien zu uns, Max v. Guttmann (heute Bergrat und Kohlenindustrieller) und der Bibliotheksbeamte Dr. Alb. Geßmann (heute k. k. Minister a. D.).

Am 25. August bestiegen wir den Vesuv und sahen den kaum

vernarbten Riß von 1872; am 26. besuchten wir die phlegräischen Felder. Das Programm war erschöpft. Schon am 31. August sprach ich vor einer Wählerversammlung im Sperlsaale; die Gedanken waren wieder in ein anderes Fluder gelenkt.

Am 3. März war, wie gesagt, der Friede von St. Stefano geschlossen worden; am 13. Juni war der Kongreß zu Berlin zusammengetreten. Vor dem Zusammentritte hatte Beaconsfield insgeheim einen Vertrag mit der Türkei geschlossen, durch den England die Verteidigung der türkischen Grenzen in Kleinasien übernahm, während die Türkei zustimmte, daß Cypern von England „okkupiert und administriert" werde.

In ähnlicher Weise sagt der Berliner Vertrag in Art. 25: „Die Provinzen von Bosnien und der Herzegowina werden von Österreich-Ungarn okkupiert und administriert".

In beiden Fällen wurden unklare Souveränitäts-Verhältnisse geschaffen. In beiden Ländern trat ein großer Teil der liberalen Partei in Opposition.

In England bestand damals in der liberalen Partei eine starke Neigung für Rußland. Die Umgestaltung der katholischen Kirche auf dem Konzil von 1869/70 hatte in den Kreisen der anglikanischen wie der orthodoxen Kirche Erregung hervorgerufen. Schon im Jänner 1870 begannen Verhandlungen zwischen beiden Kirchen. Gladstone beteiligte sich mit heftigen Schriften an dem Kampfe gegen Rom. Später wurden Fäden zu den deutschen Altkatholiken gesponnen. Jetzt, 1878, war die konfessionelle Bewegung zwar abgeflaut, aber Gladstone, der Führer der Liberalen, bewegte sich noch in der gleichen Richtung. Er war ein Feind der Türken und befürwortete öfters ihre gänzliche Vertreibung aus Europa.

Beaconsfield wurde bei seiner Rückkehr von Berlin wie ein Triumphator von der Bevölkerung begrüßt; hatte er ja doch ohne einen Krieg Cypern für das Reich gewonnen. Freilich gab es einzelne Zweifler, die sagten, daß die Sache mit Cypern nur Autoreneitelkeit sei. Beaconsfield habe vor Jahrzehnten in einem Roman dem Helden Tancred die Worte in den Mund gelegt: „England verlangt Candia", und nun wolle er als Prophet erscheinen. Sicher scheint mir, daß die Angelegenheit nicht vorbereitet war. In Eng-

land war die Beschaffenheit der Insel unbekannt. Keiner der scharfblickenden Exploratoren, die sonst den Schauplatz der Tätigkeit englischer Staatsmänner vorbereiten, war auf Cypern gewesen. Neben einigen kunsthistorischen Schriften konnte man sich nur aus dem inhaltsreichen Werke der österreichischen Botaniker Unger und Kotschy, und aus der schönen, jedoch ziemlich optimistischen Schilderung Löhers Belehrung über die Insel holen. Die Erfahrungen wurden aber nicht berücksichtigt. Im Monat August setzte Wolseley 9000 Mann bei Larnaka ans Land. Binnen wenig Monaten war der fünfte Teil der Mannschaft der Hitze und dem Fieber erlegen.

Hier hatte Gladstone einen Angriffspunkt. Er kannte aber den imperialistischen Zug des heutigen Engländers; er hatte den Triumphzug seines Gegners erlebt, und er richtete die schärferen Angriffe gegen die in ihrer Tragweite unmeßbare Verpflichtung, Kleinasien zu verteidigen. Gerade auf diesem Wege waren jedoch einige seiner weiter blickenden Freunde, wie Forster, weniger bereit, dem Führer zu folgen. Sie ahnten die kommende Bedeutung des Euphrattales, und man sprach bereits offen von der Sicherstellung des zweiten Weges nach Indien.

Ruhigere Stimmen erhoben gegen die Liberalen drei Vorwürfe, und zwar: erstens, daß sie eine Sache des Reiches als eine Sache der Partei behandeln; zweitens die unberechtigte Vorliebe für Rußland und drittens die blinde Gefolgschaft, die Herrn Gladstone geleistet werde. Wer an ihm zweifle, werde beiläufig als ein Verräter an den Grundsätzen des Liberalismus behandelt[1]).

Graf Andrássy wurde im Spätherbste bei dem Zusammentritt der Parlamente nicht als ein Triumphator empfangen. Die Okkupation war zu einem blutigen Feldzuge geworden. In Berlin hatte man die Sache niemals rosig aufgefaßt. Fürst Bismarck hatte im Kongresse in Unterstützung von Lord Salisburys Antrag, betreffend Bosnien, gesagt: „Nur ein Staat, der über die nötigen Streitkräfte verfügt und sich nächst dem Herde der Unruhen befindet, könnte dort die Ordnung wiederherstellen und das Schicksal und die Zukunft jener Bevölkerung sichern.“ Fast dieselben Worte hatte vor ihm Salisbury gebraucht. Zu Hause hatten einige allzu

---

[1]) z. B. Quarterly Review, Octob. 1878, p. 486.

optimistische Worte Andrássys seiner Stellung gegenüber den Parlamenten geschadet.

In Bosnien gab es drei der Zahl und dem Einflusse nach ungleiche Volksgruppen, die wohlhabenden, sozial angesehenen und zahlreicheren Mohammedaner, die politisch rührigen Orthodoxen (Serben) mit einem Rückhalte an ihren östlichen Volksgenossen und in zweiter Linie an den Russen, endlich die minder zahlreichen Römisch-Katholischen, denen die große Menge armer Kmeten angehört. Die Serben waren in dem Widerstande gegen die Okkupation die Führer. Der Fürst von Serbien wurde von ihnen zum König von Bosnien, der Fürst von Montenegro zum Herrscher der Herzegowina ausgerufen. Daß einzelne zurückgebliebene Teile der regulären türkischen Armee und fanatischer Mohammedaner gleichfalls an dem Widerstande teilnahmen, änderte daran nichts. Das Land war durch das Vordringen der Serben und der Montenegriner von der Türkei im Süden abgeschnürt. Kein ernster Beurteiler konnte zweifeln, daß, wenn Österreich untätig bliebe, Bosnien in der allerkürzesten Zeit, wenn nicht sofort, an Serbien fallen würde, und daß damit der Einfluß der orthodoxen, d. i. der russischen Welt, vorgeschoben würde bis auf die unsere adriatische Küste beherrschenden Höhen.

Mit Bedauern muß ich eingestehen, daß diese Tatsache damals wenig Verständnis fand, und daß, wenn auch formale Einwendungen da und dort vorgeschoben wurden, doch in der endgültigen Beurteilung die nationale Stellung der Parteien maßgebend gewesen ist. Ein großer Teil der Magyaren und der größere Teil der liberalen Deutschen war gegen die Okkupation, weil die slawische Quote der Bevölkerung sich vermehrte; die Slawen waren aus demselben Grunde dafür. Bei den Polen meldete sich die alte Feindschaft gegen Rußland.

Meiner Freunde und meine Meinung war, daß eine Partei, die in einer so schwierigen Zeit innerlich nicht stark genug wäre, um ihre Sonderinteressen dem offenbaren Bedürfnisse des Staates unterzuordnen, damit den Anspruch auf die politische Führung verliere. Schwere Sorgen um die Stellung der Deutschen erfüllten mich, und ich machte gegen niemand ein Hehl daraus.

Am 15. Oktober wurde ich zu Sr. Majestät in Audienz beschieden.

Herbst, und nach ihm Rechbauer, waren acht oder vierzehn Tage früher berufen worden.

Am 21. wurde der Reichsrat eröffnet. Der Finanzminister Pretis, der Justizminister Glaser und der Landesverteidigungsminister Horst erschienen auf der Regierungsbank. Am späten Nachmittage desselben Tages erhielt ich eine dringende Aufforderung von Pretis, ihn zu besuchen. Er sagte, der Kaiser habe ihm die Bildung einer Regierung anvertraut und er habe auf Dumbas Rat sofort für diesen Abend eine Zusammentretung von Vertrauensmännern der Verfassungspartei in den Räumen des Finanzministeriums veranlaßt. Er habe Grund gehabt, auf Herbst zu rechnen; aber es kämen ihm gegenteilige Nachrichten zu. Ich solle ihn unterstützen. — Das sagte ich gerne zu, aber ich machte ihn aufmerksam, daß meine Stimme von geringem Gewicht sei. Denen gegenüber, die er gewinnen wolle, gelte ich als ein Verräter an der deutschen Sache.

Ich wollte abraten, aber die Kugel war aus dem Laufe.

Am Abende erklärte sich Herbst zwar bereit, Pretis zu unterstützen, aber nur unter der Bedingung, daß Andrássy zurücktrete. Plener warnte, ebenso Wolfrum, ich selbst und andere. Es war vergebens. Am folgenden Tage, den 22. Oktober, legte Pretis den Auftrag, eine Regierung zu bilden, zurück. Zugleich wurde in einem A. H. Handschreiben (datiert vom 7. Oktober) die Entlassung des Ministeriums Auersperg kundgegeben, um die von diesem Ministerium schon im Monat Juli aus Anlaß der schwierigen Verhandlungen über den ungarischen Ausgleich angesucht worden war. In derselben Sitzung legte der Abg. Kopp den Entwurf einer Adresse an die Krone vor, die neben der Aufforderung, dem Hause den Berliner Vertrag zur Genehmigung zu unterbreiten, eine Anzahl schwerer Vorwürfe gegen die Leitung der äußeren Politik enthielt.

Dieser Adressenentwurf sollte, wie man sagte, zur Klärung der Sachlage beitragen. Seine tieferliegende Absicht war, jene Mitglieder der Verfassungspartei, die Pretis unterstützt hatten, schärfer abzuscheiden und einzuschüchtern.

Dem Abgeordneten Tomasczuk gelang es, als Berichterstatter aus dem Koppschen Antrage so viele Spitzen zu entfernen, daß nur die Forderung nach der Vorlage des Vertrages und die Äuße-

rung von Sorgen für die Zukunft zurückblieben. Noch einmal konnte eine einheitliche Abstimmung der Deutschen erzielt werden. Sie erfolgte am 4. November, und die Debatte war lehrreich. Hohenwart, der Föderalist, benutzte die Gelegenheit, um an der Spitze der Rechten als der wahre Vertreter des starken österreichischen Staatsgedankens gegen die Deutschen aufzutreten, die in diesem schweren Augenblicke Adressen schreiben. „Zerreißen Sie dieses Papier", so beiläufig rief er, „und richten sie eine Adresse an Se. Majestät, in der Sie sich bereit erklären, das Wort Österreichs einzulösen." Noch größeren oratorischen Erfolg erzielte auf der anderen Seite der Pole Hausner, der sich von seinen Landsleuten trennte. Er wollte die Fortsetzung des Krieges. Man müsse den Expansionen Rußlands einen Damm setzen und zwar nicht nur am Balkan, sondern insbesondere jenseits der Weichsel.

Ruhigere Zuhörer mußten sich fragen, ob dies in betreff des Balkan nicht gerade durch den Berliner Vertrag im Gegensatze zu jenem von St. Stefano und durch die Okkupation Bosniens geschehe.

Die gemilderte Adresse wurde mit den Stimmen der Deutschen angenommen. —

Zur selben Zeit, am 4. November 1878, legte die Regierung endlich den Berliner Vertrag dem Hause vor, jedoch nur als eine Beilage zu dem Gesetze betr. die Einverleibung des Gebietes von Spizza.

Das Gesetz vom 21. Dezember 1867 bestimmt als zum Wirkungskreise des Reichsrates gehörig:

> „a) Die Prüfung und Genehmigung der Handelsverträge und jener Staatsverträge, die das Reich oder Teile desselben oder einzelne Bürger verpflichten oder eine Gebietsänderung der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder zur Folge haben."

Hieraus folgerte die Regierung, der Berliner Vertrag sei ein politischer, verpflichte das Reich nicht, und daher bedürfe nur die Gebietsänderung durch Einverleibung von Spizza der Genehmigung durch das Parlament. Dieser Standpunkt war jedoch schwer mit dem Wortlaute des Gesetzes vereinbar.

Dem Ausschuß wurden drei Anträge vorgelegt, und zwar der

Antrag Schaarschmid auf verfassungsgemäße Genehmigung, der Antrag Herbst auf Genehmigung „unter den gegebenen Verhältnissen" unter Anfügung eines Tadels gegen die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, endlich der Antrag Sturm auf Ablehnung.

Alle Schwierigkeiten, welche der parlamentarischen Behandlung ähnlicher Verträge entgegenstehen, traten hervor. Lothar Buchers Darstellung des britischen Parlamentarismus zeigt es aufs deutlichste, wie wenig in diesem typischen Lande die Leiter der auswärtigen Politik mit offenen Karten spielen. Da ich jedoch über den besonderen Fall der parlamentarischen Bewilligung eines solchen Vertrages mit auswärtigen Staaten Belehrung wünschte, wandte ich mich an meinen Kollegen an der Universität, Prof. Ottokar Lorenz. Dieser sandte mir eine Sammlung von Beispielen, die in der Tat lehrte, daß es in England nicht üblich ist, Verträge mit auswärtigen Staaten dem Parlament zur formellen Genehmigung vorzulegen, daß aber diesem das Tadelsvotum frei steht. Demnach wäre nach englischer Übung nur der zweite Teil des Antrages Herbst zur Verhandlung zu stellen gewesen. Dieser, das Tadelsvotum, brachte nach österreichischem Gesetze mit sich, daß dem angegriffenen Minister sogar das Recht, sich persönlich zu verteidigen, bestritten werden konnte, da er Mitglied der gemeinsamen, nicht der österreichischen Regierung war.

Der Ausschuß war mit allen gegen eine Stimme der Meinung, daß der Wortlaut unserer Gesetze einen Beschluß über den Vertrag erfordere. Nur der erste Antrag erhielt die Mehrheit; die Berichterstattung wurde mir übertragen.

Selbstverständlich hatte Graf Andrássy schon zuvor außerhalb des Parlamentes einen Meinungsaustausch mit maßgebenden deutschen Abgeordneten gesucht. Er lud mehrere von ihnen zu einer Besprechung am Ballplatze. Sie fand in dem Saale vor dem Arbeitszimmer des Ministers statt, in dem das große Bildnis des Fürsten Metternich hängt. In der Mitte der Rückwand stand ein rotes Sofa, vor diesem ein Tisch. Rechts saß auf dem Sofa Andrássy, links Herbst, um den Tisch die anderen.

Graf Andrássy gab eine kurze Schilderung der Sachlage, und man erwartete eine Erwiderung von Herbst. Dieser aber äußerte nur wenige Worte mit allen Anzeichen der übelsten Laune und

lehnte sich dann seitwärts. Es war augenscheinlich, daß er den Weg der äußeren Politik nicht billigte, aber keinen anderen vorzuschlagen wußte. Ebenso unzweifelhaft war es, daß keiner der Anwesenden auch nur im entferntesten daran denken konnte, das Friedenswerk zu zerstören und einen Weltkrieg zu entfesseln. Darum sagte auch Carneri gegen Herbst: „Ich ginge vielleicht auch mit, wenn ich nur halbwegs wüßte, wohin es geht".

Am 27. Januar 1879 wurde dem Berliner Vertrage mit 154 gegen 112 Stimmen die verfassungsmäßige Zustimmung erteilt.

Das war ein notwendiger, aber ein trauriger Sieg; 110 Deutsche hatten mit Herbst, 42 gegen ihn gestimmt. Die alte Verfassungspartei war gesprengt.

Es war, als sollte mir in diesen bewegten Tagen keine Art von Sorge erspart sein. Am 10. Februar nachmittags bemerkte man in der Döllinger-Grube, einem Braunkohlenwerke $7^1/_2$ km von Teplitz, daß aus der Ortsbrust des 14 m mächtigen Flözes Wasser hervortrete. Bald nahm seine Menge zu; es wurde warm; am folgenden Tage war nicht nur diese Grube, sondern waren auch die Nachbarwerke Fortschritt, Nelson, dann Viktoria ersäuft. Menschenleben waren verloren gegangen. Am 13. bemerkte man Abnahme an den Heilquellen von Teplitz; am Abend des 14. versiegten sie völlig.

Die Geologen Prof. Laube und Wolf waren in Teplitz eingetroffen; am 18. ersuchte mich Minister Graf Mannsfeld, dem der Bergbau unterstand, hinzufahren; am 19. war ich dort.

Ich fand die wohlhabende und blühende Stadt in heller Verzweiflung. Schon am Abende hörte ich, daß telegraphische Kündigungen von Hypothekarsätzen auf Hausbesitz eingelaufen waren. Als ich im Gasthofe am frühen Morgen des 20. aufstehen wollte, erblickte ich vor meinem Bette eine kniende Gestalt mit bittend erhobenen Händen. Das war der alte Schuhputzer, der mich anflehte, seine arme Vaterstadt zu retten. Auf der Straße sah ich Gruppen von Menschen. Das zieht alles zur Sparkasse, sagte man mir; gestern habe es schon ein großes Gedränge gegeben. Dann kam die Nachricht, daß ein Beamter der Prager Sparkasse auf dem Wege sei, der eine Million Gulden in Bargeld mitbringe, und man begann sich zu beruhigen.

Am Döllinger-Schachte schwiegen die Maschinen. Kein Rauch stieg aus dem schlanken Schornstein auf. Leichter Regen rieselte herab. Auf der Schwelle vor der verschlossenen Kanzlei hockten zwei Weiber und stierten uns schweigend mit verweinten Augen an. Eine unsagbar traurige Stimmung war über das Land gebreitet.

Die geologische Sachlage war lehrreich und ziemlich einfach. Meine Fachgenossen, zu denen noch E. v. Hauer gekommen war, sowie ich selbst waren außer Zweifel. Der Porphyrstock, aus dessen Spalten die Thermen kommen, ist in einem weiten Bogen von wasserdichten Tonen umgeben, und nachdem im Döllinger diese wasserdichte Umhüllung in größerer Tiefe durchbrochen worden war, hatten sich die thermalen Wässer durch das zusammenhängende System von Spalten aus dem Porphyr in die Gruben ergossen. Man mußte in Teplitz zuerst einen Schacht bis nahe auf das Niveau des Einbruches abteufen und während der Zeit der Kur das Auspumpen der Gruben unterlassen. Dieses Auspumpen sollte im kommenden Winter ausgeführt und hierauf der Einbruch verdämmt werden.

So ist es auch geschehen. Man traf im Schachte in Teplitz das Thermalwasser in der angegebenen Tiefe. Ingenieur Siegmund, zugleich Abgeordneter für Teplitz, führte die Verdämmung aus. In späteren Jahren sind neue Einbrüche nachgefolgt. Meisterstücke der Technik wurden ausgeführt, indem man so genaue Pläne besaß und es verstand, zutage die Bohrungen so genau anzulegen, daß neue Verdämmungen vom Tage her ausgeführt werden konnten.

XIX.

Graf Taaffe 1879 — Fahrt zum Eisernen Tore — Audienz bei Taaffe — Thronrede und Rechtsverwahrung — Fürst Auersperg und das böhmische Kompromiß — Graf Jul. Andrássy zeichnet das deutsche Defensivbündnis und tritt zurück — Letzte Begegnungen mit Andrássy 1889.

1879. . .

In diesen selben Tagen trat der Name jenes Mannes hervor, dem Herbst den Weg gebahnt hatte. Am 15. Februar 1879 wurde Stremayr mit dem Vorsitze im Ministerium betraut, und der Statthalter von Tirol, Graf Taaffe, wurde zum Minister des Innern ernannt. Er sollte die bevorstehenden Wahlen leiten.

Noch im Februar besuchte mich Ernst v. Plener und frug mich im Laufe des Gespräches, ob ich eventuell bereit wäre, mit ihm, Coronini und Tomasczuk in die Regierung einzutreten. Bei den finanziellen Besorgnissen, die durch die Bedürfnisse der Heeresverwaltung verursacht waren, sollte als Bedingung ein geringer Abstrich von dem Heeresbudget (5 Millionen) gefordert werden. Diese Forderung wurde gestellt, um zu prüfen, ob überhaupt ernstlich auf ein solches Ministerium Wert gelegt werde. Ich sagte zu, hauptsächlich bewogen durch die äußerst sympathischen Kollegen, die Plener genannt hatte.

Der deutsche Botschafter, Prinz Reuß, soll über den Vorgang am 14. Februar 1879 nach Berlin berichtet haben[1]). Es mag sich aber wohl nur um einen Fühler gehandelt haben. Ich habe von dem Zwischenfalle, mit Ausnahme einer späten Zeitungspolemik, nie mehr etwas gehört, aber mir war er ein Anlaß, um strenger zu prüfen, ob ich zu einem solchen Amte tauglich sei. Ich mußte mir sagen, daß alles, was ich etwa in technischen oder in politischen Fragen als einen Erfolg betrachten durfte, nur aus einer gewissen Unabhängigkeit des Urteils hervorgegangen sei, die wieder nichts anderes war, als die Frucht der strengen naturwissenschaftlichen Methode. Diese Unabhängigkeit war es, die mich

[1]) Wertheimer, Graf Jul. Andrássy; III., S. 206.

zu einem schlechten Minister gemacht hätte und durch die ich sicher eine Enttäuschung meiner Kollegen und ein unnützer und unglücklicher Mensch geworden wäre.

Das Ergebnis meiner Selbstprüfung war ein so bestimmtes, daß es mir Beruhigung gab in der fremdartigen Lage des Lebens, die sich nun für mich vorbereitete.

Während Herbst noch wetterte, mehrten sich doch in beiden Gruppen der Verfassungspartei gemäßigtere Stimmen, die sich frugen, wohin denn das am Ende führen sollte. Die Wogen begannen sich zu glätten, und am 17. Mai, nach der Thronrede, mit welcher der Kaiser die Session des Reichsrates schloß, versammelten sich acht deutsche Kollegen verschiedener Richtung zu einem freundschaftlichen Mittagessen auf dem Kahlenberge, vorläufig mit dem Wunsche, die Gegensätze zu mildern. Ein Bildchen der Gesellschaft, das vor mir liegt, ist mir ein teures Andenken. Es zeigt die Abgeordneten Sturm, Auspitz, Plener, Bareuther, Ruß, Neuwirth, Dumba und mich. Vier von diesen hatten gegen und vier für den Berliner Vertrag gestimmt.

Um diese Zeit, wenn ich nicht irre, ereignete sich ein kleiner Vorfall, über den in Wien viel gelacht worden ist.

Qu. Sella kam, ich glaube zum Abschlusse seiner Verhandlungen über die Alta Italia, nach Wien. Graf Andrássy lud ihn mit mir zu einem Frühstück. Wir mochten fünf oder sechs Personen sein. Plötzlich wurde an der Decke des Saales eine Fledermaus sichtbar. Gräfin Katinka breitete ein Tuch über den Kopf und benahm sich als eine auf jeden Zwischenfall gefaßte, immer liebenswürdige Hausfrau. Die Frage entstand aber, aus welcher der historischen Phasen des Palastes am Ballplatze das Flattertier zurückgeblieben sein mochte.

Überhaupt war der Umgang ein eigenartiger. Andrássy pflegte mich „Doktor" zu nennen. Auf meine Bemerkung, daß ich kein Arzt sei, erwiderte er, er pflege die Menschen zu teilen. Eine Gruppe sei das Frauenzimmer, eine zweite, mit dem Säbel, sei der Soldat, und eine dritte, die liest und schreibt, sei für ihn Doktor. So mußte ich es mir denn gefallen lassen. Kunst ließ er gelten; er war sogar sehr stolz darauf, Munkácsis Talent entdeckt zu haben. Daß es aber Abgeordnete gebe, deren Ehrgeiz

außerhalb des Parlamentes Betätigung sucht und die ihre parlamentarische Tätigkeit als eine bürgerliche Pflicht ansehen, wäre ihm niemals glaubhaft zu machen gewesen. Für den Abgeordneten durfte es nach seiner Auffassung kein anderes Ideal geben, als seine auf der Tribüne entwickelten Gedanken zu verwirklichen, Minister zu werden und seinem Lande zu dienen. Das war logisch. Ich hätte jedoch blind sein müssen, wenn ich nicht gesehen hätte, daß neben den persönlichen auch alle sachlichen Voraussetzungen erfolgreicher Tätigkeit fehlten. Andrássy frug nicht; er wollte mich „machen".

Er wendete dazu verschiedene Kunstgriffe an. Eines Tages befand ich mich in seinem Arbeitszimmer, als das gesamte ungarische Ministerium angemeldet wurde. Unser Gespräch war ein gleichgültiges und ich wollte mich entfernen. Er hielt mich fest und sprach weiter. Nach einer Weile wurde die Anmeldung wiederholt. Sofort, ließ er sagen; es handle sich eben um eine sehr wichtige Sache. Als ich endlich nach einigen weiteren Minuten hinauskam, sprach die Neugierde aus den Augen der ungarischen Exzellenzen, und mit halb gratulierendem Lächeln schüttelte mir jeder eiligst die Hand.

Die Folge war, daß in den nächsten Tagen sich „aus allerbester Quelle" die Nachricht verbreitete, ich werde demnächst in die Regierung eintreten.

Ähnliche Gerüchte hielten an; sie wurden mir lästig; Ableugnen war vergeblich, und es hatte den Anschein, als wiederhole man sie, um die Wiedervereinigung der Deutschen zu erschweren. Mich beschäftigten seit der Erledigung des Berliner Vertrages andere Dinge. Der niederösterreichische Gewerbeverein hatte einen selbständigen Donauverein ins Leben gerufen. Man wählte mich zum Obmanne. Tätige Freunde, wie Matscheko, Ruß, Zels, Delwein, Edl in Preßburg und viele andere stellten sich an meine Seite. Am 30. Mai 1879 fuhr ich nach Preßburg, um mit dortigen Freunden eine Stromfahrt zum Eisernen Tore vorzubereiten; am 9. Juni wurde der Verein eröffnet. Dann kam ein Wahlkampf für das Abgeordnetenhaus und am 30. Juni meine Wiederwahl; dann eine Reise durch das nördliche Böhmen zur Wiederanknüpfung alter Bande in der Verfassungspartei. Zurückgekehrt, brachte ich

den 8.—19. August in den Alpen zu, und während dieser Tage, am 12. August 1879, wurde Graf Taaffe zum Ministerpräsident ernannt. Chertek, Falkenhayn, Korb und Prazak traten in die Regierung ein; Stremayr, Horst und Ziemialkovski wurden aus der früheren Regierung übernommen.

Nachrichten von Verhandlungen der Regierung mit einzelnen Mitgliedern der Verfassungspartei traten neuerdings hervor, und auch mein Name wurde genannt.

Selbst Freund Dumba sandte mir am 13. August, am Tage nach Taaffes Ernennung, als ich noch im Gebirge Steine schlug, aus Lietzen einen warnenden Brief, ich möchte doch in diese Regierung nicht eintreten. Am 16. August ließ ein von mir besonders hochverehrter ehemaliger Minister, in Übereinstimmung mit öffentlichen Blättern, mir die beiden Portefeuilles mitteilen, die für Plener und mich vorbehalten seien. Ich habe nie ein weiteres davon gehört. Am 30. August meinte die Verfassungspartei einen entscheidenden Schritt zu tun, indem sie auf dem Parteitage zu Linz beschloß, kein Parteimitglied dürfe in die Regierung eintreten. Das war ein Kampf gegen Windmühlen, denn Taaffe ging längst einen anderen Weg. Im September schrieb mir Wolfrum, man möge nicht alle Brücken abbrechen, während ich von Brücken keine Spur sah.

In dieser Zeit befand ich mich größtenteils bei meiner Familie in Marz, und wenn ich nach Wien kam, geschah es, um die Stromfahrt vorzubereiten. Ich hatte gar keine mittelbare oder unmittelbare Verbindung mit der Regierung und konnte aus den geheimnisvoll warnenden Briefen meiner Freunde nur die Vermutung schöpfen, daß gewissen Gerüchten über mysteriöse Vorkommnisse bei dem böhmischen Landtage mehr Bedeutung beizumessen sei. Ihre Folgen sollten erst in der Thronrede vom 8. Oktober sichtbar werden.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zur Stromfahrt abgeschlossen; am 20. September wurde sie angetreten. Die Dampfschiffahrtsgesellschaft hatte uns den prächtigen Dampfer „Sophie“ vermietet; 150 Teilnehmer, darunter viele angesehene Persönlichkeiten, füllten ihn. Auch der junge Advokat Dr. Lueger war mit uns.

Nun gab es Böllerschüsse und bunte Fahnen auf der ganzen Strecke, Reden und Eljen in Preßburg, Reden und Eljen in Budapest, dann die weite, von der Natur gesegnete Ebene, dann den vortretenden Fels von Peterwardein, den Festungsberg von Belgrad, die tiefen Schluchten und die schäumenden Stromschnellen des Eisernen Tores und zu unserer Rechten die Spuren der Römerstraße mit der stolzen Trajanstafel. Ein mächtiger Adler erhob sich von einem Felskopf aus der weißen Gischt eines Wassersturzes. Alles war groß, die Natur wie die Erinnerungen.

Am dritten Tage der Reise befanden wir uns auf rumänischem Boden in Turn Severin. Dort teilte sich die Gesellschaft. Um noch länger dem Getriebe in Wien zu entgehen, beschloß ich die Bergfahrt gleichfalls auf der „Sophie" auszuführen. Ich war fast allein. Das waren kostbare Tage der Ruhe.

Am 27. September wurde Wien erreicht. Schon am folgenden Tage wurde ich für den 1. Oktober zum Grafen Taaffe gerufen.

Graf Taaffe sagte, ich sei das erste Mitglied der Verfassungspartei, das er zu einer Besprechung geladen. Er möchte die allgemeinen Prinzipien kennen, auf denen eine Annäherung möglich wäre.

Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß gerade mir die Ehre dieser ersten Anfrage zuteil werde und nicht Persönlichkeiten, die zu aktiver Teilnahme an der Politik mehr geneigt und besser geeignet wären. Im übrigen liege ein Programm im Namen der Partei vor. Die erste Voraussetzung sei strenge Verfassungsmäßigkeit und die möglichst deutliche Betonung dieses Standpunktes in der bevorstehenden Thronrede.

Diese tastenden Worte waren mir durch die Gerüchte vom böhmischen Landtage eingegeben, und sie hatten die Folge, daß Taaffe mich in dieser Sache für besser unterrichtet hielt, als ich es tatsächlich war.

Seine Antwort war nicht scharf. Es sei ein unnatürlicher Zustand gewesen, sagte Graf Taaffe, daß durch so viele Jahre bedeutende Reichsteile ohne Vertretung im Parlamente geblieben seien. Diesen Zustand zu beheben sei seine Aufgabe. Dann ging das Gespräch in Allgemeinheiten über. Jeder auch nur entfernte Ver-

such einer Rückkehr zu föderalistischer Politik, sagte ich, werde alle Schichten der Bevölkerung Wiens in Gegnerschaft finden.

So endete diese Besprechung, deren Veranlassung mir nicht klar war; schon am folgenden Morgen, den 2. Oktober, sollte ein Zufall den Schlüssel bringen.

Mein Weg führte mich über den Kärntner-Ring; vor einer Blumenhandlung blieb ich in Gedanken stehen. Jemand griff an meine Schulter; es war Graf Andrássy. Ich hatte ihn seit dem Sommer nicht gesehen. Das waren die Tage unmittelbar vor dem Abschlusse des deutschen Bündnisses. Er machte eine fragende Handbewegung; ich verstand ihn und antwortete mit einer verneinenden Bewegung. Er murmelte einen ungarischen Fluch, drehte sich auf seinen Hacken um und schritt quer über die Ringstraße.

So war auch diese Berufung zu Taaffe nichts als ein neuerlicher und letzter Versuch Andrássys, meinen Namen ohne mein Wissen und ohne meine Zustimmung in den Vordergrund zu schieben, vielleicht in diesem Falle begleitet von dem Wunsche der Unterzeichnung des großen Defensivvertrages mit Deutschland, wenigstens den Anschein einer Annäherung an die Deutschen im Innern vorangehen zu lassen. Daß Andrássy der Anreger war, hat mir in den späteren Jahren seiner Enttäuschung Graf Taaffe ohne meine Anfrage selbst erzählt.

Der 8. Oktober brachte die Thronrede, welche die Abgeordneten des Königreichs Böhmen „unbeschadet ihrer Rechtsüberzeugung" begrüßte. Das Parlament hatte seine Vollzähligkeit. Die Tschechen hatten ihre Rechtsverwahrung. Österreich besaß zwei Klassen von Abgeordneten. —

Die unklar gebliebenen Vorgänge am böhmischen Landtage sind vom Fürsten Carlos Auersperg später, in der Sitzung des Herrenhauses vom 24. Mai 1882, völlig klar gelegt worden. Der Fürst hatte sich am 24. Juni 1879 zu einem Kompromiß mit der Regierung herbeigelassen, durch welches von den 23 Sitzen des böhmischen Großgrundbesitzes im Reichsrate, die bisher alle der Verfassungspartei gehört hatten, 10 der feudalen Gruppe überantwortet wurden. Zugleich gab er den Widerstand gegen eine Erklärung auf, die den Rückzug der Feudalen decken sollte. Der Inhalt die-

ser Erklärung war Gegenstand einer besonderen Verhandlung gewesen, und der Fürst hielt sich für völlig beruhigt: „Wie groß war daher das Erstaunen", fährt Fürst Auersperg fort, „als bei der feierlichen Eröffnung des Reichsrates die sogenannten Rechtsanschauungen der Abstinenzpolitik sich im Glanze der Thronrede abspiegelten. Man war versucht, zu glauben, daß die griechische Regierung die Thronrede verfaßt habe."

Dieses ist der Grund, aus welchem durch so viele Jahre jeder Versuch Taaffes, sich den Deutschen zu nähern, für „griechisch" gehalten worden ist. Unsäglicher Nachteil ist dem Staatswesen aus dieser Methode erwachsen.

In den Tagen dieser Thronrede spielte sich eine zweite Reihe höchst bedeutungsvoller Ereignisse ab.

Am 12. August 1879 war, wie gesagt, Graf Taaffe an die Spitze der österreichischen Regierung getreten. Am 14. August, fast unmittelbar danach, reichte Andrássy seine Entlassung ein, blieb aber noch im Amte. In den letzten Tagen des August vollzog sich die Korrespondenz zwischen Bismarck und Andrássy, die zum deutsch-österreichischen Defensivbündnisse führte. Am letzten August erstattete Graf Andrássy dem Kaiser im Lager zu Bruck den entscheidenden Vortrag. Vom 21. bis 24. September war Fürst Bismarck in Wien gewesen. Am 7. Oktober, dem Tage vor der Thronrede, wurde das Bündnis unterzeichnet; zugleich trat Graf Andrássy aus dem Amte.

Jetzt erst fielen den Deutschen die Schuppen von den Augen. Jetzt sahen sie, wen sie bekämpft und wen sie in den Sattel gehoben hatten. Jetzt hatte Österreich nicht nur zweierlei Abgeordnete; fortan brauchte es auch zweierlei Majoritäten, eine für die innere und eine andere für die äußere Politik. Dieser widernatürliche Zustand war nur darum denkbar, weil der dritte Teil der Delegation vom Herrenhause entsendet wurde, dessen sich Graf Taaffe durch wiederholte Pairsschübe versicherte.

Für die innere Politik standen nun die Deutschen in strengster Opposition, aber schon im Dezember fand wieder eine vorübergehende Spaltung statt. Die Regierung bedurfte zum Heeresgesetze der Zweidrittelmehrheit. Diese war ohne einen Teil der Deutschen nicht zu erreichen, und viele hofften, die Regierung zu

stürzen. Aber Schmerling und die deutschen Zentralisten im Herrenhause hatten das Wehrgesetz einstimmig votiert, und nicht wenige von uns meinten, daß die Rücksicht auf den deutschen Defensivvertrag uns untersage, den inneren Streit auf die Heeresverfassung zu übertragen. Darum haben wir gegen Herbst in letzter Lesung für das Wehrgesetz gestimmt und allerdings Taaffe vor einer schweren Niederlage bewahrt.

Am 30. Oktober 1882 bemerken meine Aufschreibungen einen besonders langen Besuch des Grafen Andrássy in meinem Gasthofe während der Delegationssitzung zu Budapest.

Im Februar 1888 wurde das Bündnis mit Deutschland kund gemacht. Die Regierungen kannten es längst; die Kundmachung wurde als eine Warnung an Rußland aufgefaßt. Ich schrieb einige Zeilen an den Grafen Andrássy. Er antwortete am 8. Februar. Seine Schlußworte sind: „Was mich betrifft, so habe ich weder damals noch jetzt ein anderes Gefühl, als das, meine Pflicht getan zu haben."

Ein Jahr darauf, am 5. Februar 1889, sah ich den Grafen in der Kapuzinerkirche, an dem Tage, an dem wir so viele Hoffnungen in die Kaisergruft hinabsenkten. Er war zu der Feier schwer leidend nach Wien gekommen. Wer ihn sah, mußte erschrecken. Das Gesicht war gelb, die Züge noch schärfer geprägt als sonst, dabei das Auge von fast unheimlicher Glut. Er schritt auf mich zu und ersuchte mich, ihn nach der Feierlichkeit zu erwarten. Als wir beide, aufs tiefste ergriffen, uns trafen, drängte sich der alte, vielgesprächige Hye zwischen uns und begann etwas zu erzählen. Es herrschte Zugluft. Zweimal schon hatte Andrássy die Finger Hyes von den Knöpfen seiner Uniform abgelöst, und immer noch fand der alte Herr kein Ende. Da riß sich endlich Andrássy los und eilte in seinen Wagen.

Trotz aller Leiden hielt er noch am 5. April vor dem Ausschusse des ungarischen Magnatenhauses, allerdings sitzend, seine große Rede für die Einheit der Armee. Am 18. Februar 1890 ist er gestorben.

Nach der Begegnung in der Kapuzinerkirche habe ich ihn nicht mehr gesehen. Fast genau ein Jahr danach, im Februar 1890, kamen Chlumetzky, Plener und ich in die ungarische Hauptstadt,

um dem Leichenbegängnis beizuwohnen. Graf Andrássy war ein flüchtiger Hochverräter gewesen. Er blieb ein guter magyarischer Patriot und wurde zugleich ein treuer Diener seines Monarchen, ein großer Staatsmann, ein Mehrer des Reiches, der in entscheidenden Stunden allen Reizungen der Volksgunst widerstand. Seine letzte Tat, die Unterzeichnung des Vertrages mit Deutschland, ist der würdigste Abschluß seiner Tätigkeit gewesen.

Ungarn beschloß, ihm auf Staatskosten ein Denkmal zu errichten.

Im Juni desselben Jahres 1890 versammelten sich die Delegationen in Budapest. Die Erinnerungen lenkten sich auf den großen Verstorbenen. Der Kaiser befand sich im Gespräch mit mir, als der Abgeordnete Dr. Demel aus Teschen, einst einer der heftigsten Gegner des Berliner Vertrages, an der Spitze einer Gruppe von Kollegen vortrat, um in ihrem Namen vor Seiner Majestät auszusprechen, sie hätten sich überzeugt, daß Andrássys bosnische Politik, wie ich sie vor 11 Jahren vertreten hatte, die richtige gewesen sei. Ich blieb betroffen von dieser unerwarteten Genugtuung, und der Kaiser ging sofort auf die Sachlage ein.

Am 5. Oktober 1908 wurde durch die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina den Beziehungen dieser Länder zur Monarchie eine festere staatsrechtliche Grundlage gegeben. Weder Andrássy noch Kállay haben dieses Ereignis erlebt; der letztere war im Juli 1903 gestorben. Es ist ein großes Verdienst Ährenthals, bei diesem Vorgange zugleich Österreich-Ungarns Selbstbewußtsein geweckt und die Staatsidee gestärkt zu haben.

Wer die Jahre 1912 und 1913 erlebt hat, kann beurteilen, welches in der Zeit des Balkanbundes die Lage unserer Monarchie gewesen wäre, wenn sie 1877 untätig geblieben wäre.

Möge diesen Ländereien fortan ein friedliches Gedeihen vergönnt sein. —

Nun begann eine lange, erniedrigende und demoralisierende Phase unseres Verfassungslebens, in welcher die Richtlinien einer stetigen Politik verschwanden, die Erfüllung der Bedürfnisse des Staates abhängig wurde von dem Austausche von Einzelwünschen und der Staatsgedanke selbst so sehr in den Hintergrund trat, daß in dem neuen Palaste des Parlamentes, der im Dezember 1883 bezogen

wurde, die Decke des Saales für den Budgetausschuß die Wappen aller Kronländer zeigte, daß die Türschlösser das habsburgische Hauswappen trugen, daß aber das ruhmvolle alte Emblem des Staates, der Doppeladler, im ganzen Hause nicht zu sehen war. Es bedurfte einer in öffentlicher Sitzung von deutscher Seite ausgehenden Anregung, um seine Anbringung im Sitzungssaale zu veranlassen.

Graf Taaffe hatte im Jahre 1879 mit einer Zweideutigkeit begonnen; sein weiteres Verhalten bei den Wahlen, z. B. gegenüber dem mährischen Großgrundbesitze, hatte das Mißtrauen der liberalen Deutschen verstärkt.

Am 13. April 1880 lehnte das Abgeordnetenhaus mit 154 gegen 152 Stimmen den Dispositionsfonds ab. Im Monat Mai folgten Angriffe des Herrenhauses auf die Regierung. Am 25. Mai wurde das Parlament vertagt. Ein zur Begünstigung des Feudaladels im böhmischen Landtage vorgelegtes Wahlgesetz wurde verworfen. Ebenso sprach sich im Juli derselbe Landtag gegen einen von Stremayr herausgegebenen Sprachenerlaß aus. Am 26. Juni legten die deutschen Minister Stremayr, Horst, Korb und Kriegsau ihre Stellungen nieder. Streit, Kremer, Welsersheim und Dunajewski traten an ihre Stelle. Am 14. November versammelte sich der deutsche Parteitag in Wien zur Verteidigung von Reichseinheit, Deutschtum und Freiheit; die vereinigte Linke zählte 140 Mitglieder; kein einziges war untreu geworden. Am 4. Dezember begründete Graf Wurmbrandt den Antrag, die deutsche Sprache als die Staatssprache zu erklären. Am 17. Januar 1881 wurden zwölf neue Mitglieder in das Herrenhaus berufen; Kremer und Streit traten aus der Regierung; Pino und Prazak wurden berufen. Jetzt war die ganze Regierung slawisch. Das Reichsgericht erklärte die Wahlen aus dem oberösterreichischen Großgrundbesitze für ungesetzlich, weil man den Nutznießern geistlicher Häuser das Wahlrecht eingeräumt hatte; trotzdem anerkannte das Haus die Gewählten. Am 11. März legte Graf Coronini das Präsidium des Hauses nieder; Smolka wurde gewählt; den Deutschen war die dritte Stelle (II. Vizepräsident) angetragen; sie lehnten, als ihrer staatlichen Stellung unwürdig, ab. Jetzt war nicht nur das ganze Ministerium, sondern auch das ganze Präsidium slawisch.

Am 28. Juni erfolgten in Kuchelbad bei Prag arge tätliche Angriffe von Tschechen auf Deutsche. Am 19. November wurde ein neuerlicher Pairschub, diesmal von 13 Mitgliedern, vollzogen.

Das war nicht der Weg zur Versöhnung, und obwohl Graf Taaffe im April 1880 die Ablehnung des Dispositionsfonds mit einem zynischen Lächeln aufgenommen hatte, war es doch klar, daß auf diesem Wege nicht weiter regiert werden könne. Das Wehrgesetz war allerdings bereits erledigt, aber das Budget kam jährlich in Frage; eine Erhöhung der Petroleumsteuer und manches andere Erfordernis stand in Aussicht.

Es mußte eine feste Majorität gegen die liberalen Deutschen, d. i. gegen das deutsche Bürgertum, geschaffen werden. Die Tschechen, Polen und die deutschen Klerikalen waren dazu bereit und stellten ihre Bedingungen. Die Tschechen verlangten eine nationale Universität in Prag, die Polen die galizische Transversalbahn und die deutschen Klerikalen eine Abänderung des Volksschulgesetzes in ihrem Sinne. Man kann ruhig behaupten, daß dem Grafen Taaffe keine dieser Bedingungen willkommen war, und noch weniger die föderalistischen Bestrebungen, die bei den Slawen wenig verhüllt hervortraten. Er legte aber ruhig seine Versöhnungspläne beiseite und fügte sich. Dabei rühmte er sich, über den Parteien zu stehen, während er doch jeder der drei Gruppen dienstbar sein mußte. Die Südslawen schlossen sich an, und so wurde die Majorität geboren, die unter dem Namen des „eisernen Ringes" tatsächlich durch mehrere Jahre Österreich und seine Regierung regiert hat.

Ziemlich selbständig davon hatte eine Gruppe von Politikern, insbesondere Graf Egbert Belcredi, Besitzer des Schlosses Lösch bei Brünn, und der Abg. Zallinger, unter der Führung des aus Preußen verwiesenen volkswirtschaftlichen Schriftstellers R. Meyer, staatssozialistische Pläne verfolgt. Ihre Ziele waren die Besserung der Lage des Kleingewerbes durch schützende Gesetze, des Landmannes durch Regelung der Erbfolge und ähnliche Maßregeln. Das Verhalten der Regierung verriet zwar, daß auch diese „Rettungen" wenig nach dem Geschmacke des Grafen Taaffe waren, da jedoch die genannten Persönlichkeiten großen Einfluß auf die klerikale Partei besaßen und der Einfluß solcher Gesetze auf die Wahlen offenbar war, leistete er auch hier keinen Widerstand. Wir werden bald von dieser Partei weiter zu sprechen haben.

Bald zeigte sich, daß allen diesen Vorgängen gegenüber doch die deutsche Minorität viel zuviel parlamentarische Lebenskraft besaß, und schon im Beginn des Jahres 1882 legte die Regierung den Entwurf eines neuen Wahlgesetzes vor, das auf die Beugung dieser Minorität abzielte.

Auf diese Weise zerfiel die Aufgabe des Parlamentes in die Beratung der sog. Staatsnotwendigkeiten, dann der drei Zugeständnisse an den eisernen Ring, ferner der staatssozialistischen Vorschläge, endlich des Wahlgesetzes.

Selbstverständlich liefen daneben viele Ereignisse her, die den Gang der Dinge beeinflußten. Von diesen ist zuerst das Erscheinen einer großen, politisch gefärbten französischen Bank zu erwähnen.

Das Auftreten Rauschers im Herrenhause im Jahre 1873 gegen alle Elemente, welche die Religion in den Dienst der Politik stellen wollten, ist bereits angeführt worden. Damals wendete er sich gegen den tschechischen Föderalismus. Seinen Spuren folgend, hat es in Österreich stets eine streng katholische Partei gegeben, die sich die konservative nannte. Ihr bedeutendster Vertreter im Parlamente war, wie gesagt, Lienbacher. Außerhalb dieser Partei war eine neue Gruppe seither emporgewachsen, die bald im streng katholischen Lager Einfluß erlangte. Sonderbarerweise gingen ihre ersten Propheten aus dem protestantischen Lager hervor. Nicht weniger sonderbar ist der Umstand, daß man oft den Liberalen abstrakten Doktrinarismus vorgeworfen hat, und daß kaum je in einem politischen Kreise so viel Doktrinarismus gepredigt worden ist, als in den hochkonservativen Kreisen, in denen um jene Zeit der Staatssozialismus sich entwickelte. Ein Teil dieser Gedanken ist, wie es scheint, nach 1866 mit dem Gefolge des Königs von Hannover nach Wien gekommen. Später waren zwei bedeutende Schriftsteller, ein protestantischer Konvertit, Baron Vogelsang in Wien und der bereits genannte R. Meyer. Das war eben die Partei des Grafen Egbert Belcredi; als ein eifriger Adept wurde Prinz Alois Liechtenstein genannt.

Wer sich in die Schriften Vogelsangs oder Meyers vertieft, wird vielfaches Wissen und vielen aufrichtigen guten Willen finden. Allerdings durfte man fragen, ob die letzten Ziele ihrer

Doktrinen auch jenen Mitgliedern des Adels entsprochen hätten, die das Lehrgebäude zur Ausführung bringen sollten. So war Vogelsang ein entschiedener Gegner der Kornzölle, genau wie der hochkonservative deutsche Abgeordnete Peter Reichensperger, der wenige Jahre später in einer Schrift über ihre Gemeinschädlichkeit an den alten Spruch erinnerte: „Latifundia perdiderunt Italiam, imo et provincias". R. Meyer trat mit großer Entschiedenheit gegen die jetzt zu erwähnende Bank auf.

Eugène Bontoux, in früheren Jahren Generaldirektor der österreichischen Südbahn, und dadurch ein Kenner österreichischer Verhältnisse, gründete mit sehr bedeutenden Mitteln eine Bank, die Union générale. Sie war ein Beispiel des Versuches, die Kirche und die Börse zu gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, wie sie seither in kleinem Maßstabe versucht worden sind, in denen oft beide Teile Geld verloren haben und immer die Kirche an Ansehen eingebüßt hat. In der Verwaltung der Union générale saßen Royalisten, wie der Herzog von Broglie, und neben ihnen Veuillot, der fanatische Vertreter jener Richtung, welche Bischof Dupanloup den „Romanisme intensé" genannt hatte. Ein Trésor de Saint Pierre sollte gebildet werden, um den Papst von der Dotation des italienischen Garantiegesetzes unabhängig zu machen, und ein Trésor de la foi catholique zugunsten des Schulwesens. Das Feld der Tätigkeit sollte in erster Linie Österreich sein.

Am 26. Juni 1880 war, wie gesagt, Dunajewski zum Finanzminister ernannt worden. Als solcher wollte er das Hereinziehen fremden Kapitals begünstigen, und ein Konkurrent in der Begebung von Staatsrenten mußte ihm erwünscht sein. Um die politische oder konfessionelle Färbung des Geldes war er, der Finanzminister, nicht gezwungen, sich zu kümmern. Anderen erschien freilich die Union générale wie ein trojanisches Pferd, das in unser Land geschoben wurde, und unter diesen anderen war nicht nur die liberale Opposition, sondern wie R. Meyer auch Lienbacher.

In Wien wurde zugleich eine neue Bank errichtet, die schon in ihrem Namen, die Länderbank, ihren föderalistischen Charakter zeigen sollte. Eine große Reklame für sie ging durch französische Blätter; in London erkühnte man sich sogar zu dem Versuche, die Person des Kaisers mittelbar mit dieser Gründung in Verbindung zu bringen.

Am 1. November erlegte die Union générale 50 Millionen Franks bei der österreich-ungarischen Bank. Um die Mitte des Monates entspann sich im Parlamente eine heftige Debatte über die Länderbank, und zugleich begann eine scharfe Polemik gegen dieselbe im konservativen „Vaterland", als deren Verfasser R. Meyer angesehen wurde. Die Majorität der Klerikalen unter dem Prinzen Liechtenstein verblieb aber im eisernen Ringe und unterstützte Dunajewski. Ihre Triebfeder war der Haß gegen den Namen Rothschild.

Unterdessen gründete Savary in Lyon eine Banque de Lyon et de la Loire; im Beginn des Jahres 1881 trat sie ins Leben. Auch sie sollte in Österreich tätig sein, und sie wollte eine maritime Bank in Triest bilden. Bontoux duldete aber in Österreich keinen Nebenbuhler. In Lyon kämpfte man um Österreich. Savary unterlag; die Banque de Lyon et de la Loire wurde im Dezember 1881 durch Bontoux' Einfluß gesprengt.

Während dieser Vorgänge trat in Paris das „grand Ministère" ins Amt. Gambetta hatte als Ministerpräsident in sein Programm zwei kühne Vorschläge aufgenommen, die Verstaatlichung der Bahnen und das Listenskrutinium. Der erste wurde von der Börse, der zweite vom Parlamente schlecht aufgenommen. Mermeix, der im Jahre 1892 diese Vorgänge in einer besonderen Schrift dargestellt hat, erzählt, daß binnen 6 Wochen die 3proz. Rente um 6 Franken fiel und schildert die trübe Stimmung, die aus dem gleichzeitigen Sturze der Rente und der Banque de Lyon et de la Loire hervorging.

Um diese Zeit bereitete Bontoux die Ausgabe einer neuen Suezanleihe vor; der Bankier Lebaudy bekämpfte sie. Bontoux antwortete auf jedes Angebot mit Kauf. Er mußte die Aktien seiner Union générale hochhalten, weil er, vermutlich wegen seiner österreichischen Pläne, das eigene Gesellschaftskapital vermehren wollte und deshalb genötigt war, eine Prämie bereitzuhalten. Das gelang nicht. Die Papiere der Union générale fielen allein am 19. Januar 1882 fast um die Hälfte ihres Wertes.

Im selben Monate trat die parlamentarische Krise ein. Gambetta trat zurück; am 30. Januar übernahm Freycinet die Leitung des Ministeriums. Die Union générale schloß ihre Schalter. Am 2. Februar wurde Bontoux verhaftet.

Am 4. Februar interpellierte Herbst im Budgetausschusse den Finanzminister über die Stellung der Regierung zur Länderbank. Es befand sich dort kein sehr bedeutendes Depot des Staates (wenn ich nicht irre, 6 Millionen fl. an Eisenbahnpapieren). Bald folgte die Debatte über das Budget. Berichterstatter war Graf Clam-Martinitz. Carneri, Neuwirth und Herbst griffen Dunajewski an; Plener sagte, die ganze Finanzpolitik der Regierung sei aufs Haupt geschlagen. Zu dem nationalen Streite gesellte sich nun der Vorwurf der Rechten, daß Rothschild die Union gestürzt, daß alle Liberalen von Rothschild und den Juden abhängig seien, und der Generalredner Rieger erniedrigte sich so weit, daß er dem Abgeordneten Neuwirth vorwarf, daß er ein Jude sei. Die Liberalen mußten sich damit trösten, daß selbst das „Vaterland" die bisherige Art der Emission von Staatsanlehen den Experimenten Dunajewskis vorzog.

In Frankreich war namentlich der royalistische Adel und ein Teil der Geistlichkeit durch den Sturz der Union getroffen worden. Mermeix behauptet, daß durch diesen Umstand der Antisemitismus in Frankreich wachgerufen wurde. In der Tat hat auch Bontoux nach mehrjähriger Haft eine zornerfüllte Schrift gegen die Juden veröffentlicht.

XX.

Der eiserne Ring — Schulgesetze — Kühweger Alm — Delegation in Budapest — Donauverkehr — Das Antlitz der Erde.

1880—1882.

Die tschechische Universität in Prag wurde bereits im Jahre 1880 bewilligt. Am 9. Mai 1880 beantragte der Abgeordnete v. Kozlovski den Bau der galizischen Transversalbahn. Erst ein Jahr später legte die Regierung einen Gesetzentwurf vor. Unterdessen war in Wien die Länderbank gegründet worden, und dem Vorschlage lag ein Übereinkommen der Regierung mit dieser Bank zugrunde. Der Eisenbahnausschuß lehnte den Bau durch die Länderbank ab und verlangte, daß er durch den Staat oder durch eine Reihe kleinerer Unternehmer ausgeführt werde. Das Gesetz wurde im Dezember 1881 verabschiedet.

Den klaren Beschlüssen des Abgeordnetenhauses entgegen übergab die Regierung den Bau dem Unternehmer Baron Schwarz, und nun geschah das Unglaubliche. Der Abgeordnete v. Kaminski klagte gegen den Bauunternehmer Baron Schwarz bei dem Handelsgerichte Wien auf Zahlung einer Provision von 625 850 fl. für seine Bemühungen um Zustandebringung des Gesetzes und die Übertragung des Baues an Schwarz. Verfasser der Klage war der Abgeordnete Dr. Wolski. Das war doch zuviel. Nicht nur die Linke interpellierte, sondern auch Graf Hohenwart. Die beiden genannten Abgeordneten legten ihre Mandate nieder. Man versprach die gründlichste Untersuchung. Neue Berichte wurden erstattet. Nach Jahren verlief die Sache im Sande.

Das geschah zu einer Zeit, in welcher die deutschen Liberalen allenthalben, namentlich aber in Wien, als Förderer und Verteidiger der Korruption aufs heftigste angegriffen wurden.

Nicht so leicht war die dritte, dem eisernen Ringe gemachte Zusage, nämlich die Verstümmelung des trefflichen Hasner'schen Volksschulgesetzes von 1869. Schon am 5. Februar 1880 überreichten in für die Lage bezeichnender Weise Lienbacher und Liechten-

stein zwei getrennte Anträge. Der erstere legte einen kurzen Gesetzentwurf vor, durch welchen die Schulpflichtigkeit von 8 auf 6 Jahre herabgesetzt und der Landesgesetzgebung vorbehalten wurde, sie auf 8 Jahre auszudehnen. Fürst Liechtenstein dagegen beantragte eine Aufforderung an die Regierung, die bestehenden Gesetze einer Prüfung zu unterziehen.

Die Antragsteller hatten sich übereilt. Nach wenig Tagen änderte Lienbacher seinen Antrag ab; die Dauer der Schulpflicht sollte ganz der Landesgesetzgebung überlassen sein. In der Ausschußsitzung vom 17. März zog er beide Anträge zurück; nun sollten die Landtage bestimmen, ob mit Beginn des 7. Schuljahres ein Fortbildungsunterricht an die Stelle des Alltagsunterrichtes zu treten habe.

Jede dieser drei Fassungen zeigt ein Zurückweichen und jede verrät zugleich, wie schwer es Lienbacher wurde, die Regierung und die anderen Gruppen der Majorität für seine Sache zu gewinnen. Die Polen und die ärmeren südlichen Kronländer hatten gar kein Interesse an der Sache, denn durch § 75 des bestehenden Gesetzes war ohnehin den Landtagen von Galizien und der Bukowina, von Dalmatien, Krain, Istrien und Görz solche Vollmacht gegeben. Die Tschechen aber fühlten ganz gut, daß jeder ähnliche Rückschritt dem Geiste ihres Volkes widerspreche.

Während dieser Verhandlungen war am 17. Februar Conrad an Stelle Stremayrs zum Unterrichtsminister ernannt worden. Auch Graf Taaffe hatte, wie aus seinen wiederholten satirischen Bemerkungen hervorging, keine sonderliche Freude an dem Vorgange.

Erst am Ende des Monats Februar 1881 gelangte der Gegenstand vor das Haus. Lienbacher selbst war Berichterstatter für die Majorität, und Adolf Beer, der an der Verfassung des Hasnerschen Gesetzes im Jahre 1869 teilgenommen hatte, vertrat die Minorität. Ich sagte als Generalredner, man könne Akte der Regierung nicht als Ausfluß der Gerechtigkeit ansehen, für welche Gegendienste geboten und genommen werden. „Eine solche Staatsverwaltung regiert nicht, sie verschleißt.“

Lienbachers Antrag wurde mit der Majorität von 22 Stimmen angenommen. Sturm hatte eine ²/₃ Majorität verlangt, da es

sich um eine Erweiterung der Kompetenz der Landtage auf Kosten der Reichsgesetzgebung handle. Der Präsident Coronini war anderer Meinung und legte wenige Tage darauf das Präsidium nieder.

Das Herrenhaus verwarf das Lienbachersche Gesetz und beschloß am 8. April ein anderes Gesetz, durch welches die Erweiterung der Landesautonomie ausgeschaltet wurde. Nun gab Lienbacher auch diese Stellung auf; während aber das Herrenhaus die Erleichterungen der Schulpflicht in die Hand der Schulbehörden legen wollte, legte sie jetzt Lienbacher in die Hand der Eltern.

Dieser neue Antrag veranlaßte am 23. Mai eine Debatte, die noch heftiger war als die erste. Die staatsrechtliche Schwierigkeit war beseitigt, aber in meritorischer Beziehung war der neue Antrag noch gefährlicher.

Mir fiel wieder das Amt des Generalredners zu. Mich erbitterte der Umstand, daß die Dalmatiner, die Istrianer, die Krainer und auch die Polen, sonst die feurigsten Vertreter der Autonomie, die alle von dem Gesetze gar nicht betroffen wurden, dennoch den vorgeschrittenen deutschen Reichsteilen eine Einrichtung entreißen sollten, die sich durch mehr als zehn Jahre als segensvoll erwiesen hatte und die Wurzel zu fassen begann. Dieses Opfer sollte uns abgerungen werden, lediglich um diese Gegner an der Macht zu erhalten.

Schon das äußere Bild der Regierungsbank war bezeichnend für die Lage. Der Unterrichtsminister Conrad war gelähmt durch die Erinnerung, daß er in früheren Jahren als Statthalter von Niederösterreich mich in öffentlichen Versammlungen wegen meiner Bemühungen um die Volksschule einen Wohltäter des Landes, in Neustadt bei Eröffnung des Landespädagogiums sogar in überschwenglicher Phrase einen Propheten genannt hatte. Er entfernte sich. Der fachkundige Referent für das Volksschulwesen, Sektionschef v. Hermann, fehlte; er war wie Ad. Beer ein Mitarbeiter an dem Gesetze von 1869 gewesen, und ihm wäre jetzt Beer als Berichterstatter der Minorität gegenüber gestanden. An seiner Stelle erschien in voller Hilflosigkeit ein erst kürzlich zu diesem Amte berufener Beamter.

Im Schlußworte sagte ich, daß die slawischen Abgeordneten, die nicht sollten oder nicht wollten die gleichgestellten Freunde der

deutschen Liberalen sein, nun in die Abhängigkeit von den deutschen Klerikalen verfallen seien und schloß dann mit den Worten: „Fort endlich mit diesen Reichsverderbern." Der greise Präsident Smolka rief mich zur Ordnung, aber nicht wegen dieser Worte, sondern weil ich an früherer Stelle gesagt hatte, „daß das Vorgehen, wie es die Majorität des Ausschusses bezweckt, eine Schmach, ja mehr als eine Schmach — daß es ein Verbrechen sei" und daß „die Regierung in einen Abgrund politischer Simonie versunken ist und die Majorität des Hauses in denselben zu versinken droht".

Das ist der einzige Ordnungsruf, der mir im Parlamente je zuteil geworden ist. Es waren sehr harte Worte; ich könnte heute, nach so vielen Jahren, die damalige Sachlage auch nicht anders beurteilen. Ich bat, zu entschuldigen, daß meine Entrüstung mich in einzelnen Worten über die Grenzen der eigenen Gewohnheit hinaus geführt habe in Tagen, in welchen die Minister täglich mit Taten hinausgehen über die Grenzen ihrer Pflicht.

Die Bewegung im Hause steigerte sich; die Galerien wurden geräumt und die Sitzung unterbrochen.

Am folgenden Tage wurde der Antrag Lienbacher mit der Majorität von 10 Stimmen in dritter Lesung angenommen. In einzelnen Vororten Wiens wurden schwarze Fahnen ausgehängt.

Im Herrenhause setzte der Kampf sich fort. Schmerling, Unger, Hasner und Arneth führten ihn. Erst im Dezember 1881 trat der Ausschuß vor das Haus. Feldzeugmeister Baron Roßbacher trat im Interesse der Armee für die achtjährige Schulpflicht ein. Das Herrenhaus blieb mit einer Majorität von 9 Stimmen bei seinem ersten Beschlusse und lehnte die Vorlage des Abgeordnetenhauses ab. Der kurz vorher, am 16. November, eingetretene Pairsschub hatte noch nicht seine Schuldigkeit getan (von den neu ernannten oder einberufenen Mitgliedern hatten 2 für den bisherigen Beschluß, 13 gegen denselben gestimmt, 1 war abwesend).

Jetzt war in dem eisernen Ringe guter Rat teuer. Alle Initiativanträge waren gescheitert. Jetzt erklärte sich die Regierung selbst bereit, eine reaktionäre Schulnovelle auszuarbeiten. Sie wurde bereits am 23. Januar 1882, und zwar auffallenderweise, zuerst im Herrenhause eingebracht.

Ein volles Jahr verging bis zur Beschlußfassung des Herren-

hauses. Diese Pause gibt Gelegenheit, die Schilderung des Schulstreites zu unterbrechen.

Der August 1882 war gekommen, bevor ich den Hammer von der Wand nehmen konnte. Ich durchlief ohne Begleiter das östliche Ende des Juragebirges, um mir neuerdings das Bild des Aufbrandens seiner Faltungen an dem älteren Vorlande (hier dem Schwarzwalde) einzuprägen. Ich besuchte die ehrwürdigen, aber vernachlässigten Reste der Habsburg und traf dann nach längerer Wanderung an dem Ziele meiner diesjährigen Arbeit, der Kühweger Alm in Kärnten, zwischen Hermagor und Pontafel, ein. Dort brachte ich zehn Tage zu, um die Schichtfolge kennen zu lernen. Hier setzte sich mir die erst nach vielen Jahren veröffentlichte Meinung noch mehr fest, daß das Bergland, welches in der Regel als die Südalpen bezeichnet wird, samt den Dolomiten Südtirols und den lombardischen Alpen, im geologischen Sinne gar nicht den Alpen, sondern den Dinariden zuzurechnen ist, die von Bosnien und Dalmatien in einem gegen Süd konkaven Bogen herbeistreichen.

Im Oktober 1882 begannen Delegationsverhandlungen in Budapest. Im Sommer war Benjamin v. Kallay zum Reichsfinanzminister ernannt und ihm die Verwaltung Bosniens übertragen worden. Da mir die Berichterstattung über das bosnische Budget übertragen war, hatte ich sofort Gelegenheit, mit diesem bedeutenden Manne in Berührung zu treten.

Kallay war eine jener schaffensfreudigen Persönlichkeiten, die, etwa wie in den späteren Tagen Sir Will. Willcox, das Angesicht eines Landes nach ihrem Willen verändern und insofern als die wahren Eroberer gelten können. Es war eine Freude, mit diesem lebensvollen und von Ehrgeiz erwärmten Manne zu sprechen.

Eines Tages frug ich ihn, ob man einen jungen Naturforscher in das so wenig bekannte Albanien senden könne. — Ja, warum nicht? antwortete er. — Wird man ihm nicht Nase und Ohren abschneiden? — Um so besser, erwiderte Kallay. Dann spricht man doch in der Welt wieder von uns. Alle Völker rings um uns marschieren im Trommelschlag vorwärts, und wir schlafen. Was soll die Welt von uns denken? —

Im folgenden Sommer trafen wir uns im Prater. Ich beklagte die einseitige Bevorzugung des Adels. Es gebe, sagte ich, Hunderte von talentvollen jungen Männern, die mühselig mit Unterricht sich das Brot verdienen und dennoch das juridische Doktoral erwerben. Wenn aber einmal ein junger Graf die Rigorosen macht, werde er als ein vom Himmel herabgestiegener Erzengel angesehen, der sich zugleich für berechtigt hält zu Ansprüchen auf die wichtigsten Posten im Staatsdienste, als würde er einer anderen Menschengattung angehören.

Unrecht haben Sie, rief Kallay, ganz unrecht. Stellen Sie sich vor, es ginge auf der anderen Seite der Allee ein würdiger alter Herr. Er hat sich sein Lebtag geplagt, seine Familie erzogen, seine Steuern bezahlt, ... und jetzt kommt ihm entgegen ein Bürschlein, in einer Hand die Schnur, an der er den Neufundländer führt, in der anderen die Reitpeitsche. Das Bürschlein ist ein Graf. Der alte Herr bleibt sofort auf Respektdistanz stehen, macht halbrechts Front gegen den Grafen und zieht seinen Hut bis auf die Erde herab. Muß dann der dumme Bub' nicht meinen, daß ihn der Herrgott aus einem anderen ... gemacht hat? Ihr beklagt euch und ihr tragt selbst die Schuld. —

In späteren Jahren hat er sich oft über seinen Titel lustig gemacht. Man nenne ihn den Reichsfinanzminister, aber als man die Goldwährung einführte, sei es niemanden eingefallen, ihn zu fragen.

Überhaupt muß man gestehen, daß die Delegationssitzungen in Budapest weitaus anregender waren als jene in Wien. Die Ungarn ließen nach alter und rühmlicher Sitte jene schärferen, klassenmäßigen Abstufungen der Gesellschaft niemals gelten, die in Wien als ein bedauerliches Erbteil fortleben, vielleicht als ein Korrelat der spanischen Etikette, deren Reste noch heute manche der schönsten Eigenschaften unseres Kaiserhofes verhüllen. Und auch die Österreicher, in Budapest aus ihren Kanzleien gehoben, fühlten sich mehr geneigt, diese schlechten Gewohnheiten abzulegen.

Mit Freude erinnere ich mich der wiederholten Besuche des Kardinals Haynald in meinem recht einfachen Gastzimmer. Andrássys Besuch vom 30. Oktober 1882 wurde schon erwähnt.

Wenige Tage darauf entwickelte sich im Hause des Abgeordneten Wahrmann ein eindringliches Gespräch Koloman Tiszas mit mir. Er führte mich in ein Nebenzimmer. Die Ungarn wollten ja gerne mit den Deutschen gehen, sagte er, aber die Deutschen streiten mit dem Kaiser, mit der Regierung, mit den Ungarn, sie streiten mit den Tschechen, den Polen, den Soldaten, mit der Geistlichkeit, mit der ganzen Welt seien sie im Kampfe, da müsse endlich jedem um die Zukunft der liberalen Deutschen bange werden. Den Hintergrund der Rede bildete ein entfernter Hinweis auf eine Annäherung an Taaffe. Aber das war durch die Erlebnisse noch für Jahre zur Unmöglichkeit gemacht, und es verriet sich nun Tiszas Mißtrauen gegen Taaffes slawisch-föderalistische Politik, und sein Wunsch nach einem Gegengewichte, sagen wir nach einem zahmen Elefanten.

In den ersten Tagen des Monates November wurde dieser lehrreiche und anregende Verkehr auf eine mir peinliche Art unterbrochen. Der Abgeordnete des VIII. Wiener Bezirkes (Josefstadt), Dr. J. Kronawetter, sollte neuerdings in das Abgeordnetenhaus gewählt werden. Er war, wie bereits gesagt worden ist, fast 20 Jahre früher mein Stenograph bei der Abfassung des Berichtes für die Hochquellenleitung gewesen, hatte dann die Grundeinlösung für das Werk durchgeführt und war als tüchtiger Beamter zum Magistratsrate vorgerückt. Als Abgeordneter vertrat er die demokratische Richtung. Wir waren trotz mancher Verschiedenheit in den politischen Ansichten stets in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Kronawetter wollte die Korruption bekämpfen, und wußte wenig von ihren krummen Wegen. Er suchte Vorwürfe gegen die Linke aus vergangenen Zeiten hervor, überhäufte sie inmitten ihres heftigsten Kampfes für den Zusammenhang des Reiches, für Deutschtum und für die Schule mit Schmähworten, sah nicht die verwerflichen Vorgänge im eisernen Ringe, bemerkte auch nicht das Lob, das er in den Blättern unserer gemeinsamen Gegner empfing.

Die Linke konnte solche Beschimpfungen nicht ohne Antwort lassen. Meine Parteigenossen drängten mich, als Wiener diese Antwort zu geben, und ich reiste nach Wien.

Man hatte zu meinem Leidwesen in Wien Beleidigungen mit

Beleidigungen beantwortet, und Kronawetters persönliche Verhältnisse ins Spiel gezogen. Solche Angriffe zurückzuweisen war meine Pflicht, und das erleichterte einigermaßen die Stellung.

Am 6. November sprach ich in der Josefstadt. Ich sagte: Kronawetter sei herabgesunken zum Werkzeuge von Mächten, deren Ziele er nicht kennt, und die er, wenn er sie kennen würde, selbst verachten würde. Am 8. November fiel Kronawetter, und unser Kandidat Dr. Stourzh wurde gewählt. Eine schmerzliche Aufgabe war erfüllt.

In unseren Kreisen vollzogen sich übrigens in den folgenden Tagen eigenartige Vorgänge. Die klerikale Partei hatte sich wirklich gespalten. Lienbacher war ausgetreten, und es gab Stimmen, die im Angesichte der Bedrängung der Deutschen eine Annäherung und die Umwandlung der Linken in eine reine Nationalpartei vertraten. Die Sache reifte jedoch nicht heran, teils wegen des lebhaften Widerstandes, auf den sie stieß, und teils, weil sich bald zeigte, daß nur wenig deutsche Bauern bereit waren, Lienbacher zu folgen, und die große Mehrzahl mit Liechtenstein im eisernen Ringe verblieb. Zur selben Zeit glaubten nicht wenige von uns, in der Haltung der Polen zeige sich die Neigung, den Minister Bylandt zu stürzen und einen Krieg gegen Rußland hervorzurufen.

Die Delegationssitzungen gingen zu Ende, und man kehrte nach Wien zurück.

Graf Kálnoky hatte in Budapest zu wiederholten Malen mit mir die Frage der Regulierung des Eisernen Tores besprochen. Am 21. Februar 1883 lud er mich zu einer neuerlichen Beratung des Gegenstandes ein. Es entwickelte sich ein längeres allgemeines Gespräch, in dem ich die wenig ansprechende Weise andeutete, in welcher bei jeder Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Reichshälften, z. B. bei Bestimmung der Ziffer der Quote, die Krone in Anspruch genommen werde. Der Minister des Äußeren und zugleich des A. H. Hauses habe gewöhnlich sein Leben an fremden Höfen zugebracht und man dürfe von ihm genaueren Einblick in diese verwickelten Verhältnisse kaum verlangen; der Kriegsminister bleibe außer Frage; das Reichsfinanzministerium sei eine Verwaltungsbehörde für Bosnien, aber für das Reich nur ein Rechnungsamt. Daher fehle es der Krone sogar an einem

amtlich berufenen Berater. Einen Reichskanzler werde Ungarn nicht dulden, aber sicher bestehe das Bedürfnis nach einer Persönlichkeit, die unbefangen und ununterbrochen diese Beziehungen, gleichsam ein Advocatus imperii, im Auge halte.

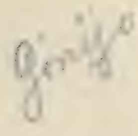
Mit großer Aufrichtigkeit gestand Kálnoky die Schwierigkeit ein, welche ihm die bestehende Sachlage verursachte. Er hat, wie ich erfuhr, auch da und dort die so sehr wichtige Frage gesprächsweise angeregt, stieß aber auf Schwierigkeiten und auf Mißtrauen, und so blieb sie bis zum heutigen Tage ohne eine Lösung.

Nun soll vorläufig nicht weiter in das widerspruchsvolle Wirrsal der inneren Politik eingetreten werden. Ich habe erzählt, wie infolge der technischen Arbeiten an der Donau mich der Gedanke ergriff, den Verkehr auf dem Strome zu beleben und Wien zu einem großen kontinentalen Markt zu erheben, wie im Jahre 1877 hieraus mein Zeitungsartikel für Freiheit der unteren Donau hervorging, wie dann der Donauverein entstand und 1879 die Donaufahrt zum Eisernen Tore folgte.

Art. LVII des Berliner Vertrages überträgt Österreich-Ungarn die Beseitigung der Schiffahrtshindernisse am Eisernen Tore. Freih. v. Haymerle ersuchte sehr bald nach Übernahme des Ministeriums Exz. v. Banhaus, Wex und mich um ein Exposé über die Art der Ausführung. Bereits am 13. November 1879 wurde es übergeben. Wir schlugen vor, die Arbeiten im Wege der offenen Konkurrenz zu vergeben und eine kontrollierende Kommission nach Art der Wiener Donau-Regulierungskommission aus Vertretern beider Reichshälften zu wählen. Zugleich ersuchte mich die Lloydgesellschaft in Budapest, über die Donau zu sprechen. Das konnte erst am 4. Januar geschehen.

Am 8. Mai 1880 versammelte sich in Wien ein Donautag. Sechzehn Städte bis Ulm hinauf waren vertreten. Man regte die Veranstaltung einer Kettenschiffahrt an, und im Herbste sollte Fühlung mit den bayrischen Behörden gesucht werden.

Jetzt begannen die Gegner hervorzutreten. Nicht die Felsen des Struden bei Grein oder des Eisernen Tores, nicht die Sandbänke von Göngö, sondern die Eisenbahnverwaltungen waren es, die uns nun gegenüberstanden.



Am 18. Oktober stellten wir uns, der nachmalige Direktor der Frankfurter Handelsgesellschaft Gust. Maier, der Vorstand der Handelskammer Ulm, Magirus und ich, den einschlägigen Ministerien in München vor. Kühle Artigkeit überall, und überall Furcht vor Schädigung der bayrischen Staatsbahnen, als wären nicht die Bahnen zum Wohle des Landes, sondern das Land zum Gedeihen der Bahnen vorhanden.

Das war die erste große Enttäuschung. Am dreißigsten Jahrestage, im Jahre 1910 schilderte mir Herr G. Maier in einem Briefe unsere damalige Stimmung. „Ich denke an jenen Tag, an dem wir zusammen in München gewesen sind und nach einer langen mühsamen Wanderung durch die bayrische Bureaukratie, vom Freiherrn v. Crailsheim herunter, ermüdet und niedergeschlagen im alten Hotel Leinfelder an einem riesigen runden Tische saßen, Sie, der längst verstorbene Freund Magirus und ich. Sie boten uns die beiden weit ausgestreckten Hände und sagten tröstend: man gewinnt wenigstens ein paar gute Freunde dabei."

Auch solche Dinge muß man erleben. Sie sind lehrreich.

Nicht lange darauf, am 4. November, hatte ich in der Delegation dem Baron Hübner auf eine Rede zu antworten, in der er eine „nicht ganz intime" Verbindung mit Rußland empfohlen hatte, und ich fügte einige Worte über Sulina daran. Fast die ganze Ernte Rumäniens ging damals schon via Gibraltar nach England und die leeren Schiffe brachten als Rückfracht oder als Ballast alle Bedürfnisse des Landes, Manufakte, Glas, Zucker, Kaffee, bis zu Kohle, Eisen und hydraulischem Kalk. Viele Tausende von Zentnern Rohzuckers gingen jährlich aus Böhmen nach England und kamen über Gibraltar als Rückfracht in die Donaufürstentümer. Die Fracht für einen Zentner Stabeisen von Pest nach Rustschuk war dreimal so hoch wie von Liverpool.

Die ungarische Regierung vertraute dem Donauvereine die wertvollen Pläne für Öffnung des Eisernen Tores an, die von P. Vásárhelyi bereits im Jahre 1834 im Auftrage des weitblickenden Grafen Steph. Széchényi hergestellt worden waren. Die Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft stellte den Bericht von W. McAlpine vom Jahre 1871, das Ministerium des Äußeren einen in Gemeinschaft mit der K. Ottomanischen Regierung im

Jahre 1874 ausgearbeiteten Vorschlag zur Verfügung. Dazu kamen Berichte von Wex, Meusburger und anderen einheimischen Fachmännern. Alle diese Aktenstücke veröffentlichte der Verein. Zugleich gelang ihm durch sein tätiges Mitglied Zels die Mittel zu einer probeweisen Felssprengung unter Wasser am Struden zu vereinigen und Major Lauer führte sie aus. So wurde Licht über die technische Aufgabe verbreitet.

Der Verein hatte nun die Freude zu sehen, daß zwei Eisenbahngesellschaften den Vorteil der großen Wasserstraße erkannten. Die Nordwestbahn schuf im Jahre 1882 einen Umschlagplatz bei Korneuburg und einen anderen an der Elbe in der Nähe der sächsischen Grenze. Sofort flossen die Frachten in solcher Menge dieser Linie zu, daß man sie den trockenen Donau-Elbe-Kanal nannte. Zugleich stellte die Pilsen-Priesener Bahn eine ähnliche Verbindung mit der Donau bei Deggendorf in Bayern her. Ihre Absicht war, die böhmische Kohle von Deggendorf aufwärts durch Bayern und abwärts bis über Wien hinab zu verschiffen.

So gemeinnützige Pläne durften nicht ungestraft bleiben. Beide Gesellschaften wurden durch eine Koalition der anderen Bahnen und leider muß ich hinzufügen, unter Billigung der Staatsverwaltungen, unmöglich gemacht. Im Februar 1883 vereinigten sich die Vertreter unserer großen Bahnen mit jenen mehrerer deutschen Bahnen in der ausgesprochenen Absicht, die Benützung der Ströme möglichst zu unterbinden. Das gelang auch. Wo Bedarf unmittelbar am Strome war, wie für den Konsum von Wien, hob sich die Schiffahrt, aber ein Segen fürs Land durfte sie nicht werden. Am 1. März traten sogar die merkwürdigen deutsch-österreichisch-rumänischen Transittarife ins Leben, durch die ein Zentner Zucker von Olmütz nach Bukarest um 71 Kreuzer mehr an Fracht zu zahlen hatte, als von Breslau, obwohl der Weg um 100 Kilometer kürzer ist. Ebenso mußten größere Eisentransporte, z. B. Schienen, von Prag nach Bukarest um 68 Kreuzer mehr zahlen, als von dem um 700 Kilometer entfernteren Essen.

Das alles geschah um die Bahnen durch die transitierenden Frachten, wie man damals sagte, zu „alimentieren". In Deutschland waren es Staatsbahnen, in Ungarn zum Teile, und in Österreich war die schrittweise Verstaatlichung unausweichlich geworden.

Bei der fiskalischen Bedrängnis mußte erwartet werden, daß die fiskalischen Anforderungen noch mehr über die wirtschaftlichen siegen würden. Zudem traten mehr und mehr die protektionistischen Bestrebungen hervor. Das alte Europa wagte nicht den Wettkampf mit den Erzeugnissen der jugendlich hervortretenden anderen Weltteile, und Eifersucht der einzelnen Staaten untereinander gestattete nicht gemeinsame Abwehr.

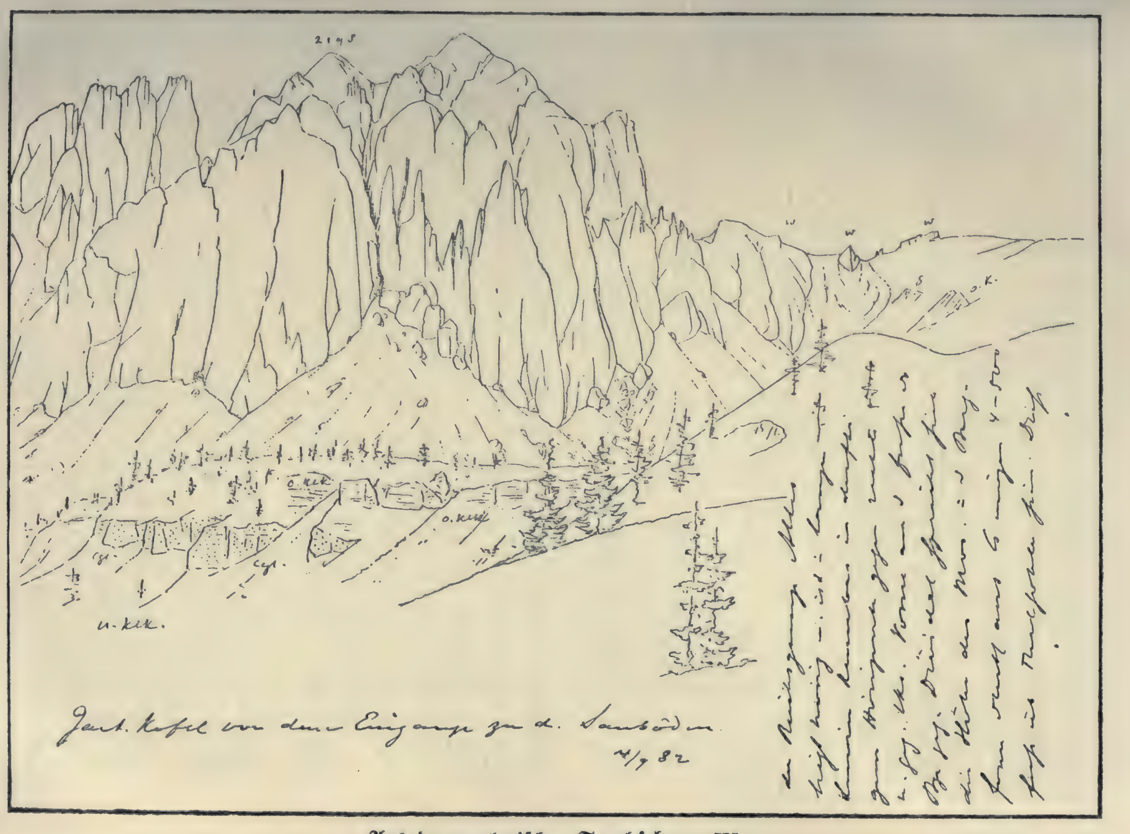
Unter diesen Eindrücken legte ich im April 1885 den Vorsitz im Donauvereine nieder. Der Abgeordnete Dr. Ruß wurde mein Nachfolger.

Erst 1888 unterbreitete die ungarische Regierung ihrem Abgeordnetenhause den Gesetzentwurf betreffend die Regulierung des Eisernen Tores. Das war neun Jahre nach dem Abschlusse des Berliner Friedens, und nicht Österreich-Ungarn sollte die Arbeit ausführen, sondern Ungarn allein, das keine neue gemeinsame Angelegenheit entstehen lassen wollte. Aber wozu sollte man Felsen aus dem Strome nehmen, wo man statt ihrer Zölle hineinzusetzen gedachte?

Auch heute noch fehlt der Donau lebendiger Verkehr.

Die Tätigkeit im Parlamente nahm immer mehr Zeit in Anspruch und gestaltete sich immer unerfreulicher. Das Herrenhaus, durch die wiederholten Nachschübe korrigiert, votierte innerhalb einer Woche des Februar das rückschrittliche Gewerbegesetz und das rückschrittliche Schulgesetz. Im März und April standen beide im Abgeordnetenhause zur Verhandlung. Unterdessen hatte die Politik der Versöhnung bereits derartige Fortschritte gemacht, daß am 4. Mai ein Zweikampf zwischen dem Grafen Taaffe und Ernst v. Plener nur durch ein Protokoll der Sekundanten vermieden wurde.

Zugleich zogen mich immer mehr meine wissenschaftlichen Studien an. Acht Jahre zuvor hatte ich das kleine Buch über die Entstehung der Alpen veröffentlicht. Ich sah damals, daß keinerlei geometrischer Plan die Verteilung der großen Gebirgsketten beherrsche, und das Streben, das Wesen der Anordnung zu erkennen oder doch der Lösung der Aufgabe etwas näher zu kommen, fesselte mich.



Aus den geologischen Tagebüchern. IV.

Während dieser acht Jahre war ich nicht untätig gewesen. Manches war für ein größeres geologisches Werk vorbereitet, aber ich war bereits im 52. Lebensjahre, und ich fühlte, daß ich entweder diese Vorbereitungen aufgeben oder mir ein ganz bestimmtes Ziel setzen und mich binden müsse. Mitten im parlamentarischen Getöse unterfertigte ich am 14. März 1883 einen Vertrag mit der Firma Tempsky (später Freytag), in dem ich mich verpflichtete, ein dreibändiges Werk unter dem Titel „Das Antlitz der Erde" zu verfassen. Ich hatte die Arbeit unterschätzt; es sind vier Bände geworden, aber es war mir vergönnt, nach 26 Jahren, gegen das Ende des Jahres 1909, nachdem ich in das 79. Lebensjahr eingetreten war, den letzten Bogen auszufertigen.

Das Werk sollte mit dem Nachweise beginnen, daß die Sintflut ein tatsächliches Ereignis sei. Am 1.—6. Mai, in den Tagen, in denen sich der Konflikt Taaffe-Plener abspielte, befand ich mich in Göttingen, um mir von dem ausgezeichneten Kenner der Keilschriften, Paul Haupt (jetzt in Baltimore), Auskünfte über einzelne Stellen des assyrischen Sintflutberichtes zu erbitten. Dort lernte ich auch den Vater der deutschen Goldwährung, Prof. Soetbeer, kennen. Am 18. Juni erschien bereits das erste Heft meines Buches.

Nach dem Schlusse des Parlamentes und der Vorlesungen begab ich mich zur Fortsetzung meiner Studien in die Alpen. Dr. Diener, jetzt Professor an der Wiener Universität, und mein Sohn Franz Eduard, der 29 Jahre später, nach Uhligs Tode, meine Lehrkanzel bekleiden und Dieners Kollege werden sollte, waren mit mir. Wir widmeten einige Tage dem Studium der großen Intrusivmasse des Adamello, dann weitere Tage dem Piz Alv (Bernina), einem jener vereinzelten Reste eines abgetragenen Baues, die so großen Einfluß auf das Verständnis der Alpen geübt haben. Dann gingen wir nach Zürich, wo ich der Schweizer Naturforscherversammlung meine Ansichten über den Bau der Gebirge vorlegte. Unter den vielen hervorragenden Gästen lernte ich hier auch Carl Vogt, den einstigen Reichsregenten, kennen. Dieser Menschentypus ist heute gänzlich erloschen. Den Wiener Studenten von 1848 war er kaum vergleichbar.

XXI.

Soziale Zustände in Wien in den achtziger Jahren. (Das Ringtheater — Der Linienwall — Kehricht — Heimatberechtigung — Sozialdemokratie — Wahlgesetz — Juden.)

Für das Jahr 1848 wurde versucht, zu zeigen, unter welchen Umständen in Wien binnen wenig Tagen und mit wenig Blutvergießen durch den Unwillen der Bevölkerung eine der mächtigsten Regierungen gestürzt wurde, von welcher Art hierauf die Irrtümer gewesen sind, die im Monate Mai aus den tatsächlich leitenden Gruppen die mäßigenden Elemente verdrängt und in letzter Lösung Feuer und Schwert über Wien gebracht haben. Seither hatten zweimal die rückschrittlichen Elemente Österreich in Europa isoliert und jedesmal, in den Unglücksjahren von 1859 und 1866, hatten diese Zwischenphasen in Katastrophen ihr Ende gefunden.

In jedem außerhalb der Standes- oder Privatinteressen stehenden Wiener mußten daher die schwersten Sorgen erwachsen, als neuerdings, diesmal auf einem neuem Wege, die Spuren des Strebens kennbar wurden, Österreich von dem Wege ruhigen Fortschrittes abzulenken.

Nicht umsonst war im November 1882 dem Dr. Kronawetter zugerufen worden, er kenne die Mächte nicht, die er unterstütze. Es scheint mir nun richtiger, in den nächstfolgenden Abschnitten auf die Besprechung einzelner, wenn auch das Parlament in hohem Grade beschäftigender Fragen, wie der Budgetfragen im engeren Sinne zu verzichten, und lieber die planmäßige Vorbereitung einer großen Reaktion, das Schwanken der Charaktere und der Massen, endlich auch die Fäden aufzusuchen, die den Zusammenhang der Dinge, sei es auch mit Vorgängen in anderen Staaten, erkennen oder wenigstens vermuten lassen.

Eine Übersicht der sozialen Verhältnisse Wiens in den Jahren 1882 und 1883 mag dazu die entsprechende Einleitung bilden.

Für den 8. Dezember 1881, das ist eine Woche vor der Schuldebatte im Herrenhause, und ebenso eine Woche vor einer ernsten

Länderbankdebatte im Abgeordnetenhause, lud mich der bekannte Statistiker Prof. Neumann-Spallart zu einer Abendgesellschaft. Er wohnte hinter dem Gebäude der Akademie der bildenden Künste. Ich traf den Unterrichtsminister v. Conrad, den polnischen Abgeordneten Hausner, den Dombaumeister Schmidt und andere ausgezeichnete Persönlichkeiten. Ein Seitenblick auf die Tafel ließ mich erkennen, daß mein Platz neben dem des Unterrichtsministers vorbereitet war, und ich ermangelte nicht, dem Hausherrn vertraulich zu bemerken, daß dem Minister meine Nachbarschaft weniger willkommen sein dürfte. Die Antwort war, daß diese Anordnung über besonderen Wunsch des Ministers getroffen sei.

Freih. v. Conrad überhäufte mich mit Artigkeiten und lud mich zu einem Besuche und zur Jagd auf seinem steirischen Besitztum ein, aber meine gesellschaftlichen Eigenschaften waren überschätzt worden. Das Gespräch begann trocken zu werden. Dann hörten wir einen geistreichen Toast der Hausfrau. Wenige Minuten darauf raunte ein Diener dem Hausherrn einige Worte ins Ohr. „Es wird mir gemeldet, sagte dieser, daß in der Richtung gegen die Währingerstraße hin ein großer Brand ausgebrochen ist. Der ganze Himmel ist gerötet."

Schmidt schritt zum Fenster. „Das kann nur das Gerüst von meinem Rathaus sein" rief er, und mit den Worten „Mei' Rathaus, mei' Rathaus," stürzte er, ohne Abschied zu nehmen, fort.

Das war der Brand des Ringtheaters.

Der folgende Tag war voll von Aufregungen. Von allen Seiten strömten mir Anzeigen und Klagen zu. Man sprach von 600, dann von 800 Personen, die aus einer fröhlichen Unterhaltung plötzlich in den Tod gegangen waren. Mitten in dem großen Schmerze gab es am Abende im Budgetausschusse einen argen Auftritt mit dem Grafen Taaffe, als man den Versuch bemerkte, alles Verschulden von den staatlichen auf die kommunalen Organe zu schieben. Er war aber selbst durch den entsetzlichen Vorfall tief erschüttert. Man sagte auch, es sei der Sitzung eine ernste Szene zwischen dem Kaiser und ihm vorangegangen.

Am folgenden Morgen, den 10. Dezember, suchte ich den Bürgermeister Dr. Newald auf. Er kam mir mit einem Zeitungs-

blatte entgegen, das Taaffes Worte im Budgetausschusse enthielt. Er wollte an die Möglichkeit einer solchen Auffassung der Kompetenzen durchaus nicht glauben, aber ich vermißte jene äußerste Kaltblütigkeit, die seine Lage erforderte. Nach wenig Wochen war er nicht mehr Bürgermeister.

Ein breiter Strom von Wohltätigkeitsakten ergoß sich über Wien. So weit im Angesichte des Todes von so vielen Hunderten menschliche Hilfe reicht, wurde sie von Nah und Fern geboten. Auch im Abgeordnetenhause schwieg für einen Augenblick jeder Zwiespalt, und die Führer aller Parteien unterzeichneten eine Interpellation an den Ministerpräsidenten. Graf Hohenwart beantragte das beschleunigte Verfahren für einen Nachtragskredit, den der Finanzminister zugunsten der Hinterlassenen beanspruchte.

Am 9. Februar 1882 wurde der vormalige Besitzer eines Kaffeehauses, Uhl, zum Bürgermeister gewählt. Er war ein braver und redlicher Mann mit einem großen blonden Bart, das Muster eines Bürgermeisters für eine kleinere Provinzialstadt. In der Gemeindestube begann eben eine heftige Opposition unter Führung des Dr. C. Lueger und des Ign. Mandl; zugleich sah man, daß große Aufgaben sich näherten, insbesondere die Einverleibung der Vororte. Eines Tages erschien eine Abordnung angesehener Gemeinderäte im Parlamente, um Dr. Max Menger und mich zum Eintritt in die Gemeindevertretung aufzufordern.

Die uns zugemutete Last war eine große, aber wir meinten, sie in Anbetracht der allgemeinen Lage nicht ablehnen zu dürfen. Anfangs März wurden wir im II. Bezirke (Leopoldstadt) fast ohne Gegenkandidaten gewählt. Die Einverleibung der Vororte konnte freilich nicht hier, sondern nur durch den Landtag gelöst werden, aber Menger lieferte eine wertvolle finanzielle Studie über den Oktroi an der Verzehrungssteuerlinie, die eine bestehende Belastung von 14 fl. 58 Kr. auf den Kopf zeigte.

Das Wien von 1882 war nicht jenes von 1848. An der Stelle der Festungswerke der inneren Stadt erhob sich die prächtige Ringstraße. Die äußere Umgrenzung, der Linienwall, war geblieben. Die Bevölkerung stand, wie in allen großen Städten, unter dem Einflusse lebhafter Zuwanderung. Diese wurde beeinflußt durch die geringe Neigung des Bauernstandes zu Zerteilung

des Besitzes, dann durch die Ausdehnung des Großgrundbesitzes und insbesondere durch die Allgemeinheit und die Abkürzung der Militärpflicht. Der junge Mann ist, während er des Kaisers Rock trug, unter strenger Subordination gestanden, aber er war kein Knecht. Er hat im Gegenteil etwas Selbstgefühl erhalten und will niemals mehr ein Knecht sein, am wenigsten in der Heimat ein Knecht seines erbberechtigten Bruders.

Noch in den sechziger Jahren sah man in Wien bei öffentlichen Aufzügen ein so besonders ordnungsbeflissenes Benehmen der Menge, daß man zu sagen pflegte: Wien besitzt kein Proletariat. Dieses Wort war damals ein herabsetzendes; nie hätte der Wiener den Seidenzeugarbeiter von Mariahilf einen Proletarier geheißen, und auch heute wird nie der Meister einen arbeitsamen Gesellen einen Proletarier nennen. Darum versteht der Wiener Handwerker und mit ihm die Mehrzahl der Bevölkerung nicht den Ruf der Sozialdemokratie „Proletarier vereiniget euch".

Man mag darüber streiten, ob die Arbeiterschaft aus dem Proletariat hervorgegangen, oder ob nicht ihr Großteil ein erst gleichzeitig mit den Maschinen, aus der Wurzel der Gesellschaft selbständig emporsprossender Trieb ist. Das Proletariat, wie es der Wiener versteht, geht im Gegenteil nicht nur aus der Arbeiterschaft hervor, sondern zugleich aus allen anderen Teilen der Gesellschaft. Durch eigene Schuld brotlos gewordene Leute, Witwen und Waisen sind das fahle Laub, das Proletariat im Sinne des Wieners; daneben die Opfer des Alkohols und abgestrafte Verbrecher sind die dürren Äste, welche der Sturm des Lebens rings vom Baume bricht und ausstreut. In diesem Sinne steht das Proletariat der übrigen Gesamtheit der Bevölkerung gegenüber, als das Welkende oder Gewesene gegenüber dem Seienden und lebensvoll Schaffenden.

Das Wort Proletariat im Sinne der Sozialdemokratie verhüllt eine der wichtigsten, vielleicht die schärfste Grenze der Gesellschaft, und beide Teile mengen sich und trennen sich auf eigenartige Weise.

Die damalige hohe Ziffer des Oktroi mit 14 fl. 58 Kr. auf den Kopf lieferte davon ein helles Beispiel. Der zuwandernde Arbeiter entzog sich dieser Last, indem er sich außerhalb der Linie ansiedelte. Der Familienvater, dessen Einkünfte zu schmal wurden,

oder der schiffbrüchige Kaufmann, verließ die Stadt und suchte sich gleichfalls außerhalb der Linie eine Wohnung. Die Einwohnerzahl der Vororte nahm mit erstaunlicher Raschheit zu. Sowohl das neue, arbeitskräftige als das welkende und sinkende Element der Bevölkerung trafen sich hier.

Diese Vororte bestanden noch wie im Jahre 1848 aus zahlreichen selbständigen Gemeinden. Wien war ohne Einfluß auf ihre Verwaltung.

Das Armenwesen befand sich in Zerrüttung; die sanitären Verhältnisse, die Ausbreitung der Wasserleitung, die Notwendigkeit, den Abfluß der Kloaken ausgedehnter, höher gelegener Vororte durch Wien zur Donau zu bringen, die Entwicklung der Verkehrsmittel und manche andere Umstände machten die Beseitigung des Linienwalles unausweichlich. Das mußte eine beträchtliche soziale Störung mit sich bringen, und das mußte vollzogen werden, während die Opposition im Gemeinderate immer stürmischer wurde und deutlicher das Streben hervortrat, Wien von den Pfaden der ruhigen Entwicklung abzulenken. Das sinkende, zumeist bürgerliche Element, im Leben enttäuscht, aber noch nicht im wienerischen Sinne proletarisiert, das sich in die Vororte zurückgezogen hatte, mußte bei Einverleibung der Vororte demagogischen Versprechungen leichter zugänglich sein, als irgendein anderes.

Zwanzig Jahre früher, in den sechziger Jahren, als die vielen, im Schutte Wiens begrabenen geschichtlichen Reste meine Aufmerksamkeit fesselten, sah ich Tausende von Menschen achtlos an diesen Dingen vorübergehen. Mit diesem Schutte aus der Zeit der Römer und der Türkenbelagerungen wollte ich den Schutt des lebenden Wien vergleichen.

Die Stadt hatte eine entlegene Stelle des alten Donaugebietes, und zwar am linken Ufer, östlich von der am weitesten stromaufwärts liegenden Brücke für Abladung des Kehrichtes gewählt. Diese Stelle suchte ich auf.

Eine gewisse Musterung der Stoffe war bemerkbar. Die wertvolleren Vorkommnisse, wie die Knochen für die Zuckerraffinerie und die Reste von Geweben für die Papierfabrikation, waren bereits entfernt. Auf einen ansehnlichen Haufen zusammengeschleppt,

lag allerlei altes Eisen, Ofenröhren, zerdrückte Gießkannen und anderes. Ich hob vom Boden das Stahlskelett eines Geldtäschchens auf, und indem ich es betrachtete, überkam mich etwas wie eine bittere Travestie Hamlets mit dem Totenkopfe.

Weiter vorne und links erhob sich eine Anhäufung von Scherben aus Glas, von allerlei buntfarbigem Steingut und Porzellan. Auf dieser Anhäufung thronte — ich traute meinen Augen kaum — ein Damenschuh von weißem Atlas mit hohem Absatze. Wer mochte ihn hierher gesetzt haben? War es ein eitles Weib? War unter den Mühseligen, die hier ihr Brot verdienen, irgendein grimmer Satiriker, der mit diesem Emblem die Scherben des Glückes von Edenhall schmücken wollte?

Ein Windhauch erhob sich, und ich mußte dem krankheitsschwangeren Staube entfliehen. —

Das sind die leblosen Reste des Getriebes einer großen Stadt, leblos und dennoch sprechend, und wer ruhig horcht, mag lebenslustigen Übermut und alle Formen der Tragik und an dem Bruchstücke einer geblumten Kaffeetasse den stillen Frieden eines glücklichen Familienlebens erhorchen.

Es war mir gegeben auch lebende Scherben kennen zu lernen. Schon in frühen Jahren hatte ich die Lagerstätte des Verbrechers geteilt; jetzt soll ich von Entsetzlicherem sprechen, von einem Erlebnisse, das in den Anfang der siebziger Jahre, die Zeit meiner Tätigkeit als Landesausschuß fällt.

Das Findelhaus stand unter der Verwaltung meines Kollegen Dr. Schrank. Er gab im Jahre etwa 7000 Säuglinge gegen ein monatliches Entgelt von 3 bis 4 fl. in private Pflege. Ein Weib sollte nur ein, in Ausnahmsfällen zwei Pflegekinder erhalten, aber es gab „Botinnen", die unter falschem Namen den Pflegeparteien mehr Kinder zuzubringen verstanden. Schwere Anklagen liefen ein. Mein Kollege im Landesausschuß, Dr. Schrank, und ich beschlossen eine persönliche Untersuchung. Der Vorstand, Dr. Friedinger, lieferte uns eine Liste von „verdächtigen Brustparteien" und die Polizeibehörde stellte uns einen Beamten zur Verfügung, um uns Zutritt zu verschaffen.

Die Mehrzahl der Anzeigen wegen Engelmacherei bezog sich auf die kleinen, ebenerdigen und heute längst verschwundenen

Häuschen zwischen den Küchengärten von Reinprechtsdorf (Margarethen).

In einer dieser feuchten Stätten der Armut trafen wir ein kleines Kind mit gebrochenem Oberarm und ohne jede ärztliche Hilfe. Ja, sagte die Ziehmutter, der geht's ja gut, einem Krüppel geben die Leute lieber etwas. In einem anderen Falle rief eine Weiberstimme uns entgegen, wir möchten vorsichtig öffnen. In der Tat lag auf dem Fußboden hinter der Türe ein Knäuel von vier oder fünf splitternackten Kinderchen, jedes unter einem Jahre alt, die Händchen und die Füßchen durcheinander geschlungen wie zu einer stummen, erschütternden Anklage.

So ging es fort. Waren wir, frugen wir uns, wirklich in dem warmfühlenden, menschenfreundlichen Wien, oder waren wir in den Bereich der Lamia gelangt, jener Unholdin der griechischen Sage, die zu Hause ihre Augen auslöst und beiseite legt, um sie wieder einzufügen, wenn sie das Haus verläßt?

Selbstverständlich folgten sofort drakonische Verfügungen, und es ist mir bekannt, daß seither mancher ernste Versuch zur Besserung unternommen wurde, aber die Aufgabe der Behörden ist sehr schwierig. —

Von diesen traurigen Besuchen blieb wenigstens der kümmerliche Trost, daß die armen Menschenwürmer ihres Elendes und der Sünde, die an ihnen begangen wurde, nicht bewußt waren; aufsteigend erreichen wir nun die Zone des bewußten Elendes.

Im Landtage lernte ich den damaligen Abgeordneten der Wiener Handelskammer, den reichen Kohlenindustriellen Wilh. v. Gutmann kennen. Er anerkannte vollauf die Pflichten des Reichtumes, aber er sah den Mißbrauch des privaten Bettels, und strebte anfangs eine Vereinigung der bestehenden wohltätigen Vereine zum Zwecke gegenseitiger Kontrolle an. Das gelang nicht, und so ging er 1876 und 1877 an die Bildung eines selbständigen philanthropischen Vereines, dessen erste Aufgabe sein sollte, sinkende Familien aufrecht zu halten. Bald konnte der Verein über 150000 Kr. im Jahre verfügen, und er setzt bis heute seine segensreiche Arbeit fort.

Hier habe ich vieles gesehen und habe ich mannigfache Ursachen des Verfalles kennen gelernt, und das Verhalten im Unglücke und

Hunderte von Stoffen für den im Kaffeehause sich langweilenden Romanschriftsteller.

In der Kanzlei des Vereines ereignete sich eines Tages das Folgende:

Eine arme Frau erscheint. Sie hat fünf uneheliche Kinder. Der Beamte macht darüber eine leise Bemerkung. Sie sagt, sie sei ein braves Weib, alle Kinder seien vom selben Vater. Man fragt, warum sie ihn nicht heirate. Sie dürfe nicht, sagt sie; er sei ein Dalmatiner. Wenn er stürbe, würde sie samt den Kindern in die Fremde abgeschoben; ohne Ehe bleibe ihnen dagegen die gute Armenversorgung von Wien.

Also eine gesetzliche Prämie gegen die Ehe. Es war wirklich so.

Ein Gesetz von 1863 hatte die Aufnahme in den Gemeindeverband völlig in die Hand der Gemeinden gelegt. Vergebens hatte Kaiserfeld damals vor ihrer Engherzigkeit gewarnt. Die Gemeinden weigerten die Aufnahme aus Furcht vor der Last der Armenversorgung. Die Zuständigkeit haftete folglich dauernd an dem Namen des Vaters (richtiger an dem Namen der Familie). Starb der Vater, so ging die Pflicht der Armenversorgung seiner Familie auf seine (des Vaters) Gemeinde über, im obigen Falle bei legaler Ehe auf irgendeine Gemeinde Dalmatiens. War die hinterlassene Familie erwerblos, so wurde sie mit Polizeigewalt, durch den „Schub", dieser fremden Gemeinde „überstellt". Welche Aufnahme sie dort fand, ist leicht zu ermessen. War keine Ehe geschlossen und trugen folglich die Kinder den Familiennamen der Mutter, so verblieben sie in der Zuständigkeit der Mutter, in diesem Falle daher Wiens. Die Sache schien mir so unglaublich, daß ich mich um weitere Belehrung an die Polizeibehörde wendete. Man führte mich in das Detentionshaus zu St. Theobald. Ich trat in einen weiten, wenig beleuchteten Raum. Zu meiner Linken befand sich ein Tisch. An diesem saßen zwei nette Kinder in schottisch gefärbten Kleidern und zwischen ihnen eine dunkle weibliche Gestalt, niedergebeugt auf den Tisch, die bedauernswerte Mutter. Sie begrub ihr Gesicht, und als der Beamte, selbst tief ergriffen, ihr Trost zusprechen wollte, schluchzte sie tief, aber sie richtete den Kopf nicht auf. Sie war eine Wienerin, die Wittwe

eines aus Galizien eingewanderten Gewerbsmannes, wenn ich nicht irre, eines Klempners, und dorthin sollte sie jetzt mit ihren Kindern in Begleitung von Dirnen und Vaganten abgeschoben werden, in die weite, unbekannte, fremde Ferne, losgerissen von allem, was ihr im Leben lieb geworden, von allen kleinen Erwerbsgelegenheiten der Heimat, die Zukunft der Kinder zerschnitten ...

Der Regierung waren diese entsetzlichen Zustände bekannt, aber sie kannte auch den Widerstand der Gemeinden. Sie befrug die Landtage.

Die Sache kam 1881 vor den niederösterreichischen Landtag. Der Gemeindeausschuß beantragte festzuhalten an dem bestehenden Grundsatze, zur Linderung für die niederösterreichischen Landeskinder jedoch einen Fond anzulegen. Die Abschiebung in andere Länder wäre aufrecht geblieben. Das hieß die Sanktion dieser grenzenlosen Grausamkeit.

Vergebens wurde aufmerksam gemacht, daß selbst das im Berufe verhärtete Herz des Polizeibeamten erbebt im Angesichte solcher Barbarei. Der Landtag wurde davor gewarnt, als eine Interessenvertretung so viel Grausamkeit zu zeigen. Es war umsonst.

Derselbe Gegenstand kam 1882 wieder vor den Landtag. In Wien waren bereits 54 Prozent der Bevölkerung ortsfremd (nicht gemeindegehörig) und daher ohne Anspruch auf Armenversorgung, in den Vororten waren es 90, in St. Pölten 72, in Wiener Neustadt 71 Prozent. Immerhin wurde die Rückverweisung an den Ausschuß erreicht.

Verzweiflungsvolle Briefe waren infolge des Bekanntwerdens dieser Verhandlungen eingetroffen. Eine Witwe meldete, die Dorfgemeinde, in welcher der Schub sie abgesetzt, habe ihr nicht einmal gestattet, aus dem Gemeindebrunnen zu trinken, um kein Präjudiz zu schaffen. Der Ausschuß beharrte jedoch mit allen gegen eine Stimme auf seiner Meinung. Namentlich wehrten sich die Landgemeinden gegen jede Last zugunsten der „Hergelaufenen“. Das war das Maß der vielgerühmten christlichen Liebe im frommen Landvolke.

Die neuerliche Abstimmung im Landtage ergab für Ersitzung der Gemeindezugehörigkeit durch klaglosen längeren Aufenthalt,

folglich für Besserung des bestehenden Zustandes und Annäherung an die Einrichtung anderer Staaten, nur neun Stimmen.

Dennoch stand der Sieg des Grundsatzes der Ersitzung des Heimatsrechtes außer Zweifel. Ein stärkeres Element als diese Sorte christlicher Liebe rückte in den Vordergrund, nämlich die Evidenzhaltung der Rekruten. Die allgemeine Wehrpflicht war Gesetz geworden und die territoriale Stellung. Der Stellungspflichtige konnte, wenn er nicht in seinem Territorium geblieben war, nur schwer ermittelt werden und in der zweiten und dritten Generation steigerte sich die Schwierigkeit. Trotz des Widerstandes vieler (nicht aller) Landtage war die Regierung genötigt, die Ersitzung der Heimat durch ein Reichsgesetz festzustellen. Dieses ist freilich erst 1896 zustande gekommen und verlangt zur Ersitzung zehnjährigen Aufenthalt, aber der Begriff der Heimat war befestigt. —

Über all diesen Jammer breitete sich eine dünne Schicht der Bevölkerung, die der zartesten Behandlung wert war, nämlich die Frauen und Mädchen, die durch Weißnähen sich kümmerlich ihr Brot verdienten. Die Mutter konnte bei ihrem Kinde bleiben; Hunderte von Mädchen mochten vor Argem bewahrt sein. Da drang wie eine Katastrophe in diesen Kreis die Nähmaschine ein. In der gleichen Zeit konnte leicht das Fünffache an Ware erzeugt werden. So rasch stieg der Bedarf nicht. Etwas Erleichterung konnte von der Ausfuhr von Herrenhemden nach Rumänien und dem Orient gehofft werden; die häusliche Arbeiterin, die keine Nähmaschine anzuschaffen in der Lage war, mußte hungern. Der philanthropische Verein teilte viele Nähmaschinen aus.

Diese weiblichen Wesen sind immerhin insofern selbständige Wirtschaftselemente, als sie durch eigene Arbeit sich und die Ihrigen ernähren. An sie reiht sich als ein weiteres Element die große Menge der fluktuierenden Bevölkerung, mögen es Hausierer oder ungelernte Tagwerker sein, die nur z. B. zur Zeit der Obsternte oder der Bauten oder der Ziegelfabrikation eintreffen. Über diese habe ich nicht die Absicht mehr zu sagen, und ich wende mich zu den industriellen Arbeitern.

Als mit dem Beginne der achtziger Jahre die Arbeiterverhältnisse immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen, gab ich mir

redliche Mühe, etwas Zuverlässiges über sie zu erfahren. Die Quellen waren aber höchst zerstreut, die Angaben widersprechend oder gefärbt und am Grunde von keinem etwas zu erkennen als Verwirrung.

Die Arbeiter hatten 1870 durch Herbst das Koalitionsrecht erhalten; dann kamen polizeiliche Verfolgungen unter Potocki, dann 1871 leichtere Beweglichkeit unter Schäffle, hierauf langer und erbitterter Streit der Führer untereinander und Rückgang der eben begonnenen Organisationen. Im November 1880 fand ein Parteitag der liberalen Partei statt, und zur gleichen Zeit war von unbekannter Seite eine Arbeiterversammlung veranstaltet worden; allerlei unheimliche Gerüchte kamen in Umlauf, und bei viel späterer Gelegenheit rief ein Teilnehmer an dieser Arbeiterversammlung vor Gericht, sie hätten damals 500 fl. bekommen. Solche schwerverständliche Vorkommnisse reizten die Bürgerschaft. Am 4. Dezember 1881 wurde zum ersten Male ein Polizeibeamter mißhandelt. Wenige Tage darauf trat der Brand des Ringtheaters ein, und man dachte an anderes.

Unterdessen waren in diesem Jahre, 1881, aus England anarchistische Blätter in Menge nach Wien gekommen. Konfiskationen und Verhaftungen nahmen zu; am 4. Juli 1882 wurde der Schuhmacher Merstallinger von Anarchisten ausgeraubt. Vom 1. bis 8. November kam es in der Kaiserstraße zu Kämpfen von Polizei und Militär gegen die Gewerkschaft der Schuhmacher, deren Vermögen von der Behörde konfisziert worden war. In diese Tage fällt mein bereits erwähntes Auftreten gegen Kronawetter als ein notwendiger Akt der Verteidigung des Bürgertums. Chlumetzky brachte einen von der ganzen Linken unterfertigten Antrag auf Einsetzung eines Ausschusses ein, der sozialpolitische Reformen beraten sollte; die Regierung versprach Vorlagen. Unterdessen wurden geheime Pressen aufgefunden, und die Aufregung dauerte an.

Im Monate Mai 1883 fand im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses eine große Enquete unter Mitwirkung zahlreicher Arbeiter statt. Sie hat durch die Äußerungen der Radikalen manche Verlegenheit, hat aber auch manche brauchbare Anregung für die vorzubereitenden Wohlfahrtsgesetze gebracht. Im Juni wurden die Gewerbeinspektoren geschaffen.

Am 15. Dezember wurde in Floridsdorf ein Polizeibeamter von einem jungen Anarchisten erschossen. Nicht lange darauf, am 10. Januar 1884, wurde der Besitzer einer Wechselstube, Eisert, samt seinen beiden Kindern ermordet und ausgeraubt. Auch dieser Fall wurde den Anarchisten zugeschrieben.

Unter diesen Umständen verhängte die Regierung am 30. Januar den Ausnahmszustand über Wien, Korneuburg und Wiener Neustadt. Ein solcher Schritt wurde erwartet, aber die Art, in welcher er sich vollzog, mußte Bedenken erregen. Während die preußische Verfügung betitelt war: „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie", wurde hier keinerlei Richtung und kein Ziel angegeben. Indem auf diese Weise wegen einer geringen Zahl von Verbrechern der ganzen Bevölkerung der genannten Städte die wichtigsten politischen Rechte genommen wurden, entstand nicht nur auf der Linken, sondern auch auf der Rechten der Verdacht, daß der Anarchistenschreck zum Anlasse für einen reaktionären Staatsstreich genommen werde. Es kam so weit, daß Graf Taaffe sich im Ausschusse mit seinem Ehrenworte dafür verbürgen mußte, daß die Verfügungen nur gegen anarchistische Ausschreitungen in Anwendung kommen würden, und die Rechte beruhigte sich. Minister sind aber vergänglich; kein Ehrenwort kann ein Gesetz ersetzen, und der größte Teil der Linken verlangte eine andere Fassung der Verordnung. Das war nicht zu erreichen, und so ruhte durch eine Reihe von Jahren alle politische Freiheit in der Reichshauptstadt nur auf dem Worte des Grafen Taaffe.

Man hatte das Unrecht zugestanden, aber eine Änderung der Verordnung wäre eine Niederlage der Regierung gewesen, folglich durfte sie nicht zugelassen werden. Eine Beruhigung war es aber, zu sehen, mit welcher Entschiedenheit die Masse der Arbeiter den Anarchisten entgegentrat.

Unmittelbar nach diesen Beratungen, am 28. Februar 1884, kam es mitten in den belebten Straßen der Vorstadt Neubau zu einem Kampfe der Polizeiorgane mit einem flüchtenden Anarchisten. Blut floß, und es gab große Aufregung. Zahlreiche Verhaftungen und Verurteilungen, auch einige Hinrichtungen folgten diesen traurigen Ereignissen.

Wichtig für die Herstellung des Friedens war der 1885 erschienene erste Bericht der Gewerbeinspektoren. Er war die erste unbefangene Darstellung vorhandener Schäden und erregte allseitige Aufmerksamkeit. Die Abgeordneten Kronawetter und Pernerstorfer waren bisher lebhaft für die Arbeiter eingetreten, aber der eine war ein magistratischer Beamter, der andere Schriftsteller, und beide brachten nur Darstellungen aus zweiter Hand. Man wollte die Arbeiter selbst hören. Zu diesem Ende schlugen im folgenden Jahre Plener, W. Exner und Wrabetz die Bildung von Arbeiterkammern vor, die neun Abgeordnete in das Parlament entsenden sollten.

Es ist nicht dazu gekommen, aber vorgreifend mag hier das bedeutungsvollste einschlägige Ereignis dieser Zeit erwähnt sein. Das ist die durch Dr. Victor Adler mit Klugheit vorbereitete und am 30. Dezember 1888 zu Hainfeld in Niederösterreich, außerhalb des Gebietes der Ausnahmsverordnungen, glücklich erzielte Vereinigung der Arbeiter in eine große, einheitliche Organisation. Das war eine Kampforganisation gegen viele Interessen, aber wer die Aufregungen und die Verbrechen von 1882 und 1883 erlebt hat und heute eine von Hunderten wißbegieriger Zuhörer besuchte Vorlesung im Volksheim besucht, ja wer nur die ruhige Darstellung des Verlaufes der Dinge liest, die Jul. Deutsch im Jahre 1908 geliefert hat, geht gerne über manchen ungerechten Vorwurf hinaus und anerkennt die Verdienste der Urheber des Tages von Hainfeld und jener Männer, welche dem damals Geschaffenen Dauer zu geben vermochten.

Die Regierung und die Majorität verfügten nicht über zwei Drittel des Hauses. Änderungen der Verfassung waren daher ausgeschlossen, und die parteimäßigen Ziele der Rechten mußten innerhalb der einfachen Majorität, d. i. innerhalb der Wahlvorschriften, erreicht werden. Es waren drei Ziele.

Erstens sollten die gesetzwidrigen Wahlen des oberösterreichischen Großgrundbesitzes legalisiert werden. Dazu genügte eine kurze Abänderung der betreffenden Gesetzesstelle. Zweitens sollten im böhmischen Großgrundbesitze die Deutschen, die so unvorsichtig gewesen waren, in einem freiwilligen Kompromiß den Tschechen einen Teil

der Sitze im Parlamente abzutreten, jetzt dauernd in die Minorität gesetzt werden. Zu diesem Ende wurden die Vertreter des großen Grundbesitzes in fünf geographische Gruppen (Pilsen, Budweis usw.) geteilt, von denen man wußte, daß drei den Tschechen und zwei den Deutschen zufallen würden, und ferner wurde eine selbständige Wahlkurie der Fideikommißbesitzer geschaffen (gegen das Ende des XIX. Jahrhunderts!), welcher aber so viele Mitglieder des Herrenhauses angehörten, daß, nicht ganz im Scherze, die Frage aufgeworfen wurde, ob überhaupt die verlangten fünf Kandidaten für das Abgeordnetenhaus verfügbar bleiben würden. Die dritte und Hauptaufgabe war die Zerschmetterung des unbequemen deutschen Bürgertums oder, wie man heute sagen würde, der deutschen Intelligenz. In dieser Absicht wurde der Zensus auf 5 fl. herabgesetzt. Man gab dem Gesetze dadurch einen liberalen Anstrich, vermehrte die Zahl der Wähler in Wien um etwa zwei Dritteile, vermehrte aber nicht die Zahl der städtischen Abgeordneten. Nun ruhte der Schwerpunkt in den kleinen Gewerbsleuten, das ist in jener Schicht der Bevölkerung, die am meisten unter dem Emporwachsen der Großindustrie litt, daher demagogischen Versprechungen am leichtesten zugänglich war, die man ferner durch die bevorstehenden einengenden Gewerbegesetze zu gewinnen hoffte und welchen bei der Einverleibung der Vororte von Wien eine bedeutende Rolle in der Hauptstadt zufallen sollte.

Von dem Augenblicke dieser Vorlage an handelte es sich nicht mehr darum, ob das allgemeine Wahlrecht, welches der Abgeordnete Kronawetter vorschlug, gerecht, ob es staatsklug sei oder nicht, denn es gibt auch in der Politik ein Gravitationsgesetz und diesem zufolge *mußte* es in nicht ferner Zeit kommen. Jeder politisch denkende Wiener wußte, daß die unterhalb des 5 fl.-Zensus befindliche Schicht von industriellen Arbeitern sowohl an Zahl wie an Organisationsfähigkeit und an politischer Einsicht höher einzuschätzen sei, als jene Schicht, an welcher das Wahlrecht endete. Jedermann konnte voraussehen, daß die zur Befestigung der Interessen der Meister wieder einzuführenden Zwangsinnungen sich zu politischen Syndikaten umwandeln würden, daß die Gesellen sich zurückgesetzt und in ihrem Fortkommen gekränkt fühlen, und daß, kurz gesagt, der Kampf einer heranwachsenden Sozialdemokratie

gegen ein unter den Zeitläuften leidendes Kleinbürgertum durch dieses Gesetz gesteigert wurde.

Die Tatsache ist wahr und hat mir bei meinem Eintritte in das Parlament im Jahre 1873 eine bittere Enttäuschung gewährt, daß damals unter dem Ministerium Auersperg durch zahlreiche tendenziöse Besitzveränderungen (dem sog. Chabrus) die Wahlen im böhmischen Großgrundbesitze künstlich zugunsten der Deutschen beeinflußt worden sind. Wollte man sie aber jetzt durch anachronistische Geometrie einseitig richtig stellen, so wurde damit eben nur der Beweis geliefert, daß diese Kurie überhaupt unhaltbar sei, und viele Redner, insbesondere Schmerling im Herrenhause, haben ihren Untergang vorausgesagt.

„Sie haben Augen, sagte ich, und sehen nicht. Sie haben Ohren und hören nicht. Ich aber sage Ihnen, es wird die Zeit kommen, wo von Haus zu Haus und von Mund zu Mund der Ruf gehen wird um ein freigewähltes Volkshaus, und Sie werden den Ruf so lange nicht hören, bis er ein Echo weckt in Ihrem eigenen Lager und Ihre ganze, kunstvoll gedrechselte Regeldetri durch die Luft wirbelt, wie wenn der Herbstwind durch das fahle Laub weht." Ich mußte schon darum so sprechen, weil der von mir allein vertretene II. Wiener Bezirk mit damals schon mehr als 100000 Einwohnern an direkten Steuern, mit Ausscheidung der großen Institute, das ist an rein bürgerlicher Steuer, mehr leistete, als der gesamte böhmische fideikommissarische Grundbesitz, dem man eine eigene Gruppe von fünf Abgeordneten zumaß, und daß dieser selbe II. Bezirk unter Zurechnung des Oktroi mit 14 fl. 58 kr. auf den Kopf (doch ohne die anderen indirekten Steuern) ebensoviel zahlte, als der gesamte fideikommissarische und nicht fideikommissarische Großgrundbesitz Böhmens, der 23 Abgeordnete zu wählen hatte.

Und ich habe den Herbstwind noch erlebt.

Nun wäre von dem Gewerbestande zu sprechen, dem durch die Verleihung des Wahlrechtes an die 5 fl.-Männer und in zweiter Linie durch die unausweichliche Einbeziehung der Vororte eine wesentliche Erweiterung des politischen Einflusses zukommen sollte. Hier vereinigt sich das Interesse auf die 1882 und 1883 stattgehabten Beratungen über die Erteilung des Befähigungsnachweises.

Aus ihnen ergibt sich das Ablenken von einer guten Überlieferung und den Erfahrungen anderer Staaten mit der Absicht auf Gewinnung demagogischer Kampfmittel. Die auffallende Vorsorge des feudalen Adels für die Interessen des leicht beweglichen Kleinbürgers, namentlich die Darstellung der neuerlichen Fesselung des Gewerbes als einen Schritt zur Wiederherstellung der christlichen Weltordnung, lassen zugleich den psychologischen Charakter der sich vorbereitenden rückschrittlichen Bewegung aufs lehrreichste erkennen.

Der Streit ist alt; Reschauer, Siegm. Mayer, Waidisch, Przibram haben Bücher über den Verlauf geschrieben, den er in Wien genommen hat.

Bereits im Jahre 1527 mußte Kaiser Ferdinand I. den Einfluß der zünftigen Meister auf die Aufnahme neuer Mitglieder in die Zunft, d. i. neuer Konkurrenten, einschränken, um dem Nachwuchse Raum zu schaffen. Dann brachten die unaufhörlichen Kriege, später die Verfolgung der Akatholiken unter Leopold I. dem Gewerbe großen Nachteil. Es verfiel. Da traf Kaiser Karl VI. im Jahre 1725 eine salomonische Verfügung. Er ließ die alten Zünfte unberührt und schuf neben den zünftigen „bürgerlichen" Meistern eine neue Kategorie der „befugten" Meister, die, ohne in die Zunft einzutreten, das Recht hatten, ihr Gewerbe zu betreiben. Da nur ein Katholik bürgerlicher Meister werden konnte, bei den befugten aber diese Bedingung wegfiel, kamen auch Akatholiken in größeren Mengen herbei, und zuzeiten gab es mehr befugte als bürgerliche Meister. Mit Ausnahme gewisser Grenzen in der Zahl der Gesellen für die Befugten, gab es daher schon unter Karl VI. tatsächliche Gewerbefreiheit.

Maria Theresia ist schrittweise weiter gegangen, indem sie fast jährlich einzelne Zünfte auflöste oder mit anderen vereinigte. Diese Schritte wurden schonend fortgesetzt, bis die französische Revolution einen vollen Umschwung der Anschauungen herbeiführte.

Kaiser Franz wollte keine volkreichen Städte und am wenigsten eine stärkere Zunahme der Bevölkerung von Wien, das nicht nur Residenz war, sondern noch als wehrhafte Festung zu gelten hatte. Er untersagte im Februar 1802 die Errichtung von Fabriken in Wien und seiner Umgebung und ordnete an, daß mit der Verleihung von Meisterrechten so sparsam als möglich vorzugehen sei.

Die Hofkanzlei erlaubte sich Gegenvorstellungen. Als im Jahre 1806 ein Seidenzeugmacher gestorben war und die Befugnis auf den Sohn übertragen wurde, anstatt zu erlöschen, folgte eine höchst ungnädige kaiserliche „Erinnerung" ... „und will Ich über diese Mir zum Mißfallen gereichende Befugniserteilung, als über eine geschehene Sache nur in der zuversichtlichen Voraussetzung hinausgehen, daß ..."

Die Kommerz-Hofkommission kapitulierte nicht. Sie benutzte das Ansuchen eines anderen Seidenzeugmachers zu einer neuerlichen Gegenvorstellung. Sie glaubte „beifügen zu müssen, daß jede Art von Zwang und Fesseln Todfeinde der Industrie seien, daß nur dort, wo eine liberale Staatsverwaltung dem Unternehmungsgeiste einen freien Spielraum lasse, dieser sich zu einem kühnen Fluge erhebe, und nur dort Kunst, Fleiß und Industrie auf mannigfaltigere Art blühe, wie dies das Beispiel aller Zeiten und Staaten, die durch Handel und Gewerbe reich und mächtig geworden seyen, bestätige" (Reschauer, Geschichte S. 57).

So spricht im Jahre 1806 die kaiserliche Kommerz-Hofkommission.

Die A. H. Erledigung beginnt mit den Worten: „Diese unaufgefordert gegebene Rechtfertigung dient zu keinem Gebrauche"; dann folgt neuerlich strenge Warnung. Der Kampf der mutigen Behörden geht fort. Sie verweisen darauf, daß nur Fabriken und Gewerbe der Bevölkerung einen ehrlichen Unterhalt gewähren. Endlich hebt der Kaiser im Jahre 1810 das Verbot auf, im Umkreise von zwei Meilen um Wien neue Fabriken und Gewerbe ins Leben zu rufen.

Nun kommt eine kurze Blütezeit des Gewerbes. Sie wurde der Kontinentalsperre zugeschrieben. Als aber nach dem langen Kriege die Entwertung unserer Umlaufsmittel eintrat, begann der Kampf aufs neue, doch war es jetzt nicht so sehr die Sorge wegen der allzu raschen Zunahme der Bevölkerung Wiens, als die Vorliebe des Kaisers für eine patriarchalische Stellung, auf die bei dem immer wiederkehrenden Andringen der Zünfte gehofft wurde. Die Behörden blieben trotzdem unerschütterlich. Als im Jahre 1830 die Cholera auftrat, standen sich beide Ansichten ebenso schroff gegenüber, wie 30 Jahre früher, und Kaiser Franz ordnete eine

das ganze Reich umfassende Rundfrage an. Im Jahre 1835 wurde eine Verordnung entworfen, aber der Kaiser starb, und sie trat nicht in Wirksamkeit. Dann kam 1848.

Im Jahre 1859 sprach ein Gesetz die Gewerbefreiheit aus und stimmte in seinen Grundsätzen der tapferen k. k. Kommerz-Hofkommission des Kaisers Franz bei. Es stammt von der konservativen Regierung, die von 1848 bis 1859 uns neben vielem, vielem Kummer doch auch manche schöne Frucht gegeben hat. Unter der Wirksamkeit dieses Gesetzes wurde ich 1872 als Landesausschuß der Gewerbebehörde näher gebracht. An einem mir von der Behörde angegebenen Tage begab ich mich an einen unserer nördlichen Bahnhöfe (ich glaube Franz-Josefs-Bahnhof) und traf daselbst eine Schar von vierzig oder mehr etwa 10jährigen Knaben, zumeist Tschechen, die unter Führung einiger Männer eben aus Böhmen angekommen waren. Dazu kamen Wiener Handwerksmeister und wählten aus ihnen auf gut Glück ihre Lehrburschen. Da sie dem Führer die Reisekosten zu ersetzen und noch eine Prämie zu bezahlen hatten, konnte man sich beinahe einen Menschenmarkt vorstellen.

Die Knaben sahen durchweg stramm und gesund aus, und als ich mich darüber äußerte, antwortete man mir, Gebrechliche würden nicht an den Mann gebracht, und die Führer müßten bei der Auswahl vorsichtig sein, um nicht Geld zu verlieren.

So war damals ein guter Teil der Zuwanderung zum Handwerk beschaffen, physisch stark, aber zumeist ohne die geringste Kenntnis der deutschen Sprache. Mir fiel die Aufgabe zu, diese Kenntnis zu vermitteln, da bisher jede Vorsorge gefehlt hatte. Es gelang auch, mit einem Schlage sechzig deutsche Abendklassen an städtischen Schulen zu organisieren.

Die Suche nach den Mitteln hierzu hatte mich zu der Gewerbebehörde geführt. Ich erhielt zwar nicht, was ich suchte, aber man berichtete mir von verschiedenen kleineren und größeren Beträgen, die als Eigentum der Genossenschaften in Evidenz standen. Dabei erhielt ich den Eindruck großer Teilnahmslosigkeit von seiten der Gewerbetreibenden. Die Beiträge, sagte man, seien zwar vorgeschrieben, aber die reichen Meister hätten kein Interesse an den Kassen und die weniger bemittelten seien weniger geneigt oder

außerstande, Beiträge zu liefern. Darum bleibe ein guter Teil des Gesetzes auf dem Papier.

Diese tschechischen Knaben waren brav, fleißig, und da sie von dem Elternhaus getrennt und vereinsamt waren, sind sie fügsam und ein recht beliebtes Element in der Bevölkerung gewesen. Mit den Jahren wurde aus dem Lehrjungen ein Geselle und endlich ein Meister. Die Gemütlichkeit des Wieners, die häufige Verehelichung mit einem deutschen Mädchen, die Bildung eines Hausstandes, die deutsche Umgebung vollendeten die Aufsaugung des vereinzelten Individuums. Der Geselle fühlte sich wohl in Wien und wollte als ein Wiener gelten. Um so bedauerlicher war es, daß das Gemeindegesetz nicht nur ihn dauernd als „ortsfremd" bezeichnete, sondern daß auch seine Frau und die ganze Nachkommenschaft durch die damals geltenden Bestimmungen an eine ihnen ganz unbekannte Stelle des Reiches als ihre gesetzliche Heimat gebunden wurden.

Später begannen nationale Reibungen. Tschechische Elementarschulen sollten von nationalen Vereinen gegründet werden. Wien widerstrebte. In seiner Verlegenheit erklärte der Unterrichtsminister Freih. v. Conrad in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. März 1883, er habe wohl die Zustimmung zur Errichtung, aber nicht zur Eröffnung einer tschechischen Schule in Wien gegeben.

Bei dieser Sachlage wendeten einige denkende Gewerbtreibende der Organisation, richtiger der Desorganisation ihres Standes, die Aufmerksamkeit zu. An ihrer Spitze stand mein Kollege im Gemeinderate, der Kupferschmied Löblich. Der von ihm ins Leben gerufene erste Gewerbetag hielt sich innerhalb der Grenzen kluger Mäßigung, bald war jedoch Löblich verdrängt, und an seine Stelle trat der heftigste unter den Antisemiten, der Mechaniker Ernst Schneider.

Jetzt regnete es Versprechen, und bald glaubte eine gute Anzahl von kleineren Handwerkern in der Tat, die Einführung des Befähigungsnachweises werde hinreichen, um sie von dem Druck der Großindustrie zu befreien und sie alle zu wohlhabenden Männern zu machen, namentlich wenn man zugleich die Juden aus dem Lande jagen könnte.

Man lud mich in einen engeren Kreis von Schuhmachermeistern und stellte mir vor, daß der Käufer durch die Schundware aus den Fabriken geschädigt werde und ein Schutz notwendig sei. Ich schlug vor, sie möchten anerkannten Meistern die Benutzung eines gesetzlich geschützten Stempels zuerkennen. Dann sehe der Käufer, daß die Ware beglaubigt sei; er könne dann selbst den Wert bemessen, den der Stempel besitze; den schriftlichen Befähigungsnachweis sehe er nicht. Aber um den Schutz des Publikums handelte es sich bei den Führern nicht, sondern um die durch den Befähigungsnachweis umgrenzten Zünfte, aus denen man geschlossene Einheiten für den bevorstehenden Wahlkampf zu bilden hoffte.

Der Handelsminister, Baron Pino, legte im Angesichte der vor einem Rückschritte ernstlich mahnenden Stimmen des Gewerbevereines und der Handelskammer dem Hause ein vermittelndes Gesetz vor. Dieses unterschied handwerksmäßige, ferner konzessionierte (großenteils polizeiliche) und freie (fabriksmäßige) Gewerbe. Nur für die zweite Gruppe wurde der Befähigungsnachweis gefordert. Das wäre annehmbar gewesen. Nun wurde Graf Egbert Belcredi zum Berichterstatter gewählt, und Pino, der ohne Erfahrung in der Sache war, gab sofort in dem entscheidenden Punkte nach. Die Regierung stimmte der Ausdehnung des Befähigungsnachweises auf die erste Gruppe, die Handwerke, zu, während man eine Abgrenzung zwischen der zweiten und dritten Gruppe überhaupt nicht zu finden wußte. Endlich wurde die Abgrenzung der Gruppen dem Ermessen der Regierung überlassen und hierdurch jenen Bestrebungen das Tor geöffnet, die den Befähigungsnachweis sogar auf die Großindustrie auszudehnen bemüht waren.

Man hörte treffliche Reden der deutschen Linken, so z. B. von Sochor und Wilh. Exner. Der übergroße Teil der liberalen Deutschen wußte, daß durch ihr ablehnendes Votum der Partei Tausende von Stimmen verloren gingen, aber redliche Überzeugung wog schwerer, als Klugheit. Die Partei blieb der prächtigen Tradition der franciscеischen Behörden und den Erfahrungen der vorgeschrittenen Staaten treu.

Wie hier der Berichterstatter Graf Egbert Belcredi, so suchte

auch im Herrenhause der Berichterstatter Graf Blome Beziehungen zwischen dem Zunftwesen und den Grundlehren des Christentums nachzuweisen, und mit anerkennenswerter Offenheit dehnte er diese Beziehungen auch auf den Adel aus. Er bezeichnete die Befriedigung der Sonderinteressen der einzelnen Stände als die anzustrebende christliche Weltordnung. Ign. v. Plener erhob den Vorwurf, daß leichtsinnig Hoffnungen erregt werden. Enttäuschung und weitere Ansprüche würden folgen. Ritter v. Toggenburg, der als konservativer Handelsminister das Gesetz von 1859 geschaffen, sagte, dem Talente müsse offene Bahn gehalten werden; die Gewerbefreiheit sei kein Ideal, sondern eine Notwendigkeit.

Das Gesetz wurde dennoch beschlossen und am 15. März 1883 sanktioniert.

Die Folgen blieben nicht aus. Sie äußerten sich weniger in dem Zurückdrängen des Nachwuchses, als in dem Kampfe der Genossenschaften gegeneinander, dann des Handwerkers gegen den Händler, und daneben nährte man den Haß gegen die Juden. Die Gewerbsleute hatten weit größeren Erfolg erwartet; nun suchte jede Genossenschaft ihren Bereich zu verteidigen oder zu erweitern. Dem einen galt als wichtig, welche Gattung von Kuchen dem Bäcker herzustellen gestattet sei, den anderen interessierte der Flaschenbierhandel; die Gewerbekammern gaben widersprechende Urteile. Einzelne von ihnen erkannten bald die Unausführbarkeit, aber die Schlosser fuhren fort, dem Klempner die Benutzung von Schwarzblech zu verwehren, der Tischler erhob Einspruch, wenn der Zimmermann leimen wollte usw. usw.

Sigm. Mayer, selbst ein Exporteur von fertigen Kleidern, hat im Jahre 1894 gezeigt, wie im Schneidergewerbe der Stückmeister (das ist der für das Stück entlohnte), ohne Erhöhung des Stücklohnes, durch die Nähmaschine mehr verdiente, als im Jahre 1850. Mayer zählte damals 4000 Stückmeister in Wien mit etwa 12000 Arbeitern. Dazu kommt für den Städter das steigende Verlangen nach fertigen Kleidern und die allmähliche Umwandlung vieler Schneider in Händler, wie es die Uhrmacher, Handschuhmacher usw. längst sind.

Das Ziel war aber erreicht. Dem Kleinbürger konnte gezeigt werden, wo er seinen wahren Beschützer zu suchen habe, und die

Aufmerksamkeit dieser redlichen, aber noch wenig an politische Umwege gewöhnten Gruppe wurde von den großen Fragen des öffentlichen Lebens abgelenkt auf den engen Kreis ihrer Sonderinteressen. Führer war Fürst Alois Liechtenstein. Immer neue Begehren und neue Verordnungen folgten; endlich richtete sich der Kampf unter der Fahne eines Krieges gegen das Großkapital unmittelbar gegen den Großbetrieb und die Fabriken.

Man bemerkt leicht das Hervortreten des Adels und auch die Veranlassung dazu. Von dem aufstrebenden Bürgertum in seinem Einflusse bedrängt, suchte er die „Rettung der christlichen Gesellschaftsordnung" in der Festigung der sozialen Schranken; durch die Aufrechterhaltung der alten Gliederung in möglichst streng getrennte Kasten glaubte er sein gesellschaftliches Übergewicht behaupten zu können.

Neben der slawischen ist als ein besonderer Zweig der Zuwanderung die jüdische zu bemerken. Sie stand und steht in eigentümlichem Gegensatze zu der tschechischen. Während die Tschechen durch ihre Sprache von dem ansässigen Wiener sich scheiden, ist jeder ankommende Jude der deutschen Sprache mächtig; während dagegen der Tscheche durch seine Konfession dem Wiener sich anschließt und oft hier eine Gattin aus den Eingeborenen wählt, ist der Jude konfessionell und ehelich getrennt, und während die Tschechen sich zerstreuen und in verschiedenen Vorstädten ansiedeln, ziehen die Juden es vor, sich in bestimmten Gebieten der Stadt zu sammeln.

Dieser letztere Umstand erlangte eine gewisse Bedeutung für die Wahlen; denn während die Tschechen bei ihrer Verteilung höchstens bei einer engeren Wahl da oder dort in Betracht kamen, erlangten die Juden im II., IX. und zum Teil im I. Bezirke Einfluß. Was ihnen zur Majorität fehlte, ersetzten sie durch ihre Regsamkeit. Für den Geologen ist es lehrreich, zu sehen, wie die aus Nord und Nordost kommende Welle in der Nähe jener Linie sich abgrenzt, die, von Nußdorf zur Bergstraße und Rotenturmstraße ziehend, als der erste Steilrand (das ältere Donauufer) bezeichnet worden ist, und der Politiker mag sehen, wie die steigende Gehässigkeit gegen die Juden dazu beigetragen hat, ihre Zerstreuung zu hemmen und eben hierdurch ihren politischen Einfluß zu erhöhen.

Außerdem heften geschichtliche Erinnerungen die Judenschaft gerade an diese Teile der Stadt, und namentlich an die Leopoldstadt, welche ich seit meiner Verehelichung im Jahre 1855 bewohne und die mich seit meiner Erlangung des passiven Wahlrechtes bis zu meinem gänzlichen Rücktritte aus dem öffentlichen Leben, das ist durch 35 Jahre, durch die Wahl in die verschiedensten Vertretungskörper geehrt hat.

Von den grauenvollen Judenverfolgungen der älteren Zeit soll nur wenig gesagt sein. Als 1348—1350 der Schwarze Tod wütete, steigerte sich der Haß der Bevölkerung in einem solchen Grade, daß ein Teil der Wiener Judengemeinde sich auf den Rat des Rabbiners in der Synagoge vergiftete. Unter Herzog Albrecht V. wurden 1420 die Juden teils aus Wien verjagt und teils zum Tode verurteilt. Viele verübten Selbstmord; die übrigen wurden im folgenden Jahre auf der Gänseweide in Erdberg verbrannt. Immer sammelten sich wieder Juden in Wien.

Nach der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 und nachdem ein großer Teil Ungarns in türkische Hände gefallen war, wendete sich die Aufmerksamkeit der Sicherung der Festung Wien, der „Vormauer der Christenheit", zu. Man gedachte, auf der nördlich von Wien gelegenen großen Insel, dem unteren Werd (heute Leopoldstadt, II. Bezirk, dann durch Teilung II. und XXI. Bezirks), eine selbständige Befestigung anzulegen. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge; das Geld mangelte. Dann begannen die schweren Sorgen des Krieges in Deutschland. Nach der Schlacht am Weißen Berge und der Prager Exekution und nachdem 1623 die Reibungen zwischen dem Wiener Magistrate und den Juden sich verstärkt hatten, beschloß Ferdinand II. die Befestigung des unteren Werd außer Betracht zu setzen und an ihrer Stelle einen Ghetto zu errichten[1]). Zugleich wurde über die Anregung des P. Lamormaini eine Anzahl von Juden an jedem Samstag angehalten, eine christliche Predigt anzuhören, wie das in Rom in Gebrauch war. Den katholischen Priestern war

---

1) Gerson Wolf, Die Juden (des Sammelwerkes: Die Völker Österreichs, Bd. VII). 8⁰. Teschen u. Wien, 1883 und Dr. Dav. Kaufmann, Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien; Jahresber. d. Landes-Rabbinatsschule in Budapest für 1887—88, 8⁰ 1889.

untersagt, gegen die Juden zu predigen und das Blutmärchen zu verbreiten[1]).

Während der Kaiser die Protestanten auf das grausamste verfolgte, scheint das Streben auf Bekehrung der Juden gegangen zu sein. Bei der Bildung des Ghetto dürfte auch der Wunsch maßgebend gewesen sein, die übervölkerte Festung zu entlasten.

Mit dem Tode Ferdinands II. änderte sich die Sachlage. Bereits im folgenden Jahre, 1638, wurde den Juden die Handelsfreiheit in der inneren Stadt entzogen. Im Jahre 1642 wurden bei Hinrichtung eines getauften Juden viele Juden totgeschlagen. Nicht lange danach, 1645, erstürmten die Schweden unter Torstenson den befestigten Brückenkopf im Norden des unteren Werd.

Im Juli 1649 gab es blutige Auftritte zwischen Studenten und der Torwache; die Juden wagten lange nicht, ohne bewaffneten Schutz den Ghetto zu verlassen. Die Aufteilung der schweren Kriegslasten führte zu inneren Streitigkeiten zwischen den Juden selbst. Kaiser Leopold bestieg im Jahre 1657 den Thron. Es folgten anfangs leidliche Jahre; im Jahre 1666 bauten die Juden auf eigene Kosten einen Ravelin vor der Festung gegen das Versprechen, bei Gefahr einer Belagerung in diese aufgenommen zu werden.

Um diese Zeit geschah es, daß die unter Erpressungen und mancherlei Verfolgungen leidenden Wiener Juden zum großen Teile unter den Einfluß eines kabbalistischen Mystizismus gerieten. Im fernen Osten, hieß es, sei in der Person des Sabbatai Zebi der Messias, der Erlöser von so vielen Leiden, erstanden. Von Lemberg wurden zwei Schuloberhäupter in die Türkei gesandt, und sie bestätigten die Botschaft. Bußwerke folgten und Kasteiungen. „Der Wahn steigerte sich zum wachen Träumen. . . . Die Kühnsten und Umnebeltesten sahen bereits den Ghetto hinter sich und das gelobte Land vor den Auswandernden offen[2])."

Es kam ganz anders.

Der kaiserliche Hof befand sich in tiefster Trauer. Der Kronprinz war 1668, nur 3 Monate alt, gestorben. Die neu erbaute

1) Dudik, Korrespondenz Kaiser Ferdinands II.; Archiv f. öst. Gesch. 1876, Bd. 54, S. 252.

2) Kaufmann, a. a. O. S. 93.

Burg war abgebrannt. Der Magistrat bat neuerdings um völlige Austreibung der Juden. Tumult entstand in Wien; man wollte den Ghetto in Brand stecken. Erst nach 3 Tagen konnte der Stadtkommandant des Souches mit Waffengewalt äußerlich die Ruhe wieder herstellen.

Die Spannung hielt aber an; einflußreiche Personen, unter ihnen der Bischof Kollonitsch, befürworteten das Ansuchen der Stadt; am 1. März 1670 ging unter Begleitung von Trompetern ein „Ruf" durch die Stadt, demzufolge alle Juden vor dem Fronleichnamsfeste Wien zu verlassen hätten. Sie wandten sich in ihrer Not an Glaubensgenossen in Hamburg und Venedig und erlangten wirklich einige Fristerstreckungen. Gewöhnt an Erpressungen, meinten sie wie in früheren Fällen den Sturm durch Geld beschwören zu können. Das wurde als Bestechung aufgefaßt und verschlimmerte ihre Lage. Der Befehl wurde verschärft. Im August 1670 gab es keinen Juden mehr in Wien.

Die Stadt hatte alle Judenhäuser um den Pauschalpreis von 100000 fl. übernommen und ebenso die Zahlung der jährlichen Wiener Toleranzsteuer von 10000 fl. Die Synagoge wurde zu einer Pfarrkirche umgestaltet und dem hl. Leopold gewidmet; der untere Werd wurde nun die Leopoldstadt genannt. Die Juden wanderten nach Böhmen, Mähren und noch viel weiter. Während sie in Wien von der Kanzel als Giftmischer, Lasterhafte und Verbrecher bezeichnet wurden, meldete der schwedische Ministerresident an seine Regierung, „daß unter 3 in 4000 Seelen, welche innerhalb eines halben Jahrs emigriert . . . nit Eine gefunden worden, welche sich nur eingestellet in dieser ihrer höchsten Trangsaahl, daß sie Ihren Glauben gedächten zu ändern"[1]).

Nun geschah das kaum in so kurzer Zeit Erwartete.

Das war 1670. In diesem Jahre wurde die Verschwörung der Magnaten (Zrinyi, Frangepan, Nádasdy und Tattenbach) bekannt; 1671 wurde Nádasdy im Wiener Rathause hingerichtet. Die Türken standen an dem Raabflusse. Ludwig XIV. streute viel Geld unter die siebenbürgischen Malkontenten. Die von der Stadt Wien angekauften Judenhäuser standen leer. Die Toleranz-

---

1) Kaufmann, a. a. O. S. 152.

steuer mußte von der Stadt bezahlt werden. Die Hofkammer, die immer von der Vertreibung abgeraten hatte, brauchte Geld. Man erging sich in gegenseitigen Vorwürfen. Sogar die theologische Fakultät sah keinen Grund gegen die Zulassung der Juden. Schon im Herbst 1673 kam man mit ihnen überein, daß gegen Bezahlung von 300000 fl., die sie etwa unter Beihilfe ihrer auswärtigen Glaubensgenossen aufzubringen hätten, der Rückkehr nichts im Wege stehe.

Sie kehrten auch einzeln zurück, aber 1678 trat Thököly in Ungarn drohend hervor, 1679 erschien verheerend die Beulenpest, 1681 hatte der französische Gesandte Seppeville die Kühnheit, dem Kaiser in Ödenburg die verräterische Besetzung Straßburgs anzuzeigen, und 1683 fegte die große türkische Armee wie ein Sturmwind herbei. Herzog Karl v. Lothringen stand mit der gesamten Reiterei auf der Insel Leopoldstadt. Die türkischen Geschütze drohten die Donaubrücke zu erreichen, und er mußte sich auf das linke Ufer zurückziehen. Dann lieferte General Schulz an der Brücke ein blutiges Rückzugsgefecht, und dann ging alles in Flammen auf, das neue Lustschloß im Augarten, die Kirchen und Spitäler, die christlichen Häuser der Leopoldstadt und die Reste des Ghetto. Rauch und Asche bedeckten den einstigen unteren Werd, und die türkischen Batterien donnerten gegen die Festung.

So endete ein bewegter Abschnitt in der Geschichte der Wiener Juden. Sie durften wieder in dem Freithofe in der Roßau an den Gräbern ihrer Familien beten, aber sie durften keine Gemeinde bilden, und den Handel, aber kein Gewerbe betreiben. Sie hatten den P. Lamormaini kennen gelernt, der sie zu bekehren gedachte, und den Bischof Kollonitsch, der sie austreiben oder vernichten wollte. Ihr Schutzgeist war die Hofkammer, und sie wußten, daß sie nur des Geldes halber geduldet wurden. Das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit hatte sich in den Tagen der Verfolgung gestärkt. Die Mauer des Ghetto war verschwunden; eine hohe unsichtbare Mauer war zurückgeblieben. —

Ähnliche Verfolgungen und Erpressungen kamen auch in anderen Ländern vor, aber bei uns haben sie sich bis in eine verhältnismäßig späte Zeit fortgesetzt. Noch 1744 kam unter der Kaiserin Maria Theresia eine große Austreibung der Juden aus

Prag vor, und auch diese wurde durch Geld rückgängig gemacht. Weit schlimmer noch für die Zukunft war die als eine Folge der Teilung Polens erfolgte Einverleibung rückständiger östlicher Juden in Galizien. Ihre Zahl wurde damals auf das Dreifache der in der übrigen Monarchie lebenden Juden geschätzt.

Unter Kaiser Joseph II. tritt eine ganz neue Phase für das Judentum Mitteleuropas ein. Joseph begann die Juden zum Schulbesuche zu drängen. Die Rabbiner erkannten sofort, daß die Langlebigkeit des Judentums zum großen Teil auf seiner Abgeschlossenheit beruhe, und viele von ihnen begannen Widerstand zu leisten. Zur gleichen Zeit aber eröffnete Moses Mendelssohn in Berlin durch Veröffentlichung einer deutschen Übersetzung des Pentateuch [1]) und durch die Vertretung eines reinen Deismus ohne Anerkennung der Notwendigkeit von Offenbarungen eine tiefgehende Spaltung im Judentum. Nach ihm wendete sich David Friedländer gegen nach seiner Meinung veraltete Formen des Zeremonialgesetzes und der Gebete, und indem die Bewegung fortschritt, schieden sich orthodoxe und Reformjuden immer schärfer. Diese Kluft ist auch heute nicht geschlossen [2]).

Unterdessen waren 1791 in Paris die Menschenrechte proklamiert worden, und noch vor dem Abschlusse der großen Kriege schritt man in Berlin an einen Versuch, die verworrene Judenfrage gesetzlich zu regeln. Der Grundsatz, den man verfolgte, war derselbe, den die Rabbiner gegenüber den Schritten Josephs II. fürchteten, nämlich Aufsaugung durch Zersetzung. Das Edikt vom 11. März 1812 gab den Juden die vollkommene Gleichstellung in allen Bürgerrechten und Bürgerpflichten und wurde von ihnen mit unbegrenztem Jubel aufgenommen; wer jedoch nähere Einsicht in die vorhergehenden Verhandlungen nimmt, erkennt die Absicht. Wilh. v. Humboldt, damals Vorstand der Sektion für Kultus und Unterricht, vertrat kraftvoll die bürgerliche Gleichstellung, aber er hielt die Bestellung eines Oberrabbiners in Berlin für schädlich,

---

1) In hebräischen Lettern, denn die deutschen waren den Juden nicht geläufig.

2) Eine lehrreiche Darstellung dieser höchst merkwürdigen Vorgänge gibt Auerbach, Das Judentum und seine Bekenner in Preußen usw. 8⁰. Berlin, 1890, S. 459 u. f.

weil dies „der kirchlichen Verfassung der Juden neue Stärke und Einheit gebe, und daß man vielmehr das Band zwischen den einzelnen jüdischen Kirchen und Gemeinden recht locker machen und Schismen befördern müsse". Diese könnten aber „nicht füglich ausbleiben, wenn zugleich auf die Anstellung wirklich gelehrter und unterrichteter Rabbiner gehalten würde"[1]).

Hier ist nicht der Ort, zu berichten, wie dieses sog. altpreußische System in den folgenden Jahren durch die Aufstellung des Begriffes vom christlichen Staat und durch andere Umstände beeinflußt worden ist. Mendelssohn hatte die alte Lehre erschüttert, aber kein neues geschlossenes Lehrgebäude errichtet, wie andere Reformatoren. Die tatsächliche Folge war, daß an nicht wenig Orten eine monotheistische Philosophie mehr und mehr das alte Judentum und die alten Gebräuche verdrängte und daß aus der Freiheit der Ideen eine gewisse Mannigfaltigkeit sich herausbildete. Jüdische Gelehrte sagen freilich, die weitere Folge sei Indifferentismus gewesen, aber so weit ich das Judentum in Wien kenne, habe ich den Eindruck, daß der Indifferentismus in der Christenheit unverhältnismäßig größer war als bei den Juden.

Als der Zeitpunkt des Eintrittes der Reform nach Österreich kann die Eröffnung des Tempels in der Seitenstettengasse in Wien im Jahre 1826 durch den Prediger Mannheimer angesehen werden. Mannheimer führte auch die deutsche Predigt ein[2]).

Am 4. Februar 1831 bemerkt Prokesch in seinem Tagebuch: Rothschild sagte mir gestern das schöne Wort: „Die Großen, die sich täglich an gedeckte Tafeln setzen, verstehen den Hunger der Armen nicht[3])."

Dieses Wort dürfte unter den damaligen Verhältnissen kaum in weitere Kreise gelangt sein; um so tiefer wurde Wien durch die Unerschrockenheit bewegt, mit welcher Rothschild, allen Vorurteilen und Hindernissen trotzend, den Bau der Nordbahn führte. Die Wiener Zeitung brachte 1833—34 ganze Reihen fachmännischer Gutachten, welche die Torheit des Unternehmens beweisen sollten.

---

1) Alfr. Stern, Abhandlungen u. Aktenstücke zur Geschichte der preuß. Reformzeit 1807—1815; 8⁰. Leipzig, 1885, S. 223—262, insb. S. 238.

2) G. Wolf, a. a. O., S. 55, 101.

3) Prokesch, Tagebücher 1830—1834; 8⁰. Leipzig, 1885, ... S. 80.

Eine Geschwindigkeit von mehr als 5 Meilen in der Stunde würden die menschlichen Atmungsorgane kaum ertragen. Von Brünn würde der Ballen Tuch um 2 oder 3 Tage rascher nach Wien kommen; wie könne die geringe Zinsenersparnis für diese wenigen Tage, die doch den ganzen Gewinn Brünns darstellt, die Ausgabe von so vielen Millionen rechtfertigen oder Verzinsung in Aussicht stellen. Man spreche von militärischer Bedeutung, aber werde das k. k. Militärärar wirklich den Lafetten die Spurweite geben, welche die Herren der Nordbahn für gut finden? usw.

Ohne einheimische Erfahrung, ohne Expropriationsrecht für die Trace, ohne einheimische Maschinen wurde die Arbeit durchgeführt, und als es eines Tages hieß, ein Zug mit Passagieren werde am frühen Morgen nach Brünn fahren und nachmittags zurückkehren, da hielt man die Teilnahme für eine kaum erhörte Tollkühnheit, und zwar um so mehr, als auf den Wagen die Buchstaben zu lesen waren: K. K. F. N. B. (Kaiserl. Königl. Ferdinands-Nord-Bahn). Das konnte ja bedeuten: Kein Kluger fährt nach Brünn.

Die Reisenden wünschten doch von einem Arzte begleitet zu sein. Mein Schwiegervater, Dr. Franz Strauß, stellte sich mit Freuden zur Verfügung und erzählte uns noch nach vielen Jahren von den Aufregungen des Abschiedes, von der Verunglückung eines leitenden Ingenieurs auf dem Bahnhofe zu Brünn, von der hierdurch verursachten Verspätung der Rückkehr um mehrere Stunden, und wie in Wien schon die ärgsten Befürchtungen Platz gegriffen hätten.

Die alte Majorität des Herrenhauses, durch Ernennungen überwältigt, im Abgeordnetenhause eine deutschklerikal-polnisch-tschechische Majorität, die alle Grundsätze verleugnete, um bei der Macht zu bleiben, in Wien die besitzenden Klassen erschreckt durch die anarchistischen Verbrechen, daneben eine aus dem Gemeinderate sich erhebende rücksichtslose demagogische Partei im Besitze zweier mächtiger Hebel, der Hoffnungen, die auf das Gewerbegesetz gestellt wurden und des neu aufkeimenden Judenhasses, das waren die Umstände, unter denen die zahlreichen Scharen der Fünf-Gulden-Männer am 1. Juni 1885 zum ersten Male zur Wahl schritten.

Die Gemüter wurden noch mehr erhitzt, als das Manifest an die Wähler, das die vereinigte Linke am 22. April, bei dem Schlusse

des Parlamentes erließ, von der Regierung zugleich mit den der Linken geneigten Blättern mit Beschlag belegt wurde.

In meinem Wahlbezirke trat als mein Gegenkandidat der Führer der Antisemiten, Ernst Schneider, auf. Zahlreiche Drohbriefe, oft mit Totenköpfen geziert, kamen mir zu, und an jedem Abende konnte ich bemerken, daß die Nebenstraße, die ich bewohnte, von der Polizei überwacht war[1]).

Die Zahl der Wähler in diesem Bezirke hatte sich durch die 5 fl.-Männer verdreifacht. Schneider erhielt 1910, mir fielen 2615 Stimmen zu. Die große Mehrheit hatte hier bereits erkannt, daß der Antisemitismus die Hülle der Reaktion sei, und die Christen unter Führung des Notars Dr. Foltanek, des Advokaten Dr. Schuster und vieler anderer trefflicher Männer, die heute das Grab deckt, hatten sich mit den Juden unter Führung des durch seine Schriften gegen das Gewerbegesetz bekannten Exporteurs Siegm. Mayer vereinigt, um dieses Ergebnis zu erzielen. Leider meldeten die Blätter dabei 30 Verhaftungen und 15 Verwundungen.

Während Schneider im II. Bezirke den Antisemitismus predigte, trat im V. Bezirke Dr. Carl Lueger als Demokrat auf. Der bisherige Abgeordnete Steudel war der Obmann der Demokraten im Gemeinderate, folglich mußte Lueger als Gegenkandidat noch demokratischer sein. Die von ihm am 27. April gehaltene Rede wurde von dem dortigen Wählerverein gedruckt und liegt vor mir. Er sagte, er kandidiere auf Grundlage des Programmes der

1) Von den Fälschungen, die vorkamen, mag ein Beispiel genügen. In Tausenden von Abdrücken wurde ein an die Juden gerichteter Aufruf verteilt, in dem sie aufgefordert wurden für mich zu stimmen, da ich erklärt hätte, „daß nur die Juden als das auserwählte Volk Gottes berufen sind, die Herrschaft über das Abendland zu übernehmen" und ich „dem unterzeichneten Komitee das bindende Versprechen" geleistet hätte, mich des bedrängten Volkes Gottes anzunehmen. Der Abgeordnete und evangelische Superintendent Dr. Haase hat sich das Vergnügen gemacht, den Ursprung der Fälschung zu verfolgen. Es ergab sich, daß 13 Namen von kennbar jüdischem Typus unter Beifügen ihres Berufes unterfertigt waren, daß von diesen nur die Träger der beiden ersten überhaupt auffindbar, jedoch bereit waren vor Gericht zu beschwören, daß ihre Unterschrift gefälscht und mißbraucht sei — daß die 11 anderen Komiteemitglieder überhaupt erdichtet waren — daß ferner ebenso die beiden Namen des Druckers und Verlegers des angeblich in Trentschin hergestellten Aufrufes erfunden und in Trentschin unbekannt waren. (Th. Haase, Antisemitismus, 8⁰. Wien-Teschen, 1887. S. 39.)

demokratischen Partei, und es solle festgehalten werden an dem Grundsatze der Gleichberechtigung der Konfessionen, und die Partei solle eintreten für eine einheitliche Organisation und freiheitliche Ausgestaltung des Schulwesens in allen Provinzen usw.

Da Steudel Vizebürgermeister war, galt Lueger den guten Bewohnern von Margareten als der zuverlässigere Demokrat, und so ist er ins Parlament gelangt. —

Für mich gab es bewegte Tage.

Die Gegensätze der äußeren Umgebung, welche mir von jeher reizvoll und lehrreich für vergleichende Menschenkunde erschienen waren, wurden mir in reichstem Maße und in Extremen zuteil. Am Morgen des 20. Mai kam ich meinen Verpflichtungen an der Universität nach; mittags umgab mich die erhabene Ruhe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, ich wurde an diesem Tage zum Sekretär ihrer naturwissenschaftlichen Klasse gewählt. Am Nachmittage reiste ich mit dem Wiener Gemeinderate nach Budapest. Eine jubelnde Menge trug mich auf den Schultern durch die prächtigen Säle des Redoutengebäudes. Am nächsten Vormittag, den 21., war ich wieder an der Universität, und am Abende hatte ich an der Peripherie meines Wahlbezirkes in einem raucherfüllten Saale der Brigittenau zu sprechen.

So knapp griffen zu gewissen Zeiten die Aufgaben meiner wissenschaftlichen und beruflichen und meiner öffentlichen Tätigkeit ineinander, und nur durch die strengste Abgrenzung war es möglich, im eigenen Denkvermögen Mengungen zu vermeiden. Nie durch die 45 Jahre meiner Lehrtätigkeit erinnere ich mich, zu meinen Hörern ein Wort über Tagespolitik gesprochen zu haben.

Hier muß ich ein Wort über meine Wählerschaft sagen. Vom Beginne meiner öffentlichen Tätigkeit im Jahre 1862 bis zu ihrem Ende im Jahre 1897 hat meines Erinnerns nie ein Wähler gewagt, mich um die Befürwortung persönlicher Interessen bei der Regierung anzugehen — mit einer einzigen Ausnahme, in der ich glatt ablehnen konnte. Öfters bin ich in geradem Widerspruche mit der Mehrheit vorgegangen; in der bosnischen Sache ist sogar offene Gegnerschaft einzelner mir sonst wohlgesinnter Kreise hervorgetreten. Immer hat sich bald das Vertrauen wieder hergestellt, und es ist so weit gekommen, daß mir sonst völlig unbekannte

Mitbürger mich zuweilen als Schiedsrichter oder als Vermittler in heiklen Familienangelegenheiten anriefen.

Diese Stellung in der Bevölkerung gewährte mir große Befriedigung, aber sie sollte eine sonderbare Folge haben. Ein Freund, der Gemeinderat M . . . l, der Obmann des bedeutendsten politischen Vereines unseres Bezirkes, meinte, dieser Bezirk, der volkreichste von Wien, solle der Stadt den künftigen Bürgermeister stellen; ich sollte es sein. Im Gemeinderate kannte man mich aber, und der gute Mann wurde ausgelacht. In Gegenwart vieler verbot ich ihm so törichtes Gerede. Seine Antwort war ein überlegenes Lächeln, und einer glaubte ihm; dieser eine war der erste Vizebürgermeister Dr. Prix. Dabei war Prix ein tatkräftiger und geschäftskundiger, ganz für die schwierige Stellung geschaffener Mann und schon damals neben dem Bürgermeister Uhl der tatsächliche Leiter der Stadt.

Um jeder Mißdeutung auszuweichen, trat ich im April 1886 aus dem Gemeinderate. —

Das Staunen darüber verflüchtigte sich. Die durch das politische System niedergehaltene Masse sah bald nur die gewinnsüchtigen Juden. Der alte Widerwille schlummerte in der Bevölkerung. Wenige Wochen nach dem März 1848, im April, noch mitten in den Tagen der Begeisterung, wurden seine Spuren bemerkbar in einem L. W. Koch gezeichneten Plakate, in dem gesagt wird, es sei der Nächstenliebe genug, „wenn wir den Juden die Ausübung des Gottesdienstes gestatten und sie in einer Judenstadt unter uns dulden". Es muß aber auch eine im kommunistischen Sinne gegen die reichen Juden gerichtete Regung bestanden haben, denn am 19. Mai erließ Montecuccoli im Namen des damaligen Zentralkomitees eine Kundmachung, in der die Bevölkerung erinnert wird, daß die Juden nur das Durchhaus bilden würden zu dem Besitze aller Bewohner Wiens und daher im Namen Gottes und des wahren Christentums jedermann aufgefordert wird, abzustehen von einer solchen Bewegung[1]).

Nach dem Abschlusse der Revolution wollte Schmerling im November 1849 die Judenfrage in Angriff nehmen. Die Abge-

1) Payer, Chronik S. 51 u. 192.

schlossenheit, so schrieb er in einer Staatsschrift, in welcher das Judentum sowohl durch die Lehre der Rabbiner, als auch durch die christlichen Eiferer zurückgedrängt wurde, habe es mit sich gebracht, daß die Juden mit dem Volke, in dem sie lebten, nie verschmolzen, sondern unter sich eng und vielfältig verbunden demselben gegenüberstanden. Eine tiefgehende Trennung sei kennbar, mit konfessionellen Anfeindungen, mit rechtlichen Beschränkungen, einem fremdartigen Familienleben, mit der „Erscheinung eines sich fortwährend vergrößernden Judenfideikommisses“ in sozialer Beziehung ... usw. In der Urzeit des Christentums hätten Ehen zwischen Christen und Juden als verdienstlich gegolten, und so trat Schmerling jetzt wieder für gemischte Ehen ein [1]).

In der Tat scheinen in den vierziger Jahren jüdische Vermögen in Wien sich rasch vergrößert zu haben. Neben den Emissionen von Staatspapieren lag eine wesentliche Quelle der Bereicherung in der Bestimmung, daß die Nationalbank für Eskomptierung jedes aus der Provinz einlaufenden Wechsels das Giro eines Wiener Bankhauses verlangte. Daneben erschien bereits 1852 Langrand-Dumonceau mit großen Plänen für Christianisierung des Kapitals, die freilich nach Jahren vor den belgischen Gerichten ihr Ende fanden.

In Österreich ging 1855 der Verkauf der Staatsbahnen an die Franzosen vorüber, dann 1867 die Domänenanleihe, und dieses war meines Wissens der erste Fall, in dem auch in weiteren Kreisen die unliebsame Einmengung hoher Kavaliere in ein Geldgeschäft besprochen wurde. Drei Jahre später folgte der französische Krieg. Die Milliarden flossen nach Deutschland; der Unternehmungsgeist erwachte im neuen Reich. Auch in Österreich regte es sich; immer weiter steckte man die Grenzen, immer mehr fiktive Werte kamen in Lauf, bis im Mai 1873 der Börsenkrach folgte. Es ist aber bemerkenswert, daß an den Krach das Erwachen des Antisemitismus nicht anknüpft. Es fehlt noch ein Urteil darüber, wem an dem verderbenbringenden Rausche die größere Schuld zufällt, jenen Juden, die ihre Geschäftskenntnis, oder jenen Adeligen, die den Glanz ihrer Namen in den Dienst des Spieles stellten,

1) Ich kenne diese Streitschrift nur aus G. Wolf, S. 63.

aber das ist deutlich, daß, wer auf Grund dieser Erlebnisse den Stab über die Gesamtheit der Judenschaft brechen wollte, auch den gesamten Adel schuldig sprechen müßte.

In der Tat war die geistig führende Gruppe der Judenschaft damals von den inneren Angelegenheiten ihrer Konfession in Anspruch genommen. Die Regierung hatte der Errichtung einer israelitisch-theologischen Fakultät oder, wie es später hieß, einer höheren Rabbinatsschule zugestimmt und seit 1869 in dem Kapitel 8b) „Theologische Fakultäten außer dem Verbande mit einer Universität" Beträge in das Budget eingefügt. Sie wurden aber nicht in Anspruch genommen. Im Jahre 1872 knüpfte der Budgetausschuß an diese Post von 4300 fl. die Bemerkung, daß in Preßburg eine Rabbinatsschule der orthodoxen Partei eröffnet werde, und daß hier ein Gegengewicht mit einer höheren, dem Fortschritte auf religiösem Gebiete förderlichen Schule geschaffen werden solle. Im Jahre 1873 beantragte zwar der Ausschuß die Genehmigung der gleichen Summe, fügte jedoch hinzu, daß wegen der Uneinigkeit der israelitischen Glaubensgenossen noch immer nichts geschehen sei, und drohte mit Streichung der Post.

Im Jahre 1874 fiel mir für eine Reihe von Jahren die Berichterstattung zu. Die Post wurde auf 1000 fl. ermäßigt, um den Fortbestand der Absicht anzuzeigen. Drei Jahre später galt die Sache als hoffnungslos und wurde auch dieser Rest gestrichen. In Ungarn trafen die Versuche Eötvös', die jüdischen Angelegenheiten zu regeln, auf die gleichen Schwierigkeiten. —

Die Erfahrungen des Krachs wurden vergessen; vor dem Publikum erschienen die Anpreisungen von neuen Gründungen; im Winter 1881—82 traten die Unternehmungen Bontoux hervor.

Hier ist die Schwelle der neuen antisemitischen Bewegung erreicht, welche die nächsten Jahrzehnte füllen sollte.

Eine ähnliche Gliederung der Bevölkerung Wiens, wie sie für die gesellschaftlichen Einheiten versucht wurde, könnte auch nach dem Bildungsgrade unternommen werden. Es müßte gleichfalls an der tiefsten Grundlage begonnen werden, in den Buden der Weihnachts- und St. Nikolausmärkte, wo kleine Bauernkalender mit Zeichen in rohem Farbendruck gefunden werden, die als Hieroglyphen dem Analphabeten die mutmaßliche Witterung und an-

dere dem Landmanne wichtige Angaben verständlichen. Sie sind heute in der Stadt selten geworden, werden aber für Liebhaber nachgedruckt, und am Semmering erhält man solche Kalender. Der Titel sagt, daß ihre Ausfuhr aus Steiermark bei einer Mark lötigen Goldes verboten sei.

An diese letzten Reste aus der Zeit der Analphabeten schließt sich das in Wien auch noch in neuerer Zeit nachgedruckte „Neue vermehrte und verbesserte Planetenbuch" mit der Anweisung, das Horoskop zu stellen. Die Reihe der Planeten ist: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Die Sonne erscheint als Planet an der Stelle der Erde. Das ist die alte, vorkopernikanische Reihe. Es wird wahrscheinlich, daß bereits gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, mit der beginnenden Popularisierung des Buchdruckes, die Astrologie in diesen Teil der Volksliteratur eingedrungen ist und sich bis heute erhalten hat. Mit Recht leitet man das Wort superstitio von superstes ab.

Der „Tobiassegen" gegen Hieb und Stich dürfte ein Schutzbrief aus alten Kriegszeiten sein; der „Fraiszbrief" ist Kranken aufzulegen. Dann folgt eine Schar mystischer Schriften, wie noch am Weihnachtsmarkte von 1882 die Prophezeiung des protestantischen Pastors Baxter vom Ende des Menschengeschlechtes am 11. April 1901.

Abgesehen von den streng kirchlichen Schriften, von denen hier nicht gesprochen werden soll, gelangt man nun zu den Lotteriebüchern. Vor mir liegt die 8. Auflage des „Persisch-Ägyptischen Traumbuches" von Stock, gedruckt zu Wien 1885. Der größte Absatz der Lotteriebücher dürfte einer älteren Gruppe der weiblichen Bevölkerung zufallen. Die von der Regierung vorgeschlagene Aufhebung des kleinen Lottos wird hier ein Ende machen. In der jüngeren dienenden Klasse der weiblichen Bevölkerung, wo schon die Kolportage beginnt, herrschten in den achtziger Jahren Schauerromane, Gerichtssaal, Pitaval und sehr viel idealisierte Liebe zwischen Personen verschiedenen Standes. Hier dürfte seither der große Einfluß der vermehrten Tagesblätter begonnen haben, sich fühlbar zu machen.

Bis in die Nähe dieser Zone traf man damals sehr viel Aberglauben, kaum irgend etwas Belehrendes, höchstens mit Ausnahme

der Bauernkalender, aber nichts im erotischen Sinne Unsittliches. Wenn eine Besserung eingetreten und der Aberglaube, wie ich hoffe, etwas zurückgedrängt ist, so ist dieses der Neuschule zuzuschreiben, den verschiedenen Volksbildungsvereinen und den Bemühungen der Sozialdemokratie. Man mußte noch um eine Stufe höher steigen, um neben den edelsten Schöpfungen des Geistes den unmittelbar entsittlichenden, auf Herabsetzung und Untergrabung der Ehe gerichteten, traurigsten Zweig des Schrifttums anzutreffen. Daß in dieser Richtung Besserung eingetreten wäre, kann leider trotz aller Häufung der Zeichen äußerer Frömmigkeit nicht behauptet werden. —

So uneben war der Boden, in dem das Schulgesetz von 1869 seine Furchen ziehen sollte, und nach dem, was über die Zuwanderung gesagt worden ist, bedarf es nicht eines Nachweises dafür, daß jede Minderung des Unterrichtes am Lande zugleich schädlich für Wien ist.

Am 23. Januar 1882 hatte, wie bereits erwähnt, der Unterrichtsminister Conrad eine weitere Volksschulnovelle, und zwar zuerst im Herrenhause, eingebracht. Im Ausschusse siegten die liberalen Anschauungen, aber da man die Niederlage im Plenum berechnen konnte, legte der Referent Arneth die Berichterstattung nieder, und nach ihm traten alle mit ihm übereinstimmenden Mitglieder aus der Kommission. Unter ähnlichen Vorgängen verstrich das Jahr 1882. Graf Falkenhayn erschien am 14. Februar 1883 als Referent vor dem Plenum.

Auch in diesem Falle waren Galizien, Dalmatien, Krain, Bukowina, Istrien und Görz von den traurigsten Bestimmungen befreit, und dennoch stimmten die Abgeordneten aus diesen Ländern fast ausnahmslos in beiden Häusern für dieselben. Ja, Fürst Sapieha war mit dieser Sachlage noch nicht zufrieden. Da in § 48 al. 2 festgesetzt werden sollte, daß als Schulleiter nur eine solche Lehrperson bestellt werden dürfe, welche zur Erteilung des Religionsunterrichtes an die Mehrzahl der Schüler befähigt wäre, fürchtete der Fürst, daß in Galizien Israeliten zu Schulleitern werden könnten. Es mußte daher eine weitere Ausnahme für Galizien geschaffen werden; obwohl dieser Antrag einen offenbaren Bruch der Staatsgrundgesetze (Gleichberechtigung der Konfessionen)

in sich schloß, lehnte das Herrenhaus sogar eine Vorberatung im Ausschusse ab und stimmte am 20. Februar der ganzen Novelle und auch dem Antrage Sapieha zu.

Im Abgeordnetenhause begann die Debatte am 14. April.

Die Prüfung der Gesetze zeigte (und leider muß ich hinzufügen: zeigt) nicht nur leicht kennbare rückschrittliche Anordnungen, wie z. B. die weitgehende Zulässigkeit des Halbtagunterrichtes oder die Bestimmungen über das Verhalten des Lehrers außerhalb der Schule, oder die Verpflichtung des Lehrers, suppletorisch den Religionsunterricht zu erteilen (woraus dann das Erfordernis der durch den Bischof zu erteilenden Mission gefolgert wurde) —, sondern auch andere, weniger leicht kennbare, aber einschneidende Verfügungen. So bestimmte das Gesetz vom Jahre 1869, daß längstens 5 Jahre nach Dienstantritt das staatliche Zeugnis beizubringen sei. Diese Fristbestimmung wurde gestrichen und keine andere an ihre Stelle gesetzt. Während der tiefe Verfall der französischen Elementarschule unter Napoleon III. im wesentlichen in der Gleichstellung der lettre d'obédience, d. i. der schriftlichen Erlaubnis des Priors irgendeines lehrenden Ordens, mit dem staatlichen Prüfungszeugnis erkannt worden war und im Jahre 1881 das erste Gesetz der neuen organischen Schulgesetzgebung Frankreichs sich gegen die lettre d'obédience wendete und das staatliche Zeugnis verlangte, öffnete man durch diese Streichung der Frist in Österreich im Jahre 1883 den Schulbrüdern und Schulschwestern die Tür.

Tomasczuk sprach trefflich gegen die Feinde der Bildung. Rieger erklärte trocken und zynisch, die Abstimmung der Tschechen bedeute einen Gegendienst an die Vertreter der Alpenländer für anderweitig gewährte Unterstützung. Ich sah vor mir die herannahende schwere Wolke der allgemeinen Reaktion und hielt es als Generalredner für meine Pflicht, auf die bleibenden Verluste hinzuweisen, die Österreich und das Haus Habsburg im XVII. Jahrhundert erlitten hatten, als klerikaler Einfluß das Übergewicht erhielt. Zugleich hatte mich der tschechische Abgeordnete Tilscher zu einer persönlichen Erklärung ermächtigt. Er war noch im 13. Jahre hinter dem Pfluge gegangen; ein braver Lehrer hatte seine Talente erkannt und seine Studien gefördert. Er war Offizier, dann Professor an der technischen Hochschule in Prag geworden. Er könne nicht

einem gegen die Schule gerichteten Gesetze zustimmen. Diese schlichte Erzählung mußte in dem aufstrebenden tschechischen Volke eine gewaltige werbende Kraft haben. Das war der erste kennbare Sprung im eisernen Ringe.

Die Abstimmung über § 48 ergab 169 Stimmen für und 163 Stimmen gegen denselben. Für das ganze Gesetz war die Majorität 13; der deutsche Abt Posselt hatte unerschrocken mit der Minorität gestimmt. Bei der dritten Lesung betrug die Majorität nur 3 Stimmen. In jeder dieser Abstimmungen kamen 5 Stimmen von der Ministerbank selbst.

Die Aufregung war so groß, daß Fürst Salm im Klub der Linken den Austritt des ganzen Klubs aus dem Hause beantragte. Die Minorität hielt sich aber für verpflichtet, ihre Stellung auch weiterhin zu verteidigen.

Die Regierung hatte tatsächlich die Zügel aus der Hand gegeben. Die kirchliche Partei (ich sage nicht: der Episkopat) regierte mit ihrer traditionellen Maßlosigkeit. Sie trieb die Tschechen in eine den Empfindungen ihres Volkes entgegengesetzte Richtung. Hinter ihnen wuchs binnen wenig Jahren die jungtschechische Bewegung hervor mit feurigen und schonungslosen Rednern, bis sie mächtig genug war, um den weit gediehenen Ausgleich mit den Deutschen, der Taaffes Lebenswerk sein sollte, zu zerreißen. Und Tilscher war durch längere Zeit ihr Obmann. —

Am 5. November 1885 war Conrad enthoben und Gautsch neuerdings zum Unterrichtsminister ernannt worden.

Die Lateinschulen hatten unterdessen eine wahrhaft hypertrophische Entwicklung erlangt. Jedes Städtchen wollte ein Gymnasium haben. Die Gemeinde oder die Sparkasse baute ein Haus, errichtete die ersten Jahrgänge auf ihre Kosten und dann wurde es dem Abgeordneten zur Pflicht gemacht, die Übernahme durch den Staat zu bewirken. Der Bezirkshauptmann, der Arzt, der Apotheker wollte ein Gymnasium für seine Söhne, der Pfarrer für den geistlichen Nachwuchs, der national gesinnte Abgeordnete für nationale Besetzung der kaiserlichen Ämter. Die Realschule galt für minderwertig. Diese Einseitigkeit mußte mit den Jahren die produktiven Berufe im Lande schädigen und Scharen von überzähligen Kandidaten an den öffentlichen Ämtern erzeugen. Gautsch

sah dies voraus und veröffentlichte im April 1886 einen trefflichen Erlaß, der mit einem kleineren Schritte eine Reform einleiten sollte. Aber selbst dieser kleinere Schritt war zu groß; er stieß auf den Widerstand aller Parteien, und der Minister mußte zurückweichen. Hätte er mit einem noch kleineren Schritte, wie Maria Theresia mit der Auflösung einer einzigen Zunft, begonnen, so wäre vielleicht mehr Erfolg zu hoffen gewesen.

Dazu fügte sich noch die Bevorzugung der Adeligen bei den kaiserlichen Ämtern. Die Sache kam zu wiederholten Malen im Abgeordnetenhause zur Sprache; Graf Taaffe bestätigte sie und drückte seine Freude darüber aus, so namentlich im Jahre 1886 und im Jahre 1889. Es sei erwünscht, daß der Adel in die Administration eintrete und Vorbildung für das parlamentarische Leben erhalte. Aber Graf Taaffe berührte nicht das Wesen der Sache, nämlich, daß mit gleichem Maße gemessen werden solle. Auf diesem Wege war man im Begriffe, die Bureaukratie jenem Zustande entgegenzuführen, aus dem sich die Armee nach schmerzlichen Erfahrungen befreit hatte.

Nur mit einem Worte mögen die Angriffe auf die Wiener Universität erwähnt sein, die im folgenden Jahrzehnt in noch viel heftigerer Weise im Abgeordnetenhause, dann auch im niederösterreichischen Landtage, von kirchlicher, dann von antisemitischer Seite aus erfolgt sind und die im Auslande so sehr nicht dem Rufe unserer gelehrten Anstalten, sondern unserer Vertretungskörper geschadet haben.

Zuweilen aber schien es, als wolle man absichtlich geschichtliche Wahrheit und Philosophie und Kunst im Übermute des unvermutet errungenen Einflusses regeln, sei es durch willkürliche Behauptungen, sei es durch polizeiliche Maßregeln. Man sprach vom kirchlichen Ursprunge der Wiener Universität, während sie doch in der ersten Zeit ihres Bestandes gar kein Studium majus, d. i. kein theologisches Studium besaß. Marianne von Willemer, bekannt als Suleika in Goethes westöstlichem Divan, war in Linz geboren. Als im November 1884 ihr hundertster Geburtstag herankam und Erich Schmidt, damals Professor für deutsche Literatur an unserer Universität, im Landestheater zu Linz eine Erinnerungsrede halten sollte, mußte er vorerst dem Landeshauptmann, Baron Pereira, versprechen, daß er Goethe nicht als Philosophen feiern werde.

Das mag genügen. Man ignorierte die Urteile des Auslandes. Man war in kirchlichen Kreisen nicht befriedigt durch die Novelle von 1883. Die gänzliche Beseitigung des von Pius IX. verdammten Gesetzes von 1869 wurde verlangt.

Am 25. Januar 1888 brachten Alois Prinz Liechtenstein, Dr. Joh. Rapp und 30 Genossen einen Gesetzentwurf ein, durch den neue Grundsätze für das Volksschulwesen festgestellt werden sollten. Den Privatschulen wurde eine Definition gegeben, die beliebige Unterstützung aus öffentlichen Mitteln zuließ, und sie wurden den öffentlichen Schulen gleichgestellt. Die Schulpflicht sollte von 8 auf 6 Jahre herabgesetzt und der Kirche nicht nur wie bisher die Aufsicht über den Religionsunterricht, sondern die Mitaufsicht über die ganze Schule übertragen werden. Die Beaufsichtigung der öffentlichen Schulen und der Lehrerbildungsanstalten, die „Bestimmungen" über Privatschulen und Privat-Lehrbildungsanstalten wurden der Landesgesetzgebung überliefert. Aus diesen und anderen Bestimmungen ging deutlich das Streben hervor, den Staat aus der Schule zu verdrängen und die Kirche oder das betreffende Kronland an seine Stelle zu bringen.

In allen vorgeschrittenen deutschen Teilen des Reiches flammte mächtig der Zorn auf, und in Wien verurteilte am 17. Februar eine große Versammlung angesehener Bürger im Musikvereinssaale unter brausenden Zurufen den Liechtensteinschen Antrag als einen schweren Angriff auf die Lebensinteressen des Vaterlandes.

Aber auch Lienbacher war unter den Gegnern. Dieser Antrag werde, so schrieb er in seinem Blatte, die gewünschte konfessionelle Schule nicht bringen. Man sage gerade heraus, was man erreichen will und lasse die föderalistischen Bestimmungen (Landesgesetzgebung) weg. Diese waren ja auch wohl nur eingefügt, um den Tschechen einige Möglichkeit der Zustimmung zu bieten. Dazu war es zu spät; denn die Jungtschechen hatten sich schon im Herbste abgesondert. Im März lagen dem Parlamente zwei weitere Schulanträge vor, einer von Lienbacher, der nur kirchlich und gar nicht föderalistisch war, und ein jungtschechischer von Herold und sechs Genossen, der nur föderalistische und gar keine kirchlichen Abänderungen der bestehenden Gesetze enthielt.

So stand die Schulsache im Abgeordnetenhause, als am 20. April

der Uditore Montel aus Rom dem Nuntius Galimberti nach Wien meldete, er habe in vertraulicher Weise den Versuch gewagt, vom Grafen Paar für die Kurie Mitteilung darüber zu erhalten, ob man den Antrag Liechtenstein unterstütze, oder ob die k. k. Regierung die Hand bieten wolle zu einer radikalen Reform der in Kraft stehenden unerträglichen Schulgesetzgebung und, wie der Heilige Vater den österreichischen Pilgern gesagt, »d'assurer par de sages lois aux générations croissantes une instruction et éducation vraiment chrétienne«[1]).

Aus der Fragestellung ist ersichtlich, daß der Liechtensteinsche Antrag auch nicht als ausreichend angesehen wurde. Das war auch Lienbachers Meinung.

Spätere Ereignisse werden den Ausgang lehren.

1) Cr. Crispolti e S. Aureli, La Politica di Leone XIII. da Luigi Galimberti a Mariano Rampolla; 8⁰. Roma, 1912, p. 464, Doc. LXVIII.

XXII.

Tromsö. Juli bis September 1885.

Mein in Suez erwachter Wunsch, nach den Strandlinien des Roten Meeres jene des nördlichen Europa zu sehen, konnte erst 16 Jahre später, im Jahre 1885, zur Ausführung gelangen. Mein Freund, Dr. L. Burgerstein, der sich seither durch seine Studien über Schulhygiene ausgezeichnet hat, bot sich an, mich in das nördliche Norwegen zu begleiten. Bald überzeugte ich mich davon, daß die höher liegenden Terrassen des Fjords bis Tromsö weder durch Veränderungen des Landes noch des Meeres gebildet seien, sondern wie in Grönland durch Binnenseen, die der zeitweise Abschluß der Fjords durch Eis entstehen ließ. Sofort folgte der weitere Wunsch, innerhalb des Landes den heutigen Zustand der Wasserscheide kennen zu lernen, über die einstens das große Inlandeis von der baltischen gegen die atlantische Seite der Halbinsel herübergetreten war. Diese Wasserscheide ist zugleich die Reichsgrenze zwischen Norwegen und Schweden. Auf längere Strecken hin bezeichnete sie zur Zeit meiner Reise beiläufig die Zone, in welcher der starke norwegische Bauer vordringt in das Gebiet der nomadisierenden Lappen.

Der vortreffliche Kenner des Landes, Herr Zollbeamter Karl Pettersen in Tromsö, gab uns Weisungen, auf die hin wir zwei südlich von dem russisch-schwedisch-norwegischen Grenzpunkte, zwischen 68 und 69° n. Br. liegende Linien wählten. Die erste führte durch das Dividal zur Wasserscheide im Norden des Sees Alte Vand und die zweite durch Sördal zum großen, jenseits der Wasserscheide liegenden See von Tornea.

Vom Balsfjord aus erreichten wir am dritten Tage Svetstadt, die Ansiedlung des Bärenjägers Martinus, die letzte bewohnte Stelle auf der Linie Dividal.

Wir waren von einem Diener und einem starken Pony als Packpferd begleitet. Martinus war ein strammer, höchstens vierzigjähriger Mann mit struppigem, rotem Haar und einem offenen, herzgewinnenden Benehmen. Obwohl der Besuch ihn höchlichst

überraschte, bot er sich sofort als Führer an. Sein Weib brachte uns Milch und Multebeere; die Kinder öffneten weit ihre Augen. Nach nur kurzem Aufenthalte setzten wir unter seiner Führung die Reise fort. Am Abende langten wir am Frihedsli an, einer leeren Hütte, errichtet als Zuflucht für Jäger oder Verirrte.

Die Hütte lag jenseits des reißenden und eiskalten Flusses Divi, und hier lernten wir das Pferd bewundern. Es ist bekannt, daß man in Norwegen das Pferd nicht schlägt; hier, an der Grenze der Kultur, wird es in noch höherem Grade als ein freundlicher Genosse angesehen. Erst trug es seinen Wärter über den Fluß; dieser sattelte es ab, und dann kam es auf den bloßen Ruf, bis über den Bauch im Wasser, zu wiederholten Malen zurück, um jeden von uns einzeln abzuholen.

Das Frihedsli war ganz wohnlich. Wir fanden Scheiben einer grünlichgrauen, Pappdeckel ähnlichen Masse vor; das ist ein mit Sauerampferkraut bereitetes Brot, das wegen seiner Dauerhaftigkeit an solchen Zufluchtstätten in Vorrat liegt. Martinus brachte aus dem Divi in kürzester Zeit einige große Forellen. Das Feuer knisterte am Herde.

Dieses Gebirgsland ist sehr deutlich gegliedert. Der höchste Teil der Berge ist rauh und felsig und mit Schneeflecken bedeckt. Er grenzt sich scharf gegen einen unteren Teil ab, den meist das große Eis überdeckt und zu Rundhöckern abgeschliffen hat. In diesen abgeschliffenen und stellenweise von Moränen überlagerten Teil hat später der reißende Fluß sein tiefes und von steilen Wänden begleitetes Tal eingerissen. Über diese Wände stürzen von den einzelnen Schneefeldern da und dort Gießbäche herab.

Die Höhen sind ganz kahl; dort oben dulden die Winterstürme keinen Baum; von einer „Fichte auf einsamer Höhe" ist keine Rede. Im Talgrunde gedeiht ein Wald von Birken, dazwischen die Vogelbeere (Sorbus) und da und dort Nadelholz. Das Thermometer sank in der Nacht kaum unter + 7°; am Tage erreichte es zuweilen 20°.

Am 15. August vollführten wir durch Urwald über Moor und die Hochregion den Marsch zur Wasserscheide. Sehr auffallend war eine Reihe junger, schlanker Vogelbeerbäume in so gerader Linie, als wären sie von Menschenhand gepflanzt. Eine riesige

Birke war gefallen; aus ihrem Moder war die Reihe von Bäumchen herangewachsen, gerade so, wie es Hochstetter von vermoderten Tannen in dem Schwarzenbergschen Urwalde in Böhmen beschreibt. Diese tote Birke aber war einst ein heiliger Baum gewesen, denn ringsum lagen in Menge gebleichte Renntiergeweihe, die vor Zeiten nach der Sitte der Lappen mit bunten Bändern an die Zweige gebunden waren. Ich trage noch heute als Spazierstock einen der jungen Vogelbeerbäumchen; der Griff besteht aus einem Stücke der Geweihe. Als ich sie aber entnahm, schien es mir, als lebe in unseren Begleitern Scheu vor diesen Spuren des gefallenen Heidentums.

Ansteigend gelangten wir aus dem Dickicht in lichteren Wald; dann blieb nur die Zwergweide, endlich eine wenige Zoll hohe, am Boden kriechende Birke. Auch das Gras wurde spärlicher; die Schneeflecken häufiger; dann gelangten wir in eine öde Region von Rundhöckern, auf denen mächtige lose Blöcke lagen, als hätte sie gestern das Eis zurückgelassen.

Wir erreichten nun eine Strecke, von der Martinus sagte, der Teufel habe sie gezeichnet. Alle sanfteren Abhänge waren überdeckt mit 2 bis 4 m großen Kränzen von Moos, einigermaßen erinnernd an die Linien unserer Kleeseide. Öfters umfing der Kranz eine Wasserfläche; an einer Stelle waren zehn solcher Kränze übereinander sichtbar. Mein Eindruck war, daß der feine Sand oder Schotter unter der Moosdecke bei Schneeschmelze ins Gleiten gelangt war und die Moosdecke in diesen Hunderten von Kränzen vor sich hergeschoben habe.

Endlich war die Wasserscheide erreicht. Zu unserer Rechten stand der Gebirgsstock Store Jerta, zur Linken Jamna; eine Pforte zwischen beiden bezeichnete die Stelle, an welcher von Osten her das Eis sich einstens durchgedrängt hatte.

Wir umgingen Store Jerta und erreichten die Gegend Tschoalma Vogge. Es war ein ernstes und erhabenes Bild. Alles war öde und still. Blöcke waren ausgestreut. Zwischen einem Labyrinth von niedrigen Moränenzügen lagen Schnee und Wasser. An geschützteren Stellen hafteten Flechten. Selbst die Lappen betreten nur selten diesen von allem Leben verlassenen Ort, dessen Wässer der Oststurm in das Atlantische und der Weststurm in das Baltische Meer treibt.

Durch die Pforte kehrten wir zurück.

Die erste Spur tierischen Lebens war ein überraschender pfeifender Ton, fast jenem eines Singvogels entsprechend. Martinus sagte zu unserem Erstaunen, das sei der Lockruf des Fjäll-Fråß (Felsenkatze). Wir lernten dabei, daß der deutsche Name Vielfraß in der Tat aus der Korruption dieser heimischen Bezeichnung hervorgegangen ist. Später lief uns ein Lemming über den Weg.

Nach fünfzehnstündiger Wanderung waren wir wieder in unserem trauten Frihedsli. Die Nächte waren auf ein kurzes Zwielicht beschränkt und gestatteten so, lange Strecken zurückzulegen. Am folgenden Tage brachten wir Frihedsli in Ordnung, verschlossen es und riefen ihm ein herzliches »farewell« zu. Dann öffnete Martinus die Hütte wieder, spuckte dreimal hinein und verschloß sie von neuem. Das, sagte er, sei gut gegen Feuer und gegen alles Böse.

Auf dem Rückwege, in Svetstadt, ließ er uns noch die zahlreichen Bärenschädel bewundern, die er auf der Außenseite seines Häuschens angebracht hatte, und dann schenkte mir der biedere Mann zum Andenken noch eine Gabel, die zum Spießen der Lachse im Divi in Gebrauch gestanden war.

Unter anderen Umständen vollzog sich die Reise zum See von Tornea.

Unser Freund Pettersen hatte uns ein Empfehlungsschreiben an Herrn Peter Strömsmo, den letzten Großbauer an dieser Strecke, gegeben, und wir konnten vom Malseler Fjorde längs dem Bardotale auf einem der landesüblichen Wägelchen bis an das stattliche Gehöfte gelangen. Es war einstöckig und bildete eine Seite des ausgedehnten Wirtschaftshofes. Die Brücke über den Bardo, über welche wir einfuhren, hatte Herr Peter mit seinem Bruder erbaut. Er selbst war ein untersetzter Mann von 58 Jahren, von ernstem, würdigem Benehmen und äußerlich eher einem Staatsmanne als einem Bauer vergleichbar.

Er hatte einige Zeit am Meere gelebt und sprach ein gebrochenes Englisch. Wir überreichten den Empfehlungsbrief. Er öffnete ihn nicht, sondern führte uns in ein geräumiges ebenerdiges Gelaß, setzte uns dort einen Krug selbstgebrauten Bieres vor und trat ohne uns wieder auf den Hof hinaus. Wir konnten bemerken,

daß er seine Familie und alle Knechte zusammenrief, die Hornbrille aufsetzte und dann erst, vor dem ganzen Hauswesen als Zeugen, den Brief öffnete. Hierauf folgte eine ziemlich bewegte Beratung; dann kehrte er zu uns zurück.

„Ihr wollt zum See, sagte er; die Sache ist anstrengend und schwer auszuführen. Da Ihr deshalb so weit hergekommen seid, soll doch Euer Wunsch erfüllt werden. Ihr seid aber meine Gäste, und ich bin für Euer Wohlsein verantwortlich, folglich muß ich meine Geschäfte liegen lassen und selbst mit Euch die Reise machen.“ Fremde, fügte er hinzu, hätten noch nie von dieser Seite den See besucht.

Sofort wurden Leute auf eine Bergwiese geschickt, um drei gute Pferde zu holen. Das war am Nachmittage. Um 4 Uhr morgens rief uns Herr Peter; drei Karriolwägelchen (Skids) standen bereit und führten uns im Sördal aufwärts bis Sörgaard, dem letzten bewohnten Hause. Hier lebte Lars Johnsen, wie Martinus am Divi ein berufsmäßiger Bärenjäger, mit seinem Sohne, der einem Hünen vergleichbar war an Stärke und schlanker Gestalt. Nach einem kurzen Gruße war auch Lars Johnsen sofort bereit, doch sagte auch er, der Weg sei weit, auch sei erst gestern früh ein Bär bis in die Nähe seines Hauses gekommen. Unsere Pferde wurden ausgespannt und als Reitpferde gesattelt. Der Sohn brachte eine schwere Bärenflinte, einen Hinterlader von großem Kaliber, und nun begann der Marsch.

Voran ging Lars Johnsen, einen Pfad suchend und die Äste niederbrechend, dann kam Herr Peter auf einem Rappen, ich auf einem Isabellschimmel, endlich Burgerstein auf einem Braunen. So oft wir in eine der sonnigen Lichtungen des Urwaldes kamen, staunten wir über die Üppigkeit der Natur in dieser hohen Breite. Adlerfarren drängten sich, und viele bunte Wiesenblumen waren da, die mein Auge von unseren heimischen nicht zu unterscheiden wußte. Über dem Bache schwebten Libellen und über den Blumen Perlmutterfalter. Lars hielt an und zeigte die Fährten eines Bären, der an diesem Morgen das Wasser gekreuzt hatte. Etwa hundert Schritte davon stießen wir im Busche auf die blutigen Reste eines zerrissenen Renntieres. Jetzt kochte das Jägerblut in Herrn Peter auf; er sprang vom Pferde, entriß Johnsen das Ge-

wehr und stieg zu unserer Linken weit durch den Wald hinauf. Aber die Bären haben den norwegischen Ansiedler kennen gelernt und sind feige geworden.

Die Reise ging immerfort im Sördal aufwärts. Das Tal wurde enger; im Hintergrunde meinte man eine weiße Wolke zu sehen; es war der Gischt eines Sturzbaches, der wohl einige hundert Meter tief von einem Schneefelde zerstäubend herabfiel.

Bald war der 150 bis 200 m hohe felsige und steile Abschluß des Tales erreicht. Wir stiegen ab und gingen hinauf; die ledigen Pferde folgten wie Ziegen. Wir langten auf einem alten Gletscherboden an, in den der tiefste Teil der Wasserscheide eingesenkt ist. Eine Rundschau von unbeschreiblicher Pracht eröffnete sich uns, einer jener Blicke in die große, jungfräuliche Natur, die verjüngen, die das Herz öffnen und die Seele erweitern. Zu unseren Füßen lag der ruhige Spiegel der westlichen Hälfte des großen Sees. Die hohen Berge des jenseitigen Ufers spiegelten sich in langer Reihe in dem klaren Wasser. Eine dunkle, horizontale Linie trennte das Spiegelbild von den Bergen selbst, die höher und höher mit der Entfernung sich aufbauten bis zu dem mächtigen, völlig überschneiten Kipnes Gaissa. Das ist das Gebirge zwischen Tornea und Lulea.

Wir ritten hinab zum See. Lars Johnsen hatte vor Jahren hier eine Hütte erbaut. Wir machten Feuer. Mit einer gekrümmten Stecknadel wurden Forellen in Menge gefangen. Vom jenseitigen Ufer des Sees, der hier noch die volle Breite hat, vernahmen wir schwaches Gebell von Hunden. Dann zeigten sich drei weiße Rauchsäulen über dem entfernten Walde. Das waren die Spuren nomadisierender Lappen. Sie liegen mit ihren Renntieren auf den Bergen, während der Norweger die reichen Talgründe bebaut und sie von Jahr zu Jahr zurückdrängt. Sie sind scheu und weichen aus. Was soll auch der kleine krummbeinige Lappe gegen Männer wie Lars Johnsen und seinen Sohn vermögen, die ihm als Riesen erscheinen und mit der Donnerbüchse den Bär in seiner Höhle suchen, oder gegen Herrn Peter, der mit seinen Leuten steinerne Häuser baut, auf hohen Pferden reitet und im Sördal das Gras mit einer englischen Mähmaschine schneidet.

Man erzählte mir später in Tornea, in einem anderen dieser

langen Täler sei einstens auf einer Bergwiese ein junger Lappe erschienen, der diese Wiese als das Eigentum seines Vaters ansah. Als Zeichen seines Anspruches steckte er einen Stock mitten in die Wiese. Der Stock wurde beiseite geworfen. Genau ein Jahr später steckte der Lappe wieder einen Stock an dieselbe Stelle. Man beseitigte ihn abermals. Als im dritten Jahre der Lappe wieder auf der Wiese erschien, fiel aus dem Walde ein Schuß. Der junge Lappe war tot. Wer den Schuß abgefeuert, darum hat niemand gefragt, und niemand hat es erfahren; auf eine weite Strecke hin waren alle Lappen verschwunden.

Es war 5 Uhr nachmittags geworden und wir kehrten heim. Auf der Wasserscheide sahen wir weithin durch den Wald einen etwa acht bis zehn Schritte breiten Streifen ausgehauen. Das ist die Reichsgrenze. Auf dem Hügel Rös ist sie auch durch eine bemooste Steinpyramide bezeichnet. Unweit davon, in einem schütteren, von der Sonne durchleuchteten Birkenwalde, von dem aus der Blick noch weit über die herrliche Wasserfläche schweift, hieß Herr Peter uns halten. Er zeigte uns acht große Gruben, zu vier Paaren geordnet. Das war vor nicht zu langer Zeit der heilige Opferplatz der heidnischen Lappen gewesen. Wer, wandernd, an dieser Stelle einen Gegenstand hinterlegte oder vergrub, konnte sicher sein, daß er nicht von unberufener Hand entfernt werde. Auch jetzt noch schien den Besuchern eine gewisse Weihe über dem Platze zu liegen.

Nächtliche Finsternis gab es nicht.

Um 1/22 Uhr morgens waren wir in Sörgaard; Lars Johnsens Sohn empfing uns mit heißem Kaffee; wir waren 15 Stunden im Sattel gewesen. Nach 4 Uhr erreichten wir Strömsmo. —

Ich schlief sehr lange; Burgerstein hatte verraten, daß der 20. August mein Geburtstag sei, und Herr Peter erwartete mein Erwachen an meinem Bette. Vor ihm stand eine silberne Teekanne, der Stolz der Hausfrau. Nun wurde gratuliert und das Haus besichtigt. In dem großen ebenerdigen Raume war eine Ecke mit einer schrägen Tür verschlossen; darin befand sich ein kleiner Altar. An der Wand stand ein Harmonium für den Kirchensänger, der allwöchentlich mit dem Wagen herübergeholt wurde zu frommem Gesang. Bei einem der Fenster befand sich eine Nähmaschine.

Bei Tische eröffneten sich die Schleusen der Fragen über unsere Heimat, unsere Familie usw. Herr Peter wollte von fremden Völkerschaften hören und wie weit ich denn bereits gekommen sei. Als ich ihm Ägypten und die Pyramiden nannte, sah er mich staunend an; die Pyramiden hatte er schon in der Bilderbibel kennen gelernt. Dann frug er, ob die Leute dort Christen seien. Nachdem ich die Frage verneint hatte, frug er weiter, ob sie ehrlich seien. Ich mußte wahrheitsgetreu antworten, daß ich in Kairo hohe Rechtlichkeit getroffen habe. Von allen Habseligkeiten unserer großen Gesellschaft sei nichts als eine Brille verloren gegangen und die habe man später nachgeschickt.

Herr Peter stockte. Er frug nicht mehr. Als wir dann im Hofe herumgingen, sagte er vertraulich zu mir, alles, was ich erzählt, wolle er gern glauben, aber daß ein Mensch ehrlich sein könne, ohne ein Christ zu sein, das — ich wolle es ihm verzeihen — könne er in seinem ganzen Leben nicht glauben.

So stand ein leichter Schatten zwischen dem prächtigen Manne und mir. Um ihn zu verscheuchen, begann nun ich zu fragen. Sogar auf die Politik kam das Gespräch. „Ich habe, sagte er, vor Jahren den König mit meinem Gefährte mehrere Stunden weit gefahren. Darauf legte der König die Hand auf meine Schulter und sagte: Gut gefahren, Peter. Seit dieser Stunde bin ich des Königs Mann.“ —

Seitdem sind 37 Jahre vergangen. Man hat die Ofotenbahn in die Nähe des großen Sees gelegt. Die Typen, die ich gesehen, dürften seltener werden.

XXIII.

Französisches Schulwesen — Der Dreibund — Bruch der Kurie mit Italien — Kaiser Wilhelm II. in Rom — Katholikentag in Wien — Rektorat Oktober 1888—März 1889 — Erzherzog Rainer — Schluß des Schulstreites März 1890.

Frankreich ist der einzige große katholische Staat, der sich einigermaßen zu einer Vergleichung mit Österreich darbietet. Dort aber verfolgte man die entgegengesetzte Schulpolitik ohne einen Konflikt mit Rom.

Nach der Katastrophe von 1870 wurde, wie bei uns nach 1866, ein großer Teil der Schuld der geringeren Schulbildung der Mannschaft zugeschrieben. Anfangs herrschte der Revanchegedanke; an den Elementarschulen wurden Bataillons scolaires errichtet, und erst später, nach dem Zurückdrängen der royalistischen Elemente, griff man tiefer. Seit 1880 schritt man an die allmähliche Auflösung geistlicher Körperschaften. Am 16. Juni 1881 wurde das staatliche Zeugnis für den Volksschullehrer als obligat erklärt und die lettres d'obédience verschwanden nach und nach. Zugleich wurde die Unentgeltlichkeit des Elementarunterrichtes angeordnet. Am 28. März 1882 wurde der Unterricht vom 6. bis zum vollendeten 13. Lebensjahre als eine allgemeine Verpflichtung erklärt. Zugleich wurde der Religionsunterricht aus dem Schulhause gewiesen; in dem Schulhause wurde ein neutraler Moralunterricht erteilt. Am 30. Oktober 1886 wurde verfügt, daß an öffentlichen Schulen nur Laien unterrichten dürfen.

Von Rom kam keine Verdammung. Frankreich wurde sogar in bezug auf fremde Weltteile noch Jahre danach als die »gardienne de la foi« bezeichnet und genoß insbesondere seit 1887 die höchste Gunst der Kurie, ohne daß das geringste an diesen Verfügungen für die Schule geändert worden wäre.

Um die damaligen geistigen Strömungen zu verstehen, soll der Versuch gewagt werden, die Beweggründe zu diesem auffallenden Gegensatze aufzusuchen.

Im Jahre 1872 oder 1873 besuchte ich das freundliche Städt-

chen Horn, um die Verwaltung des dortigen Gymnasiums vom Piaristenorden zu übernehmen. Dort lebte ein alter, sehr beliebter kaiserlicher Bezirkshauptmann. Aus dem nahen Dorfe Molt kamen einige Bauern, um seinen Rat einzuholen. Man hatte ihnen eine Petition um Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes überschickt; sie verstanden das nicht und frugen, ob sie ihre Unterschrift beisetzen sollten. „Ja, unterschreibt nur, sagte der Bezirkshauptmann, gebt aber deutlich den Namen an, auch die Gemeinde und die Hausnummer." — Wozu die Hausnummer? frugen sie. — „Ja wegen der Einberufung. Wer unterschreibt rückt aus; ihr werdet doch nicht meinen, daß jemand anderer an eurer Stelle ins Feuer geht."

Die guten Leute wußten genug.

Diese kleine Geschichte hat sich seither in den verschiedensten Gestalten wiederholt, und in der langen Reihe von Jahren hat sich herausgestellt, daß es Regierungen und Personen gibt, welche die Wiederherstellung des Temporale für dringend, andere für wünschenswert, noch andere, die sie für gleichgültig oder für nachteilig halten, daß aber keine von allen diesen Regierungen und Personen für diese Sache ins Feuer zu gehen und einen Krieg zu eröffnen bereit ist.

Leo XIII. hat seine ganze Regierungszeit dieser Angelegenheit gewidmet, und wenn er auch stets an der Behauptung festhielt, daß dies eine rein kirchliche Frage sei, führte sie doch die Kurie tief in das Labyrinth der weltlichen Politik.

Unter den Männern, die Leo XIII. zur Seite standen, ist in erster Linie der Abbé und spätere Kardinal Lavigerie zu nennen. Er war, wie aus Collevilles Buch über ihn hervorgeht, in Bayonne 1825 geboren, zeichnete sich in Syrien zur Zeit der Verfolgung der Maroniten aus; wurde in Rom ein Liebling Pius IX., hierauf Bischof von Nancy und 1867 Erzbischof von Algier. Hier eröffnete er einen Krieg gegen den Gouverneur Mac Mahon. Er verlangte mehr Freiheit der Entwicklung für Algerien; während einer Hungersnot sorgte er im großen für die Waisen und suchte er sich auf diese Art den Eingeborenen zu nähern. Durch seine allgemeine Beliebtheit wurde er eine Macht. Aus den Pflegern der Waisen entstand die nach arabischer Sitte gekleidete Körper-

schaft der Pères Blancs. Jetzt unterbreitete er der Propaganda einen Plan für Ausbreitung des Apostolates auf die ganze Sahara von Ägypten bis an das Atlantische Meer.

Das Konzil und der große Krieg von 1870 unterbrachen diese Absicht, aber 1875 gab es schon 300 Pères Blancs und schickte Lavigerie die ersten drei Missionäre in die große Wüste hinaus. Sie wurden von den Touaregs getötet. Um diese Zeit begannen die europäischen Mächte ihre modernen staatsrechtlichen Begriffe von Einflußsphäre und Protektorat auf Afrika auszudehnen. Eine 1876 in Brüssel entstandene Gesellschaft war der Keim von König Leopolds Kongoreich. Unter der Angabe, daß hier Protestanten beteiligt seien, wollte Lavigerie zuvorkommen. Er sandte über Sansibar zwei Abteilungen, zusammen 21 Personen, in das Gebiet der großen Seen. Sie erlagen fast alle dem Fieber oder einem grausamen Märtyrertode. Die kleine Ortschaft Lavigerie-Ville (Kibanga) am Westufer des Sees Tanganjika ist die letzte Spur dieser heroischen aber unglücklichen Unternehmungen.

Im Jahre 1878 starb Pius IX.; unter Leo stieg Lavigeries Einfluß noch höher. In diesem Jahre wurde ihm das Frankreich gehörige Sanktuarium der St. Anna zu Jerusalem anvertraut. Er wendete sich sofort den Schismatikern zu und erkämpfte in Rom gegen den Patriarchen und gegen die Propaganda das Recht, an der hier zu errichtenden apostolischen Schule Melchiten zu erziehen, und sogar ein Verbot der Latinisation der Orientalen. Schon träumte er von der Vereinigung der gesamten schismatischen Kirche. Umfassende Geister verstehen sich leichter; Gambetta verstand den tatkräftigen französischen Prälaten und unterstützte ihn.

„Der Klerikalismus ist der Feind“, hatte Gambetta gesagt, „aber der Antiklerikalismus ist keine Exportware“ hat er später hinzugefügt. In dieser sonderbaren Formel liegt, wie sich bald zeigen wird, ein Teil der Lösung des Rätsels von der Verschiedenheit der Entwicklung der Schule in Frankreich und in Österreich.

Auf der Stätte des alten Karthago stand eine Erinnerungskapelle; hier war Ludwig der Heilige gestorben. Im Jahre 1875 kam Lavigerie hierher, um eine Messe zu lesen. Dann gestattete der Papst, daß der Dienst in diesem französischen Heiligtume den Pères Blancs übergeben werde. Im folgenden Jahre kaufte La-

vigerie die umliegenden Grundstücke. Er erhielt Geld aus Frankreich, der französische Konsul Roustan stand ihm zur Seite. So folgte ein Schritt dem anderen. Vergeblich protestierte der apostolische Vikar für Tunis, M. Suter, ein Italiener. Im Jahre 1881 gab es Streitigkeiten mit der Bevölkerung an der Grenze zwischen Algier und Tunis. Am 31. März nahm Frankreich hieraus den Anlaß zu einer Kriegserklärung. Am 21. Mai stand General Bréart mit seinen Truppen vor Tunis, und der Bei fügte sich in das Protektorat der Franzosen.

Roustan und Lavigerie hatten ihre Aufgabe erfüllt. Das war nur sechs Jahre nach der Messe auf der Stätte von Karthago. So ist Lavigerie Kardinal geworden. So wurde seine Person zu einem festen Bande zwischen Paris und Rom.

Vorgezeichnet war dieser Schritt Frankreichs, wie aus Crispis Memoiren trotz aller Ableugnungen hervorgeht, bereits zur Zeit des Berliner Kongresses, und zwar durch Waddington. Lavigerie war eines der Werkzeuge.

Die Folge dieses Gewaltstreiches war zuerst allgemeine Beunruhigung, hierauf eine wesentliche Verschiebung der politischen Lage. In Tunis hatten sich 25000 Italiener angesiedelt; seit lange waren die Blicke Italiens auf dieses Land gerichtet; jetzt fühlten in Italien Regierung und Volk sich hintergangen, einer Hoffnung beraubt und zugleich in Europa vereinsamt.

Das Ministerium Cairoli fiel; Italien wendete sich dem deutsch-österreichischen Bündnisse zu. Am 27. Oktober 1881 langte König Humbert mit der Königin und den leitenden Ministern zum Besuche des Kaisers Franz Joseph in Wien an. L. Chiala, der diese Phase sehr eingehend geschildert hat, sagt, der Kaiser habe seinen lebhaften Unwillen darüber geäußert, daß der Wiener Erzbischof am Tage vor der Ankunft des Königs die Stadt verlassen habe. Dieser Umstand trug in Italien später wesentlich zur Beruhigung der Gemüter bei, als es der Kurie im März 1882 gelang, den Gegenbesuch des Kaisers in Rom unmöglich zu machen und Mißtrauen gesät werden wollte.

In diesen Tagen beobachtete Fürst Bismarck ein eigenartiges Verhalten. Er sprach geringschätzend von Italien, ließ durch seine Presse auf die Unternehmungslust Gambettas hinweisen und auf

die Notwendigkeit, mit dem Papste zu einem Ausgleiche zu gelangen. Sogar Drohungen kamen vor, und der Unterstaatssekretär Dr. Busch soll in Rom erschienen sein, um dem Papste Fulda als einen Zufluchtsort für den Fall einer Gefahr zu empfehlen. Das größte Hindernis für den Abschluß des Bündnisses mit Italien ist erst viel später durch die Äußerungen italienischer Staatsmänner klargestellt worden. Es handelte sich um die gegenseitige Bürgschaft des Besitzstandes, und Graf Kalnoky betonte, wie schwer es für Österreich-Ungarn sei, diese Bürgschaft auf Rom zu erstrecken. Nach der Rede Rudinis vom 4. Dezember 1891 (Chiala III, S. 330) und der ausdrücklichen Erklärung in Crispis Memoiren muß angenommen werden, daß im Interesse des allgemeinen Friedens und bei den Vorteilen, die sich auch für Österreich-Ungarn ergaben, Kalnoky schließlich einen befriedigenden Ausweg gefunden hat.

Endlich wurde am 20. Mai 1882 der Dreibund geschlossen. Jetzt zeigte sich, daß Bismarck keine anderen Ziele verfolgt hatte, als die Beschleunigung eines Entschlusses von seiten Italiens und zugleich die Aufrechthaltung guter Beziehungen zur päpstlichen Kurie, deren Unterstützung er sich für seine parlamentarischen Angelegenheiten sichern wollte.

Im November wurde Baron Schlözer nach Rom geschickt, um direkte Verhandlungen über eine Revision der Maigesetze einzuleiten.

Um diese Zeit sandte Leo XIII. ein Schreiben an den Präsidenten Grévy, in dem er sich gegen die Verbannung der Religion aus den Schulen, dem Heere und den Wohltätigkeitsanstalten verwahrt. Dieses Schreiben wurde von Grévy mit der Verspätung von einigen Monaten erst im Juni 1883 beantwortet, es enthält die Stelle: „um es Uns möglich zu machen, Unsere väterlich so gemäßigte und Ihrer Nation so nützliche Haltung, selbst auf ihren äußeren Einfluß, welchen die französische Regierung mit Recht, wie sie Uns kürzlich bekannt gegeben hat, bewahren und im Einvernehmen mit dem Apostolischen Stuhle vermehren möchte." Grévy wies in der Antwort auf die widerspenstige Haltung vieler Geistlichen. Die Anspielung auf die äußeren Angelegenheiten dürfte sich möglicherweise auf die Errichtung einer selbständigen Diözese Karthagos beziehen. Keinesfalls hat das Schreiben einen

Erfolg erzielt, denn am 19. Februar 1884 wurde, wie gesagt, das erste dieser Schulgesetze beschlossen. Am 10. Juli konnte Lavigerie, der sich in Rom befand, dennoch die Errichtung der Diözese Karthagos melden.

Nach dem Abschlusse des Dreibundes nahm allmählich die Politik Leos eine bestimmtere Gestalt an. Er gedachte zwei Eisen im Feuer zu halten, das eine galt für den Dreibund; der Vertreter war der Herausgeber des Moniteur de Rôme, Galimberti, später Kardinal und Nuntius in Wien; seine Stützen waren in Rom Baron Schlözer und der bereits genannte Uditore Mgr. de Montel. Man warf ihm vor, daß Deutschland, das stärkste Glied im Dreibunde, protestantisch sei; dafür gab nur diese Richtung nach dem Zwischenfalle von Tunis die Möglichkeit eines Einvernehmens mit dem auch innerhalb der Kurie stark entwickelten italienischen Nationalgefühl. Das zweite war das französische. Diese Richtung verfolgte der Kardinal und nachmalige Staatssekretär Rampolla mit der großen Gruppe der unversöhnlichen Kardinäle, mit Lavigerie und dem französischen Gesandten Graf Lefèvre de Béhaine. Frankreich galt für katholisch, aber nachdem Italien in den Dreibund getreten war, mußte seine, diese, Politik eine Gegnerin Italiens sein.

Vorerst siegte Galimberti. Seine Stellung wurde gefestigt, als Fürst Bismarck dem Papste das Schiedsrichteramt in dem Streite mit Spanien in betreff der Karolineninseln anbot. Dann sollte die mächtige Partei des preußischen Zentrums unter Windthorst veranlaßt werden, für gewisse Veränderungen der Maigesetze, sowie für das Septennat des Heeres zu stimmen. Hier fand Galimberti einen klugen Helfer in dem Bischof von Paderborn, Kopp, späterem Kardinal und Fürstbischof von Breslau.

Diese Verhandlungen dauerten bis zum Jubiläum des Kaisers Wilhelm. Aus diesem Anlasse wurde im März 1887 Galimberti nach Berlin geschickt. Der Sieg über Windthorst gelang unter großem Widerstreben; aber der geheime Auftrag, dem Fürsten Bismarck gegenüber die Frage des Temporale anzuregen, blieb ohne Ergebnis. Bei seiner Rückkehr nach Rom sagten seine Gegner, nicht Galimberti habe gesiegt, sondern Schlözer. Die intransigente Presse und selbst ein Teil der katholischen Presse Deutschlands

überhäuften ihn mit Vorwürfen. Leo wollte sich bei dem Herannahen seines Jubiläums nicht mit der Majorität der Kardinäle in Widerspruch setzen. Nicht Galimberti sondern Rampolla wurde Staatssekretär an Stelle des verstorbenen Jacobini; Galimberti wurde als Nuntius nach Wien geschickt.

Die Folgen sollten sich bald zeigen. Im Konsistorium vom 23. Mai 1887 hatte der Papst warme Worte gesprochen für die Wiederherstellung eines Friedens mit Italien, durch welchen dem H. Stuhle volle und wahre Freiheit geboten würde. Eine Wiederherstellung der weltlichen Macht war wenigstens nicht ausdrücklich verlangt.

Crispolti und Aureli erzählen ausführlich, wie nun der gelehrte Benediktiner von Monte Cassino, P. Tosti, der Herausgeber der Reperten des H. Stuhles, im Einverständnisse mit dem Ministerpräsidenten Crispi einen versöhnenden Schritt wagte. Es war ein lebhafter Wunsch Leos, in den Besitz der Basilika S. Paolo und des Fonds zu ihrer Wiederherstellung zu gelangen. Crispi bereitete ein Dekret vor, durch welches dem P. Tosti pro tempore die Verwaltung des Baues übergeben werden sollte; es fehlte nur die Unterschrift des Königs. Rom füllte sich in Anhoffung eines Friedens mit freudiger Begeisterung.

Schon am 28. und 31. Mai brachten jedoch über Andringen des französischen Gesandten die Blätter eine Richtigstellung der im Konsistorium gesprochenen Worte Leos. Gegen eine von P. Tosti herausgegebene Broschüre sprach im Namen des Kardinalkollegiums Kardinal La Valletta das Mißvergnügen aus, ebenso Kardinal Lavigerie im Namen Frankreichs.

Was man in Frankreich fürchtete, war nicht die Versöhnung, sondern die Versöhnung unter den Auspizien des Dreibundes. Leo, erschreckt durch die Heftigkeit des Widerstandes Lefebvres und Lavigeries, wich zurück. Tosti mußte sich unterwerfen. Am 15. Juni wurde ein Brief Leos an den Staatssekretär Rampolla veröffentlicht, in welchem in strengen Worten der Grundsatz der territorialen Souveränität festgehalten wird. Rampolla erließ ein entsprechendes Rundschreiben an alle Nuntien.

Hiermit vollzog sich der Bruch zwischen dem Papsttum und Italien, und zwar in so schroffer Weise, daß man ernstlich einen

Angriff Frankreichs auf Italien befürchtete. Die einzige Hoffnung Rampollas konnte nur die Abtrennung Österreich-Ungarns vom Dreibunde sein. Man rechnete auf dessen Abneigung gegen Italien und hoffte zugleich es in Berlin als einen unzuverlässigen Freund darstellen zu können [1]).

Unter so gespannten Verhältnissen wurde am 9. August 1887 Galimberti durch Schlözer eingeladen, den Fürsten Bismarck in Kissingen zu besuchen. Rampolla untersagte die Reise. Nach einigen Wochen traf der Fürst mit dem Grafen Kalnoky in Friedrichsruh zusammen, und dorthin wurde hierauf auch Crispi geladen. Er reiste am 17. September von Rom. Der Zweck war die Vorbereitung einer Militärkonvention. Crispi erzählt, er habe dem Fürsten gesagt, daß er durch die Widersprüche des Papstes, den Brief Leo XIII. und jenen Rampollas, sich jeder Höflichkeit, die innerhalb der Grenzen der Garantiegesetze hätte verlangt werden, für enthoben halte.

Auch die Stimmung gegen Österreich führte bei der Kurie zu Klagen. Aus einer späteren Instruktion für den Nuntius Galimberti [2]) ist ersichtlich, daß im November 1887 von der österreichischen Regierung an sämtliche Bischöfe die vertrauliche Weisung erging, jede Demonstration zugunsten der „wahren Unabhängigkeit des Papstes" zu unterdrücken. Das ist wohl so zu verstehen, daß der österreichischen Regierung Demonstrationen für die weltliche Macht des Papstes nicht genehm seien, und die Vermutung liegt nahe, daß Crispi in ähnlicher Weise gegen Demonstrationen der Irredenta vorgehen sollte. Zugleich wird erwähnt, daß die österreichische Regierung in der Schulgesetzgebung keine günstige Stimmung zeige, und am 19. Dezember beklagte sich Rampolla gegen den Uditore Montel über die Gleichgültigkeit, mit welcher die beiden Reden des Kardinals Schlauch und des Abtes Hauswirt über das Verhältnis des H. Stuhles zu Italien in den Delegationen aufgenommen worden waren [3]).

Der Zeitpunkt des päpstlichen Jubiläums ist erreicht. Es fällt mit der Grenze der Jahre 1887 und 1888 zusammen. Viele Prä-

1) Crispolti e Aureli, p. 270.
2) Ebdas. p. 439, Dok. LXXXIV.
3) Ebdas. p. 409, Dok. L.

laten, auch viele aus Österreich, waren in Rom anwesend. Ein unterirdischer Krieg zwischen Rampolla und Galimberti, d. i. zwischen den francofili und den triplicisti, war im Zuge, Kardinal Schönborn aus Prag trat, wahrscheinlich unter einer Verkennung der Sachlage, mit Vorwürfen gegen Galimberti auf, wie es hieß, um Rampollas Stellung zu festigen. Von einer Seite wurde vermutet, die Quelle dieses Auftretens sei eine slawische, von einer anderen vermutete man sie in Rom. Die Sache kam auch vor den Papst. Kopp und Ganglbauer traten dazwischen. Die bekannt gewordenen Berichte lassen nur erkennen, daß der kleine Feldzug nicht zur Steigerung des Ansehens des Kardinals Schönborn beigetragen hat[1]).

Am 9. März starb Kaiser Wilhelm. Das Herkommen verlangte die Absendung eines Vertreters des Papstes; Galimberti wurde, als beliebt in Berlin, gewählt. Merry de Val war sein Begleiter. Galimberti sollte zugleich versuchen, nochmals dem Fürsten Bismarck die Lage in Rom zu schildern. Das geschah. Der Fürst erwiderte, man müsse warten. Das war eine neue Enttäuschung für die triplicisti.

Zugleich traten die Beziehungen Frankreichs zur Kurie noch deutlicher hervor. Gegen das Ende desselben Monates konnte man in den Pariser Blättern eine große Rede Paul Deschanels lesen, in der unter anderem folgendes erzählt wurde. Österreich und Spanien wollten ihre Beiträge für die Verbreitung des Glaubens im Orient unabhängig von Lyon machen. Als sie sich weigerten, diese Beiträge dorthin zu liefern, gestattete ihnen die Propaganda, das Geld nach Rom zu schicken, aber die Propaganda kassierte es hier nicht ein, sondern ließ es dem Zentralsitze der Gesellschaft (nämlich Lyon) zukommen, »de manière que celle-ci, tout en se développant à l'étranger, garde son unité sous la direction supérieure d'un Conseil français«. — Das heißt: Österreich und Spanien meinten, ihre Rechte seien gewahrt, während doch ihre Beiträge wie früher mit der französischen Marke im Oriente anlangten.

Von noch weit größerer Bedeutung war der Versuch, pansla-

1) Crispolti e Aureli, Dok. LXV, LXVI, insbes. p. 455.

wistische Fäden mit Rußland zu spinnen. Wer Österreich-Ungarn aus der Vogelperspektive der Geschichte betrachtet, dem mag es manchmal erscheinen, als würden über unseren östlichen und südlichen Grenzen noch heute einige Spuren von Schatten der alten Kulturgrenze zwischen dem west- und dem oströmischen Reiche schweben, verschoben und verwischt durch die darüber hingeflossenen Jahrhunderte, und dennoch, namentlich seit Peter dem Großen, wieder deutlicher kennbar. Leicht mag es jetzt gewesen sein, in dem stets optimistischen, stets für das Große empfänglichen Leo den alten Traum von der Wiedervereinigung der Kirchen zu erwecken, wie ihn Rom seit lange verfolgt und er auch vor Jahren Lavigerie bei St. Anna in Jerusalem beschäftigt hatte.

Die diplomatische Verbindung mit St. Petersburg war seit längerer Zeit unterbrochen gewesen. Am Jubiläum überreichte der französische Botschafter Lefebvre den Glückwunsch des Zaren. Dann traf für längeren Aufenthalt, doch, wie es scheint, ohne eine offen amtliche Stellung, Iswolsky in Rom ein. In Dalmatien, im westlichen Teile von Russisch-Polen, in der jungtschechischen Presse, an den verschiedensten Orten und in verschiedenen Formen zeigte sich das Bestreben, die altslawische Liturgie einzuführen. Während ein Jahr später der Abgeordnete Bobrzynski bei Besprechung des Antrages Liechtenstein hervorhob, daß die katholische Kirche für Polen eine Schutzwehr gegen Osten bilde, gab es in Rom Personen, die sich dessen bewußt waren, daß durch alle diese Vorgänge die Polen zurückgesetzt würden, die sogar die Polen, namentlich jene in Rußland, für die Zukunft mit »enfants perdus« verglichen, die aber meinten, das größere Ziel, die Vereinigung der Kirchen, könne als Entschuldigung gelten. Es handelte sich aber für Österreich darum, daß die oben erwähnten letzten Spuren einer alten Kulturgrenze nun gänzlich verwischt werden, und so haben auch die leitenden österreichischen Staatsmänner die Sachlage aufgefaßt.

Ein unliebsamer Zwischenfall sollte dies Mißtrauen Leos gegen Deutschland vermehren. Kaiser Wilhelm II. hatte seinen Besuch in Rom angesagt, und er sollte auch den Papst besuchen. Die außerordentlichsten Maßregeln wurden ausgedacht und ausgeführt, um für einige Stunden den Kaiser nicht zugleich als den Gast

des Königs erscheinen zu lassen. Der Papst sollte den ersten Besuch empfangen; dieser sollte nicht minder glanzvoll sein, als jener im Quirinal, aber ohne den Apparat des königlichen Hofes, und man ging so weit, daß für die Auffahrt des Kaisers vor dem Vatikan sogar die Pferde von Berlin herbeigeschafft wurden.

Die Lage Leos XIII. war eine äußerst schwierige. Er glaubte an einen nahe bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich; der Ausgang war unbestimmt, und kein Teil durfte verletzt werden. Trotz der entgegenstehenden Nachrichten ist es schwer, zu glauben, daß er von diesem Besuche mehr erwarten konnte, als einen seiner hohen Stellung würdigen Eindruck auf den Besucher.

Am 11. Oktober war der Kaiser in Begleitung seines Bruders Prinz Heinrich und des Grafen Herbert Bismarck in Rom eingetroffen. Am 12. um $^1/_2$2 Uhr nachmittags trat er mit Leo XIII. in dessen Geheimkammer. Nach kaum einer Viertelstunde erschienen Prinz Heinrich und Graf Herbert im Vorzimmer. Der Prinz wünschte Einlaß zum Papste. Man zögerte. „Ein preußischer Prinz antichambriert nicht," sagte Graf Herbert, der Türsteher verlor die Fassung, und Prinz Heinrich trat ohne Anmeldung ein. Nach kurzem folgte Graf Herbert.

Diese lange vorbereitete, kunstvoll geschmiedete Zusammenkunft war unterbrochen, und der Papst fühlte den Vorgang als eine Beleidigung. Die Stimmung war sehr erregt, doch suchte man in Rom in Furcht vor dem herannahenden Kriege alle Empfindungen zu verhüllen. Es gab Tage, in denen das Verlassen Roms durch die Kurie ernstlich in Erwägung stand.

In Wien trat ein Vorfall ein, der in politischen Kreisen einige Aufmerksamkeit erregte. Das Jubiläum der vierzigjährigen Regierung unseres Kaisers näherte sich. Der zweite Katholikentag sollte abgehalten werden, aber die Bischöfe veranlaßten die Vertagung, vermutlich weil sie im Sinne der geheimen Instruktion vom November 1887 nicht zu Demonstrationen gegen Italien beitragen wollten. Am 25. November fand dagegen eine „Festversammlung aller Freunde der christlichen Sache" im Sophiensaale statt. Der Nuntius Galimberti und der Fürsterzbischof Ganglbauer fehlten. Dr. Carl Lueger hob in einer überaus aggressiven Rede die Lässig-

keit der Kirchenfürsten in Verteidigung der Rechte des Heiligen Stuhles hervor. Man staunte über eine christliche Partei, welche die eigenen Prälaten befehdete und frug sich, wohin das demokratische Programm geraten sei, auf Grund dessen Lueger drei Jahre früher in das Parlament eingetreten war. Im Jahre 1889 wiederholten sich ähnliche Auftritte.

Im Sommer 1889 haben sich in Rom wieder sehr bewegte Tage abgespielt. Die meisten Nachrichten hierüber bringen Crispis Memoiren. Aus Toulon wurden eilige Arbeiten in den Arsenalen gemeldet. Crispi sagt, Lefèvre de Béhaine sei in Paris gewesen und habe die Vollmacht erhalten, zu versprechen, Frankreich werde die Lösung der römischen Frage auf sich nehmen, sobald es durch die Entfernung des Papstes aus dem Vatikan Gelegenheit zum Einschreiten fände.

Das war in den ersten Tagen des Monates Juli. Am 21. Juli wurde der Kardinal Hohenlohe zu Crispi geladen. Der Papst, sagte ihm Crispi, werde gedrängt, den Vatikan zu verlassen. Wenn er in Italien bleibt, werde man ihn respektieren, auch im Falle eines Krieges. Will er abreisen, so werde ihm mit allen Ehren das Geleit gegeben werden, aber er möge bedenken, was er tut. Das möge Hohenlohe dem Papste sagen.

Am selben Tage erbat sich Hohenlohe eine Audienz beim Papste; sie wurde verweigert; Rampolla erklärte sich zu einer Konferenz bereit. Dieser Einladung folgte Hohenlohe nicht, sondern er schrieb einen Brief an Leo XIII., der, von Crispi durchgesehen und gemildert, in die Hand des Papstes kam. Hier wird noch ausdrücklicher gesagt, Italien werde den Krieg nicht beginnen, wenn Frankreich nicht angreift. Wenn aber der Papst abreist, werde er nicht wieder nach Rom zurückkehren.

Inzwischen wird aus zuverlässiger Quelle an Crispi von Berlin gemeldet, daß in Frankreich die Regierung den Krieg nicht wünsche und daß in ihren Kreisen vermutet werde, daß die beunruhigenden Nachrichten von dem monarchisch gesinnten Teile der Boulangisten herrühren, die im Vatikan intrigieren. Bismarck meinte, ein solcher Krieg würde finis Galliae sein. Es sei nicht für möglich zu halten, daß Boulanger zur Macht gelangt; Carnot werde Frieden halten.

Leo war alt geworden; die Macht war gänzlich an den Staatssekretär Rampolla übergegangen, und die Berichte aus Rom zeigen, daß Galimbertis Stellung sehr geschwächt war.

Das ergibt sich insbesondere aus der vom Staatssekretariat am 5. Oktober 1889 dem Nuntius in Wien erteilten Instruktion[1]).

Der Nuntius war in Ungarn gewesen. Bei einer Tafel, die der Bischof von Fünfkirchen, Dulanski, ihm gegeben, stellte ihm der Bischof einen Juden, Namens Engel, vor, dessen Vater auf seinen Gütern auf eigene Kosten eine christliche Kirche erbaut hatte. Galimberti sagte, die christliche Kirche sei keine Feindin der israelitischen, welche die Basis der katholischen Religion gewesen sei; der Mangel jeder positiven Religion sei das Gefährlichste. Beim Abschiede versicherte er noch Engel der Achtung und der Sympathie für dessen Glaubensgenossen.

Die Wiener Blätter, namentlich die Neue Freie Presse, hoben diese Worte lobend hervor; am 5. September sandte Galimberti, der Vorwürfe aus Rom erhalten zu haben scheint, ein erläuterndes Schreiben; jetzt erhielt er vom Staatssekretariat eine formelle Rüge. Es ergebe sich immer mehr, wurde ihm gesagt, die Notwendigkeit, in solchen Fällen die Worte abzuwägen; es wäre klüger gewesen, wenn der Vertreter des Heiligen Stuhles Worte des Lobes unterlassen hätte, da es nur allzu bekannt sei, daß die Sekte der Freimaurer und die jüdische Sekte dermalen zum Schaden der katholischen Kirche aufs engste verbunden seien. Der Nuntius solle nicht unterlassen, den Politikern und bei Gelegenheit auch Sr. Majestät dem Kaiser vor Augen zu führen, daß heute in Rom die freimaurerisch-jüdische Sekte mit der Gunst und der Unterstützung der Regierung tätig sei, die ihr Werkzeug ist.

Einer der weiteren Punkte dieser Instruktion enthält den Auftrag, der Nuntius möge sich bemühen, in Wien ein oder mehrere katholische Blätter zu gründen, die in der Lage wären, der jüdischen oder liberalen Presse entgegenzutreten.

Inwiefern der Nuntius der Weisung nachgekommen ist, Politikern und bei Gelegenheit Sr. Majestät dem Kaiser von dem gefährlichen Treiben der Juden und der Freimaurer zu sprechen, ist

1) Crispolti e Aureli, p. 541, Doc. LXXXV.

nicht bekannt geworden; in betreff der Presse liegt ein Bericht Galimbertis vor[1]). Das Geld sei nicht aufzutreiben; Schönborn habe erklärt, das sei der Tod des „Vaterland"; in Österreich könne man religiöse und politische Fragen nicht trennen. Auch Leo Thun weist den Vorschlag des Nuntius ab. —

Die Universität wählte mich zu ihrem Rektor für 1888/89. Es besteht ein zwar nicht gesetzlich festgestellter, aber mit wenig Ausnahmen eingehaltener Turnus der Fakultäten, und ich war der Rangälteste der naturhistorischen Richtung der philosophischen Fakultät, die nun den Rektor zu stellen hatte. Die Wahl erfolgte einstimmig; auch die Wahlmänner der theologischen Fakultät hatten mir, dem Protestanten, ihre Stimmen zugewendet. Das erfüllte mich mit hoher Freude, denn ich wagte zu schließen, daß mich die parlamentarische Vertretung der staatlichen Rechte und des Fortschrittes in der Schule nicht zu einer Verletzung wahrhaft religiöser Empfindungen veranlaßt hatte.

Der prächtige Neubau der Universität war erst im Jahre 1884 bezogen worden. Indem ich das erste Schriftstück erledigte und das Siegel des Rektors betrachtete, umfaßten mich sofort altehrwürdige Erinnerungen. Dieses Siegel stellt eine Hand vor, die von unten her ein offenes Buch heraufreicht. Die Sorbonne besitzt das umgekehrte Symbol; die Hand reicht das offene Buch aus der Höhe herab. Das konnte kein Zufall sein.

Im XIII. und XIV. Jahrhundert glänzten Philosophie und Theologie in Paris, Jus in Bologna, Medizin in Salern. Als 1365 Rudolf der Stifter die Wiener Universität errichtete, geschah dies unter Widerstreben seines Schwiegervaters Karl, der eine Schädigung der älteren Schwester in Prag befürchtete. Dem Einflusse Karls wird es zugeschrieben, daß der Papst der neuen Universität Wien die theologische Fakultät verweigerte.

Damals, als Latein die Weltsprache war, zog mancher Deutsche an die hohen Schulen Frankreichs und Italiens, und einer von diesen, Albert von Riggendorf, war sogar Vizerektor der Sorbonne. Ihre Stellung zu den mit Avignon in Verbindung stehenden Strei-

---

1) Crispolti e Aureli, Doc. LXXXIX.

tigkeiten veranlaßte mehrere ausgezeichnete Meister, unter ihnen auch Albertus Riggendorf, die Sorbonne zu verlassen und Wien aufzusuchen, wo, wie der Stiftbrief sagt, die neue Universität „nach dem Vorbilde der hohen Schule zu Paris" ins Leben treten sollte. Albertus entwarf nach dieser Weisung die ersten Statuten, der erste Organisator Wiens. Paris war die Mutterschule Wiens, wie Bologna die Mutterschule von Prag. Da nun die theologische Fakultät die Grundlage der Sorbonne war und ihr Siegel das offenbarte Wissen darstellte, vermutete ich, daß für Wien, wo die Gründung auf der Facultas artium beruhte, das umgekehrte Symbol gelten und die induktive Methode bezeichnen sollte, die aus irdischen Beobachtungen ihre Erfahrungen sammelt.

Heute noch bewahren beide Hochschulen in ihrem Siegel diese Überlieferung, und segnen und bewahren sollen wir alle die Völker verbindenden Erinnerungen, und bewundern sollen wir eine Zeit, in der das heutige Ideal der Freiheit unbekannt war, und es dennoch Geister gab, die so frei, so offen und so kühn waren als je und alle ihre Anstrengungen verschmelzen ließen in einer einzigen großen Bewegung, der Renaissance. —

Am 16. Oktober wurde meine Inauguration gefeiert; ich sprach über den Fortschritt des Menschengeschlechtes.

Am 3. November hatte ich die Freude, meinen Sohn Hermann selbst zum Dr. juris promovieren zu können. Am 11. begruben wir unseren ausgezeichneten Kliniker Bamberger. Die schöne Originalbüste Van Swietens, auf Anordnung der Kaiserin Maria Theresia angefertigt, wurde am 17. November der Universität übergeben.

Auf den 2. Dezember fiel das vierzigjährige Regierungsjubiläum unseres Kaisers. Die Universität wollte am Vormittag ein Kaiserdenkmal in ihrem Stiegenhause enthüllen, und den Abend wollte die Studentenschaft durch einen großen Kommers feiern, dem der alljährliche Studentenball folgen sollte. Die Feierlichkeiten mußten auf den 15. verschoben werden, und der Kronprinz Rudolf sollte zu dem Balle geladen werden. Leider war der Hof in tiefer Trauer oder, wie der höfische Ausdruck lautet, „in der Wolle". Ich wurde aufgefordert, in dieser Sache am 12. Dezember bei dem Kronprinzen zu erscheinen.

Aus dem Schweizerhofe, dem Kerne unserer altehrwürdigen

Kaiserburg, führte mich eine kurze Freitreppe in einen Vorraum des Halbstockes, von dem aus ich auf einer ziemlich engen Treppe in das zweite Stockwerk gewiesen wurde. In einem geräumigen Vorzimmer hingen Bilder habsburgscher Monarchen, und zur Linken befand sich das Arbeitszimmer des Kronprinzen. Dort sah ich zu meiner Linken auf einer Staffelei das lebensgroße Bild seiner Gemahlin und vor mir eine schöne Kassette im Stile des Mittelalters, wie ich später hörte, ein Geschenk des böhmischen Adels. Die Fenster öffneten sich auf den äußeren Burgplatz.

Der Kronprinz war heiter angeregt und vielleicht etwas blasser von Gesichtsfarbe, als man es bei jungen Männern zu sehen gewohnt ist.

Das Gespräch kam von meiner Einladung und seinem Bedauern, nicht erscheinen zu können, auf das Fest, von diesem auf die Universität selbst, dann auf des Kronprinzen Ehrendoktorat und seine Schriften, namentlich seine Schilderungen des Pflanzenwuchses und der Tierwelt der Donauauen, auf die Vorliebe der Römer für das Labyrinth von Wasseradern, auf die überhängenden Ranken von wildem Hopfen, auf die Schwierigkeit des Forschers, sich die Herrlichkeit des Gesamtbildes nicht verkümmern zu lassen durch das Studium des einzelnen. Dann wendete sich der Kronprinz der Tagespolitik zu.

Voll der glücklichsten Eindrücke verließ ich den Raum.

Am 15. Dezember fand programmäßig die Feierlichkeit statt. Zeißberg hielt als Ordinarius für österreichische Geschichte die Festrede; die Kaiserstatue wurde enthüllt, und ich hob hervor, wieviel Hochschule und Wissenschaft dem Kaiser Franz Joseph verdanken. Schmerling, Stremayr, Gautsch, Arneth waren anwesend. Den Abend füllte der glänzende, von Studenten veranlaßte Kommers, und alles freute sich auch hier, den greisen Schmerling zu sehen.

Am 20. Dezember wurde Graf Leo Thun begraben. Der Senat hatte die feierliche Beteiligung der Universität beschlossen. Zurückgewiesen von der Privatdozentur, war ich 31 Jahre früher vor ihm gestanden; jetzt folgte ich mit der Rektorkette seinem Sarge. Mit einem Machtspruche hatte er mich damals über alle formellen Schwierigkeiten gehoben, und die Kette sagte mir, daß der Machtspruch gutgeheißen sei.

Die Universität wollte einen Ausschuß bilden, um ein Denkmal für Leo Thun vorzubereiten, aber die Regierung erklärte, sie wolle diese Pflicht auf sich nehmen. In einem Gespräche mit dem Unterrichtsminister v. Gautsch erwähnte ich, daß die Universität einer würdigen Kaiserbüste entbehre. Noch am selben Tage übersandte der Minister die Büste von Zumbusch, welche bisher die Räume des Ministeriums geschmückt hatte, und wohl die schönste, die ich kenne, als ein Geschenk.

Am 30. Januar kam ich etwas zeitiger als sonst in das Abgeordnetenhaus. Sonderbare Gerüchte von irgendeinem großen Unglück schwirrten herum, aber Bestimmteres war nicht zu erfahren. Dann hieß es, dem Erzherzog Rudolf sei etwas zugestoßen. Man sprach von einem Wagenunglück hinter Wiener Neustadt. Dann hieß es plötzlich, er sei tot. Wir drängten zur Türe des Zimmers der Minister. Sie waren anwesend, aber der Kanzleidirektor verwehrte den Eingang. Zufälligerweise befand ich mich an der Spitze. Wenn man uns nicht antwortet, sagte ich, würden wir uns sofort in die Burg begeben und im Namen des ganzen Reiches die Frage stellen.

Die Türe öffnete sich. Der Minister v. Bacquehem schritt schweigend an uns vorüber, aber seine Miene und die horizontal gegen abwärts gerichtete Handfläche sagte uns das Schlimmste.

Unser hoffnungsreicher Thronerbe, unser Rudolf, war nicht mehr unter den Lebenden.

Eine unbeschreibliche Empfindung durchschauerte meinen ganzen Körper, und als ich mich wendete, sank, kaum seiner mächtig, der alte Graf Hohenwart mir schluchzend um den Hals. Sein Haupt ruhte auf meiner Schulter. Das war die alles überwältigende Majestät des Schmerzes, die erdrückend sich über das Haus breitete.

Am 4. Februar erschien ich mit den Dekanen und einer Vertretung aller studentischen Körperschaften vor dem Unterrichtsminister v. Gautsch, um dem Beileide der Universität Ausdruck zu geben. Wohl durfte die Frage ausgesprochen werden, ob jemals im Laufe des halben Jahrtausends der Geschichte dieser Hochschule einem meiner Amtsvorgänger ein ebenso schmerzlicher Auftrag zugefallen sei.

Am folgenden Tage befand ich mich in der Kapuzinerkirche. Graf Andrássy war da. Eine schwere Krankheit prägte sich in seinen Gesichtszügen aus; sie konnte ihn nicht hindern, aus der Ferne nach Wien zu kommen, um dem unauslöschlich jedem Anwesenden eingeprägten tragischen Augenblicke beizuwohnen.

Wer hätte nicht auf das tiefste bewegt werden müssen, als der Kaiser, dem Kapuziner folgend, mit festem Schritte in die Gruft hinabstieg.

Ein Jahr darauf habe ich mit Chlumetzky und Plener in Budapest an dem Begräbnisse Andrássys teilgenommen.

Die alte Sitte des Gelöbnisses der neu Immatrikulierten auf die akademischen Gesetze war außer Übung gekommen, und ich entschloß mich, sie wieder ins Leben zu rufen. Ich frug die theologische Fakultät, ob sie zustimme, daß ich, der Protestant, auch den Studierenden der Theologie dieses Gelöbnis abnehme, und sie stimmte zu. Die Immatrikulierten wurden demnach für den 14. Februar einberufen; nach einer Anrede des Rektors senkte der Pedell das Zepter, ein Vertreter der Studentenschaft legte die Rechte auf das Zepter, das Gelöbnis wurde verlesen und 1300 Stimmen sprachen: „Ich gelobe".

Eine schwere Sorge trat nun an die Universität heran. Ihr botanischer Garten am Rennwege bestand aus zwei Teilen, einem tiefer liegenden, in dem die Warmhäuser lagen und noch von der Zeit des älteren Jacquin her unersetzliche exotische Bäume glücklich eingewurzelt waren und gediehen, und einem höheren, der jedoch Privateigentum des Kaisers und dem botanischen Institute nur zur Benutzung überlassen war. Nun beabsichtigte das Finanzministerium ein großes und mehrstöckiges Gebäude für die Staatsdruckerei am Rennwege zu erbauen, das die Warmhäuser und einen Teil des unteren Gartens in den Schatten legen mußte. Der Vorstand des Gartens, Prof. Kerner, beschwerte sich; eine neuerliche Bitte an den Unterrichtsminister war, wie bei dem damals übermächtigen Einflusse des Finanzministers Dunajewski zu erwarten war, vergeblich.

Meine Pflicht gebot mir, die Interessen der Universität zu ver-

teidigen, und da Ministerien gehen, die Universität aber bleibt, faßte ich den Entschluß, mich unmittelbar an Se. Majestät den Kaiser zu wenden. Die mündliche Anzeige meiner Absicht wurde im Ministerium ungnädig aufgenommen, aber ich dachte, diesen Schritt der Universität schuldig zu sein, zeigte am 19. meinen Plan dem Senate an, sandte sofort ein ergebenes Ansuchen um eine Audienz, unter Darlegung des Gegenstandes, an die kaiserliche Kabinettskanzlei in Budapest und erhielt bereits am nächsten Tage, den 20., den telegraphischen Bescheid, daß die Audienz für den Morgen des 21. anberaumt sei.

Es war ein warmer, sonniger Morgen. Breit strömten die Lichtstrahlen durch die Fenster der Ofener Burg herein. Nachdem ich das Anliegen der Universität vorgebracht, sagte der Kaiser, er sehe die Schwierigkeit; es seien wohl Pläne bei den Akten; er wolle selbst die Sache studieren und gern soweit als nur möglich den Bitten der Universität nachkommen. Dann führte der Kaiser das Gespräch auf die Universität. Ich konnte sagen, daß die Zahl der Studierenden 5000 überschritten habe, daß z. B. 100 amerikanische Mediziner in Wien studieren und mehr als 200 junge Männer aus den südöstlichen Nachbarländern. Der Kaiser erwähnte den kosmopolitischen Charakter der medizinischen Studien und wußte, daß die Räumlichkeiten nicht ausreichend seien. Ich erwähnte, daß große Änderungen auch im Spitalwesen erforderlich seien. Dann kamen die Bibliothek, die Verwaltung, die Quästur zur Sprache, und über die verschiedensten Einzelheiten des Betriebes mußte ich Auskunft erteilen.

Zum Schlusse empfahl ich die Universität dem Wohlwollen des Kaisers. „Seien Sie dessen sicher", war die Antwort.

Das war am sechzehnten Tage nach der Feierlichkeit in der Kapuzinerkirche. Nicht nur die Empfindungen des Dankes erfüllten mich ganz und gar.

Bald nach meiner Rückkehr wurde ich gefragt, ob die Universität den Besitz des oberen Gartens vorziehe oder ein Stück des Praters. Im Einverständnis mit Kerner sprach ich mich für den oberen Garten aus und nach wenigen Wochen schenkte der Kaiser der Universität den ganzen, als Baugrund höchst wertvollen oberen Garten.

Meine Tätigkeit in der Rektoratskanzlei nahm ihren geregelten Fortgang. Im Universitätsgebäude befand sich ein geräumiger Turnsaal, der jedoch von den sich befehdenden studentischen Körperschaften nicht benutzt wurde; auch der allerdings kleine Fechtboden war wegen mannigfacher Übelstände kaum besucht. Auf meine Einladung sandten alle diese Körperschaften Vertreter in das Rektorat zu gemeinsamer Besprechung. Alles war vorbereitet, als ein Zwischenfall meiner Tätigkeit ein Ende bereitete.

Bei der Übernahme des Rektorates hatte ich gehofft, daß in diesem Jahre der Streit über die Volksschule im Parlamente schweigen oder daß wenigstens die Regierung auf ihrem verhängnisvollen Wege keinen weiteren Schritt unternehmen werde. Es sollte anders kommen. Bei der Debatte über das Unterrichtsbudget trat eine der heftigsten Schuldebatten ein. Am 19. März hatte Fürst Alois Liechtenstein für die konfessionelle Schule gesprochen. Weitlof hatte sofort geantwortet. Am 20. hatte der jungtschechische Abgeordnete Ed. Gregr auf die schreckliche Rolle hingewiesen, die Karl Liechtenstein während des 30jährigen Krieges in Böhmen gespielt. Hierauf hatte er dem Fürsten Alois Liechtenstein zugerufen: „Was hat Ihnen das arme Volk getan, daß Sie es stören wollen in seiner geistigen Arbeit und ihm die Waffen aus der Hand schlagen wollen zur Erlangung einer glücklichen Zukunft? Das, Fürst Liechtenstein, ist nicht edel gehandelt, und das ist nicht die Sühne, die Sie für die Verbrechen Ihrer Ahnen dem böhmischen Volke schuldig sind."

Das war der Bruch mit den Alttschechen. Die Worte des Unterrichtsministers ließen erkennen, daß auch die Regierung die Vorlage eines Gesetzes beabsichtige, die doch nach der ganzen Sachlage nichts anderes sein konnte, als eine weitere Entfernung vom Gesetze von 1869. Ich hielt es für meine Pflicht, einem solchen Schritte der Regierung offen entgegenzutreten. Auf der anderen Seite durfte ich die Haltung nicht übersehen, welche die theologische Fakultät bei meiner Wahl und während meines Rektorates meiner Person gegenüber eingenommen hatte. Sie war deshalb Angriffen in der klerikalen Presse ausgesetzt gewesen, und ich durfte nicht die Ursache sein, daß diese sich erneuern.

Am Tage nach der Rede des Unterrichtsministers überreichte

ich demselben einen Brief, der meine Absicht aussprach, das Rektorat niederzulegen. Die erforderlichen Schritte waren bald erledigt. Am 24. genehmigte der Minister meine Resignation; am 30. habe ich, nach vortrefflichen Reden von W. Exner und dem Grafen Wurmbrand, als Generalredner bei dem Titel Volksschulen gesprochen.

Wie tiefgehend damals die Entrüstung über die fortwährende Mißhandlung des Schulgesetzes war, zeigt der Umstand, daß sie sogar in der feierlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften, am 29. Mai, Ausdruck fand. Bei Eröffnung der Sitzung sprach der Kurator, Erzherzog Rainer, zuerst die Worte der Erinnerung an den Erzherzog Rudolf als ein Ehrenmitglied der Akademie. „Und so legen wir, sagte er, einen Palmenzweig der Verehrung und Dankbarkeit auf den Sarg des leider so früh verewigten Prinzen." Er beglückwünschte hierauf den neben ihm sitzenden Kuratorstellvertreter Schmerling zur Vollendung des 60. Dienstjahres und fügte, an die Akademie gewendet, hinzu: „Sie haben, meine Herren, in dem nun abgelaufenen Jahre reiche Früchte Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit gebracht, welche die gebildete Welt mit Dank entgegennehmen wird. Leider muß es gesagt werden, daß ein Kampf gegen Aufklärung und Fortschritt eröffnet wurde, was gerade wir doppelt beklagen, weil wir den Wert des Wissens und der Bildung erkennen. Wir wollen hoffen, daß diese trübe Erscheinung eine vorübergehende sei."

Im Frühjahre 1889 hatte die Aufregung der gebildeten Kreise Wiens gegen den Liechtensteinschen Antrag ihren Höhepunkt erreicht. Im Herbste war im gegnerischen Lager die Sachlage verändert. Das Vordringen der Jungtschechen benahm den Alttschechen alle Neigung, nochmals für die Erhaltung des eisernen Ringes sich zu opfern. Die Polen mochten auch wenig Freude über die Zumutung empfinden, nochmals den Vorwurf des Mißbrauches ihres Grundsatzes der Autonomie über sich ergehen zu lassen. Zudem darf man voraussetzen, daß der nicht lange nach Einbringung des Liechtensteinschen Antrages, am 20. April 1888, an Galimberti abgegangene Bericht Montels wenigstens nach seiner allgemeinen Färbung unseren klerikalen Kreisen bekannt geworden war. Die Fassung, in welcher die Anfrage an den Grafen

Paar erfolgt war, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß man im Vatikan auf eine „radikalere Reform der unerträglichen Schulgesetzgebung" hinsteuerte und sich auch mit dem Liechtensteinschen Antrage nicht zufrieden geben wollte.

Am 25. Februar 1890 fand die erste Sitzung der Schulkommission des Herrenhauses statt. Es handelte sich um die Vorlage des Unterrichtsministers, aber ein veröffentlichter Protokollauszug lehrte, daß die Debatte sofort weit über diese Vorlage hinaus griff. Die Bischöfe und die Mitglieder der Rechten, insbesondere Graf Richard Clam-Martinitz, verlangten sofort die konfessionelle Schule. Da geschah es zum ersten Male nach vielen Jahren, daß ein Unterrichtsminister in der erfreulichsten Weise das Wort zum Schutze der Volksschule ergriff und, wie dieser Bericht sagt, „ihre Wichtigkeit für alle Gebiete des wirtschaftlichen Lebens und der Armee, sowie deren segensreiche Wirkung auf die geistige Entwicklung der Bevölkerung" hervorhob. Freih. v. Gautsch erklärte sich damit als ein Gegner der konfessionellen Schule.

In der folgenden Sitzung, am 12. März, legte der Kardinal Graf Schönborn mit dem Fürstbischof von Seckau, Joh. Zwerger und dem Fürstbischof von Laibach, Jacobus, im Namen des gesamten österreichischen Klerus eine Erklärung vor, die alle Grundsätze einer rein konfessionellen Schule aussprach. Freih. v. Gautsch, im Abgeordnetenhause über seine Haltung gegenüber dieser Erklärung interpelliert, erklärte am 26. April, daß die Regierung nicht die Absicht habe, auf die Erklärung der hohen Kirchenfürsten zu antworten.

Diese Äußerung des Ministers wurde anfangs nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt, bald aber sah man, daß weder der Antrag Liechtenstein, noch der Antrag Lienbacher, noch jener Herolds, noch die Vorlage der Regierung selbst, noch auch die Erklärung der Bischöfe auf die Tagesordnung gelangten, und daß diese Erklärung der Bischöfe überhaupt nur ad salvandam animam erflossen sei. Manche sagten, über Vorschlag des Kardinals Kopp.

Dieses war das Ende des Schulstreites, der durch so viele Jahre das Parlament bewegt hatte. Wohl gab es öfters noch heiße Debatten bei der Beratung des Staatsbudgets, wohl mißbrauchte mancher Landtag seine Autonomie zu weiterer Schädigung

der Volksschule, sei es durch Landesgesetze oder im Wege der Verwaltung, aber es ist weiter keine auf die Volksschule bezügliche Vorlage von Bedeutung mehr im Abgeordnetenhause zur Beratung gelangt.

Die Regierung hatte klug gehandelt. Die angerichteten Schäden sind allerdings auch heute, nach weiteren 22 Jahren, noch nicht gut gemacht.

XXIV.

Das Abgeordnetenhaus — Eine Dampfschiffahrt — Groß-Wien — Frohsdorf — Wahlen — Epiloge — Rücktritt Taaffes — Die Expedition der „Pola“ — Internationale Verbindungen — Die Glarner Schlinge.

1890—1894.

Ein Sprachenerlaß des Justizministers Prazak, der im September 1886 in Wirksamkeit trat, war die Veranlassung zum Ausbruche eines langen und tiefgehenden Streites zwischen Deutschen und Tschechen. Im Prager Landtage ging die tschechische Mehrheit über einen Antrag Pleners auf nationale Abgrenzung der Gerichtsbezirke zur Tagesordnung über, und am 22. Dezember 1886 verließen die Deutschen den Landtagssaal, um ihn durch mehrere Jahre nicht wieder zu betreten. Dr. Schmeykal und E. v. Plener waren ihre Führer in diesem mit der größten Beharrlichkeit geführten Kampfe.

Dr. Dunajewski hatte sich als kräftiger Finanzminister erwiesen, rücksichtslos in der Besteuerung, aber auch in seiner Abneigung gegen die Deutschen. In späteren Jahren, von jenem für 1889 an, gelang es ihm nach langer Zeit, aktive Staatsbudgets vorzulegen. Im Jahre 1886 gab es eine Meinungsverschiedenheit mit der parlamentarischen Kommission für Kontrolle der Staatsschulden, die angesehene Mitglieder des Ausschusses zum Austritte bewog. Graf Hohenwart war zum Präsidenten des obersten Rechnungshofes ernannt, eine Stelle, die, wie später von Plener bemerkt wurde, mit der eines Abgeordneten kaum vereinbar war.

In dem Vorschlage für das neue Übereinkommen mit Ungarn, das im Frühjahre 1886 zur Beratung gelangte, war (ich möchte fast vermuten, durch ein bloßes Übersehen) eine Bestimmung des bestehenden Petroleumgesetzes wieder eingeführt, die den Raffineuren durch Gefällshinterziehung große Vorteile gewährte. Die Hinterziehung erfolgte dadurch, daß an Stelle von natürlichem Rohöl aus Rußland sogenanntes österreichisches Rohöl oder Kunstöl, d. i. raffiniertes Öl, eingeführt wurde, dem durch Beimengungen das

Aussehen von natürlichem Rohöl gegeben wurde. Der Schaden des Ärars wurde für 1885 allein auf 3 bis 4 Millionen Gulden geschätzt. Dagegen wurde beantragt, dem Raffineur eine offene Prämie von einem Gulden in Gold zu gewähren, ihn aber sonst zur vollen Versteuerung des Erzeugnisses zu zwingen.

Diese Lösung lag im Interesse des Ärars, wie der galizischen Rohölproduzenten, abgesehen von der öffentlichen Moral. Die Polen hatten sich in ihrem Klub dafür ausgesprochen, auch hätte Ungarn keine Einwendung erhoben. Aber sie war gegen das Ansehen des mächtigen Ministers, und folglich mußte sie bekämpft werden; Dunajewski drohte mit dem Rücktritte und siegte mit 160 gegen 154 Stimmen. —

Mitten in der Bedrängnis der Deutschen begann der Antisemitismus zersetzend in die deutsche Linke einzutreten. Im Beginn des Jahres 1887 verließen 14 Mitglieder den Klub, da er sich weigerte, einen „Judenpunkt" in seine Statuten aufzunehmen, wie es damals hieß, in Verteidigung der Reinheit der arischen Rasse.

Am 30. Dezember 1888 hatten sich, wie früher gesagt worden ist, die Arbeiter unter Dr. Victor Adlers Leitung eine einheitliche Organisation gegeben. Von diesem Augenblicke an waren sie ein politisch bedeutsames Element im Staate. Plener hatte schon früher die Bildung von Arbeiterkammern beantragt, die eine geringere Zahl von Abgeordneten entsenden sollten. Das wesentliche Ziel war dabei, den Arbeitern grundsätzlich eine politische Stellung zu geben und eine erste Berührung herzustellen. Die Majorität und die Regierung begruben den Antrag im Frühjahre 1889.

Die Jungtschechen gewannen im böhmischen Landtage eine immer größere Zahl von Stimmen; die Deutschen blieben demselben noch immer fern. Der eiserne Ring war gefährdet, und dem Grafen Taaffe schien es die höchste Zeit, einen Ausgleich zwischen den Deutschen und den gemäßigteren Alttschechen zu versuchen. Am 19. Januar 1890 wurden die sogenannten Wiener Punktationen vereinbart. Trotz des heftigsten Widerstandes der Jungtschechen, die man zu den Vorberatungen nicht geladen hatte, gelang es, im Laufe des Jahres das Gesetz über Teilung des Landesschulrates, später jenes über den Landeskulturrat zur Sanktion zu bringen. Schon im Mai waren die Deutschen wieder im Land-

tage erschienen, dem sie seit dem Dezember 1886 ferngeblieben waren.

Für den 23. Mai 1890 hatte der Statthalter von Niederösterreich als Stellvertreter des Ministers des Innern im Vorstande der Donau-Regulierungskommission eine Stromfahrt zur Besichtigung der Arbeiten zwischen Wien und der ungarischen Grenze ausgeschrieben.

Am vorhergehenden Abende hatte ich etwas mehr gearbeitet, als sonst. Der Schlaf verließ mich, auch hatte ich die Stunde der Abfahrt vergessen. Ich verließ schon vor Tagesanbruch das Bett, um die Stadt zu dieser frühen Stunde anzusehen.

Das Pflaster war taufeucht. Die halbnächtigen Gasflammen waren gelöscht, und die anderen beleuchteten in größeren Abständen kärglich die breite Praterstraße. Langsam trottet ein einspänniger Karren daher. Schlafende Marktweiber sitzen darauf. Der Gaul kennt genau den Ort, an dem das Grünzeug abzuladen ist. Dann rasselt schnell ein zweiter Karren vorüber; das sind die Blechgefäße mit Milch. Dann ein schneller Fiaker, entweder ein verspätetes Paar oder der Arzt, der zu einem Kranken eilt. An der Aspernbrücke ein Wachmann, als der erste Fußgeher. Ich wende mich jenseits der Brücke gegen links, um auf einer der Bänke des Gärtchens vor dem Gebäude der Dampfschiffahrtsgesellschaft den Morgen zu erwarten.

Die heutige Kaimauer bestand noch nicht. Von dem Uferrande neigte sich eine gepflasterte Fläche schräg zum Strome hinab, und in ihr lagen die großen Öffnungen der Kloaken.

Die Bank, auf der ich saß, befand sich unweit vom Rande. Nun erkenne ich im Frühnebel auf der schrägen Fläche eine graue Gestalt. Sie konnte nur aus der Kloake hervorgekommen sein. Es war ein Mann, der einen Sack hinter sich herschleppte; er erblickte mich, blieb eine kurze Weile betrachtend stehen, ging dann gerade auf mich los und setzte sich hart neben mich auf dieselbe Bank. Das folgende Gespräch entwickelt sich.

„Guten Morgen."

Guten Morgen. Sie haben schwere Arbeit.

„Ja freilich, wovon soll man denn leben?"

Was haben Sie denn in dem Sack?

„Oh, das ist alles dr . . . ges Papier, aber das wird der Herr nicht glauben, daß sie aus dem Papier und den Fetzen das schönste blühweiße Papier machen, und aus dem solchen Papier machen sie auch die Banknoten und die breiten Hunderter für die Großkopfeten, und wenn wir das Papier und die Fetzen nicht aus dem Kanal holen würden, so hätten die Großkopfeten keine Hunderter und müßten sich plagen wie unsereins.“

Diese Philosophie des Kreislaufes der Stoffe unterhielt mich, und ich wollte das Gespräch weiter führen; er erhob sich aber mit den Worten:

„Nix für ungut, Herr, aber ich hab' gemeint, der Herr will sich was antun.“

Er hatte wirklich geglaubt, ich wolle mich in die Donau stürzen, und darum hatte er sich so knapp neben mich gesetzt. Gern nahm er jetzt einen Obolus für ein Frühstück; dann schleppte er den Sack unter die nahe, wenn ich nicht irre, damals noch hölzerne Radetzkybrücke und verschwand.

Man sagt, die Extreme berühren sich. In der Gesellschaft ist das nur gar selten der Fall. Sie kennen sich gar nicht, und darum fehlt der Maßstab für das gegenseitige Urteil, und darum haben sie nicht gelernt, sich zu achten. —

Der schmucke kleine Dampfer stand vor mir; die Beamten der Kommission trafen nacheinander ein, wenn ich nicht irre, auch meine beiden Kollegen in der Kommission, die Bauräte Stiaßny und Kaiser. Dann kam der Statthalter Graf Kielmannsegg. Es wurde gefrühstückt, aber wir reisten nicht ab; offenbar erwartete der Statthalter noch einen Gast.

Endlich kam ein Herr in niedrigem Hut, mit einem schwarzen Schnurrbarte und bis an die Knie heraufreichenden Stiefeln an das Ufer heran. Es war wahrhaftig der Graf Taaffe. Er wolle, sagte er, nicht nur dem Namen nach der Präsident der Donau-Regulierungskommission sein, sondern auch einmal etwas davon sehen. Hinter mir sagte später jemand, es handle sich darum, irgendeinem Besuche in Wien auszuweichen. Wie dem auch sein mag, nachdem ich die Politik Taaffes stets, und in einzelnen Fällen recht heftig, bekämpft hatte, sollte ich jetzt den ganzen Tag

auf dem kleinen Schiffe an seiner Seite zubringen. Der Minister-präsident war aber nicht nur ein artiger, sondern auch ein sehr jovialer Herr, und so ließ sich der Verkehr in den lebendigsten Formen an.

Bald ergab sich Gelegenheit zu einem Zwiegespräch zwischen dem Grafen Kielmannsegg und mir. Es betraf die Einverleibung der Wiener Vororte.

Der Gegenstand war zu wiederholten Malen in öffentlichen Körperschaften besprochen worden. Bei der Eröffnung des Parkes in Heiligenstadt, am 30. Oktober 1888, hatte sich der Kaiser über die Ausführung günstig geäußert; dann ruhte sie wieder. Ein Jahr darauf, im Oktober 1889, wurde Graf Kielmannsegg zum Statthalter ernannt. Jetzt erinnerte er mich daran, daß wir uns im Laufe des Winters bei einem Frühstück im Plener-schen Hause getroffen und er sich damals sehr für den Gegenstand erwärmt hatte.

Das war eine schwierige, von der Tagespolitik einigermaßen, wenn auch nicht ganz, abseits stehende Aufgabe, wie geschaffen für seine arbeitsfreudige Persönlichkeit. Die Frage, ob Gemeinden gegen ihren Willen anderen Gemeinden einverleibt werden könnten, war im Gesetze keineswegs klar ausgesprochen. Die Einführung des Ausdruckes „Ortschaft" öffnete verschiedenen Auslegungen die Tür. Es schien, daß Inkorporierung nur im Falle des Unvermögens, folglich nur fallweise, tunlich sei. Das war unausführbar, denn administrativ unmögliche autonome Enklaven wären entstanden. Nur eine einzige, umfassende gesetzliche Verfügung war möglich. In diesem Sinne arbeitete Kielmannsegg zuerst ein neues Verzehrungs-Steuergesetz aus, in dem die Zahl der zu versteuernden Artikel wesentlich vermindert und eine das ganze in Aussicht genommene Gebiet umfassende Grenze für den Oktroi entworfen wurde. Diese Grenze hielt sich an gegebene Linien, wie die Donau, die Wasserscheide des Kahlengebirges und lange Eisenbahndämme. Für dieses Gesetz war kürzlich, am 10. Mai 1890, die kaiserliche Sanktion erlangt worden, doch sollte es erst 1 Jahr nach jenem Zeitpunkte wirksam werden, mit welchem die Regelung der Gemeindezuschläge zur Verzehrungssteuer festgestellt wäre.

Nicht weniger als 30 Ortschaften sollten nämlich ganz in den neuen Oktroi einbezogen werden, und weitere 18 Katastralgemeinden wurden von der neuen Grenze durchschnitten. Die Stadt Wien hob 1 700 000 fl. an Zuschlag zum staatlichen Oktroi ein. Mit der Erweiterung der Grenze hätten alle umschlossenen Gemeinden und Gemeindeteile dasselbe Recht auf einen Zuschlag erlangt, und jeder Schlüssel zur Aufteilung fehlte.

Schon aus diesem Grunde war völlige und einheitliche Inkorporierung nicht zu vermeiden. Dabei kam jedoch in Betracht, daß jede der 30 selbständigen Ortschaften bisher ihr Vermögen selbständig verwaltet hatte, daß die eine wohlhabend, die andere verschuldet, die eine gut gepflegt, die andere vernachlässigt war usw. Ein Teil hatte einen länger laufenden Vertrag mit der englischen Gasgesellschaft geschlossen. Quellwasser wollten sie alle haben. Der Bau einer Stadtbahn war unter den gegebenen Verhältnissen eine Unmöglichkeit. Tausende von Armen, die sich außerhalb der bisherigen Verzehrungssteuerlinie geflüchtet hatten, sollte Wien übernehmen usw.

Dazu kam, daß diese tiefgreifende Umwälzung vieler Verhältnisse nicht im Interesse der liberalen Bürgerschaft als politischer Partei lag. Erst vor kurzem, am 8. April, hatten ihre Gegner in einigen westlichen Vororten einen großen Krawall angerichtet, und man sah ganz deutlich herannahen, was ich damals die „Reaktion von unten" genannt habe.

Über alle diese Schwierigkeiten mußte aber hinausgegangen werden im Interesse des Aufblühens der Stadt und der Schaffung eines bedeutenden Schwerpunktes für dieses vielgestaltige und vielgespaltene Reich.

Wir beschlossen, die Anwesenheit des Grafen Taaffe zu benutzen, um die Sache mit ihm durchzusprechen.

Taaffe fürchtete die Schwierigkeiten. Er habe bei Erb (Sektionschef) den Akt auf einem besonderen Sessel liegen gesehen, und der sei wohl drei Schuh hoch. Das habe ihn erschreckt. Er bewundere Kielmannsegg. Er sprach von der großen Seelenzahl und der geringen Steuerkraft der Vororte. Große Forderungen an die alten Bezirke würden kommen. Ich meinte, der Gegensatz von Seelenzahl und Vermögen werde mit den Jahren steigen und

die Verbindung noch mehr erschweren. Das Gespräch setzte sich mit vielen Unterbrechungen bis in den Abend fort. Immer wieder kam er auf mich zu, bald diesen und bald jenen Punkt der städtischen Verwaltung berührend, und nachdem ich durch so lange Zeit ein Mitglied des Gemeinderates gewesen war, konnte ich Bescheid geben.

Vor dem Abschiede gab er dem Statthalter die Zustimmung zur weiteren Verfolgung der Sache, und ich erhielt wohl das größte Lob, dessen Graf Taaffe mir gegenüber fähig war; er sagte nämlich: „Mir scheint, Sie sind gar kein Professor."

Das war am 23. Mai. Am 4. Juni übersandte ich der Neuen Freien Presse einen sachlichen Artikel über die Vereinigung der Vororte. Er erschien am 5.

Am 7. Juni wurden die Delegationen in Budapest eröffnet. Der Kaiser kam auf mich zu und sagte, er habe den Artikel mit Interesse gelesen. Es werde Schwierigkeiten geben, aber die Sache sei unausweichlich.

Nun war sie ins rechte Geleis gerückt.

Graf Kielmannsegg nahm die Sache in die Hand; Bürgermeister Prix und die Wiener unterstützten ihn; aus den Vororten leisteten der Bürgermeister von Fünfhaus, Dr. Friedrich, und der Vizebürgermeister von Oberdöbling, Dr. Reisch, die besten Dienste als Vermittler, und schon am 1. Juli 1890, nach nicht viel mehr als einem Monate, lag der einstimmige Beschluß für administrative Vereinigung von seiten der Delegierten aller Beteiligten vor. Am 23. Juli war auch bereits eine allgemeine Einigung über die künftige Organisation erzielt. Nun ging die Vorlage an den Wiener Gemeinderat, und da ich nicht mehr Mitglied desselben war, erwuchsen mir einige freie Wochen, während welcher ich teilnehmen konnte an der Organisation der ausgedehnten wissenschaftlichen Forschungen im östlichen Mittelmeere, von denen noch gesprochen werden soll.

Nach einem überaus heftigen, aber erfolglosen Widerstande Dr. Luegers und seiner Freunde kam die Vorlage an den Landesausschuß und endlich an den Landtag. Nicht die Vereinigung, sagte Lueger, wolle er bekämpfen, aber die Ergebnisse der Enquete in den Vororten. Nicht der Wille des Kaisers dürfe maßgebend

sein, sondern der Wille des Volkes. Die Gemeinde Wien solle sterben zugunsten der Engländer (der Besitzer der Gaswerke). Der Gemeinderat solle der Bediente des Stadtrates sein. Kielmannsegg vertrat kräftig seine Vorlage und beschwerte sich über die Kampfesweise, namentlich über die Verbreiter falscher Gerüchte. Die Steuern der Vororte, hieß es, sollten erhöht werden, die Beamten sollten das passive Wahlrecht verlieren. Das ganze Unternehmen wurde bald als zugunsten einer großen Grundspekulation unternommen dargestellt und bald zum Zwecke der Befestigung Wiens. Prix, Richter und Borschke unterstützten den Statthalter. Die Debatte zog sich durch den ganzen November hin, und erst im Dezember fand sie ihren Abschluß durch die Annahme der Vorlage.

Am 20. Dezember 1890 erhielt das neue Gemeindestatut die kaiserliche Sanktion.

Von diesem Tage an überstieg die Bevölkerungszahl Wiens eine Million.

Ein großes Fest wurde aus diesem Anlasse im Musikvereinssaale für den 6. Januar 1891 vorbereitet. Die Regierung sollte eingeladen werden, aber viele Stimmen erhoben sich gegen die Einladung des Finanzministers Dunajewski, der eine den Deutschen äußerst feindselige Stellung einnahm. Viele Abgeordnete lehnten für den Fall seiner Gegenwart ihr Erscheinen ab. Dunajewski wurde nicht geladen. Die Folge davon war die Absage des Grafen Taaffe; auch der um die Sache so verdiente Graf Kielmannsegg fehlte. So vollzog sich das glänzende und bedeutungsvolle Fest ohne die Gegenwart der Regierung. Unter grenzenlosem Jubel brachte der greise Schmerling dem erneuten Wien seinen Willkommgruß. Es war das letztemal, daß er in einer öffentlichen Versammlung das Wort ergriff.

Nun kam die Aufgabe der administrativen Durchführung. So wie der Statthalter in der Ordnung der Verzehrungssteuer im Rate Benda eine wesentliche Unterstützung gefunden hatte, so führte in allen rein kommunalen Angelegenheiten, insbesondere in der Ordnung der Vermögensverhältnisse der einzelnen Teile, der Vizebürgermeister Dr. Borschke mit Aufopferung die Arbeiten. Ich sage mit Aufopferung, denn seine Anstrengung war eine so bedeutende, daß er kurz vor dem Abschlusse einer Gehirnkrankheit

erlag. So bescheidenen Männern blüht selten die schuldige Anerkennung; darum sei ihm wenigstens hier ein Wort des Dankes gewidmet. —

Am 26. April 1890 hatte die Erklärung des Freih. v. Gautsch auf Jahre hinaus den Schulstreit beiseite geschoben. Bald darauf, am 4. Mai, wanderte ich mit dem Professor Schrötter durch das liebliche Pittental herab. Ich begleitete ihn auf einem seiner Versuche, einen für die Anlage einer Heilstätte für Lungenkranke günstigen Ort zu finden. Bekanntlich hat er sich nicht lange darauf durch die Begründung einer solchen Anstalt in Alland ein großes Verdienst erworben.

Als wir bei dem Schlosse Frohsdorf vorbeigingen, bemerkten wir vor einem Nebentore zwei junge Männer. Der eine kam grüßend auf mich zu; er hatte einst meine Söhne unterrichtet; der andere, jüngere, war der Prinz Jaime von Bourbon, der hier deutsch lernte und für den Eintritt in die Neustädter Militärakademie vorbereitet wurde. Wir wurden eingeladen, das Schloß zu besichtigen.

Wie ganz anders erschien mir aber Frohsdorf, als bei meinem ersten Besuche im Jahre 1854.

Alles war verödet, und das Schloß selbst glich einem großen, großen Sarge. Dieser Eindruck erhöhte sich, als wir das Sterbezimmer Henris betraten. Hier stand in weißem Leinenüberzuge das Bett, in dem er am 24. August 1883 verschieden war, und zur Rechten des Bettes ein Tisch mit einem Kruzifix und zwei Wachskerzen. Ein fremdartiger, einem Lichtschirm ähnlicher Gegenstand befand sich vor den Wachskerzen. Es war ein Rahmen, zu beiden Seiten Glasscheiben haltend, und innerhalb dieser sah man auf jeder Seite vergilbte Papiere. Prinz Jaime gestattete mir, die Entzifferung zu versuchen, aber die Beleuchtung war recht ungünstig. Ich hatte nur wenige Minuten zur Verfügung und konnte nur das Folgende erkennen.

Auf einer Seite befand sich ein Schreiben des Herzogs von Montmorency, in welchem dieser anzeigt, daß er sich mit seiner Truppenmacht dem königlichen Lager nähert, um sich dem Könige zur Verfügung zu stellen. Auf der anderen Seite waren zwei Schreiben; das erste ist eine sehr gnädige Antwort mit der Unter-

schrift Henri, und das zweite, von Sully gezeichnet, meldet die Verleihung irgendeiner sehr hohen Auszeichnung an Montmorency (die Ernennung zum Connétable?).

Eine Reliquie aus glanzvoller Geschichte an diesem stillen Bette. —

Der Revolution von 1848 war in Paris ein längeres Schwanken aller öffentlichen Verhältnisse gefolgt. In dieser Zeit, im August 1850, ging von Wiesbaden ein Rundschreiben aus, das, wenn auch nicht vom Grafen von Chambord gezeichnet, doch ohne Zweifel von ihm herrührte. Es ließ erraten, daß der Graf in Frohsdorf schon zu jener Zeit unter den Einfluß eines engeren Kreises von Personen, wie des Herzogs von Levis, des Herzogs des Cars und anderen geraten war, die, weltfremd und selbstbewußt, den Zauber nicht kannten oder nicht kennen wollten, den damals noch der Name Napoleon auf Frankreich ausübte. Erfahrenere Freunde, wie Berryer und Falloux, waren bemüht, die Fehler dieses Rundschreibens zu glätten; man debattierte, aber bald durchschnitt der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 alle diese Träume[1]).

Zwanzig Jahre später erwachten sie wieder. Im Sommer 1871 hatte Frankreich, unter den schrecklichen Eindrücken des Krieges und der Kommune, ein konservatives Parlament gewählt, und man verlangte eine feste Regierung. Vorläufig führte Herr Thiers mit viel Mut und viel Klugheit das Regiment. Bald erlangten die Royalisten die Führung. Der Graf von Chambord kam nach Frankreich; der Graf von Paris, als Haupt der Familie Orléans, zeigte an, daß er bereit sei, vor dem Haupte des Hauses Bourbon zu erscheinen. Chambord ersuchte den Besuch zu verschieben, bis er sich über gewisse reservierte Fragen ausgesprochen habe und Frankreich seine ganze Denkweise kenne.

Diese unerwartete Antwort war von Blois, 2. Juli 1872, datiert. Der Graf von Chambord kam für einen Tag nach Paris; man hörte von einem Manifeste, das er vorbereite; der Zwiespalt zwischen den beiden Familien trat wieder zutage. Die Einflüsse von 1850 lebten wieder auf. Die Royalisten sandten sofort einige

1) Ich folge Falloux, Mémoires d'un Royaliste, II.

angesehene Mitglieder von Versailles nach dem Schlosse Chambord, um zu erklären, daß ein solches Manifest und das Wiederaufleben der alten Frage der weißen Flagge der Bourbons gegen die dreifarbige, die Frankreich bedeutet, jede monarchische Restauration unmöglich mache. Alle Anstrengungen waren vergeblich. Das Manifest erschien am 6. Juli. Die letzten Worte lauten: „Heinrich V. kann das Banner Heinrich IV. nicht verlassen."

Da waren die beiden Heinriche wieder, wie sie an dem weißen Bette in Frohsdorf sich gezeigt hatten.

Henri wollte sich keinerlei Bedingungen unterwerfen. Er verzichtete auch durchaus nicht auf sein Anrecht auf den Thron; das sagte er ausdrücklich in einem zweiten Manifest vom 25. Januar 1873, und dadurch stellte er sich den Orléans in den Weg.

Im Jahre 1854 hatte mein flüchtiger Besuch in Frohsdorf mir eine Versinnlichung jener verfeinerten Artigkeit gegeben, die eine Überlieferung dieser Kreise ist. Jetzt konnte man lernen, wieviel Bitterkeit in höfliche Worte gelegt werden kann. Im Februar 1873 schreibt der Graf von Chambord, „ihn habe es nicht weniger erfreut als die wahren Freunde des Landes, daß die Prinzen, seine Vetter, am 21. Januar in der Chapelle expiatoire erschienen seien; denn, öffentlich betend in diesem dem Andenken des Märtyrer-Königes gewidmeten Heiligtume, mußten sie in seiner ganzen Fülle dem Einflusse eines Ortes unterlegen sein, der so geeignet ist für große Belehrungen und für edelmütige Regungen".

Das war eine Erinnerung an Philipp Egalités Votum für den Königsmord. Damit war der letzte Faden abgeschnitten, der zu den Orléans führen konnte.

Chambord schrieb, die weiße Flagge habe an seiner Wiege geweht, er wünsche, daß sie, ein ihm anvertrautes Heiligtum, auch sein Grab überschatte.

Endlich verzweifelten sein treuesten Freunde in Paris, und sie boten die oberste Leitung von Frankreich (la lieutenance générale) dem Prinzen von Joinville an. Joinville erklärte, ein solches Amt nur von der Nationalversammlung und dem Grafen von Chambord annehmen zu können. Dann kam Chambord insgeheim nach Paris und ersuchte um eine vertrauliche Besprechung mit dem Präsidenten der Republik, dem Marschall Mac Mahon. Dieser

lehnte im Hinblicke auf seine amtliche Stellung ab. Hierauf soll er noch unerkannt einer militärischen Parade beigewohnt haben. Dann kehrte er nach Frohsdorf zurück.

Neun Jahre später ist er dort verschieden. Bis zu diesem Augenblicke wird ihn das Bewußtsein begleitet haben, daß er, der letzte Sprosse der Hauptlinie des großen Geschlechtes der Bourbons, selbst unter den größten Versuchungen und unter den schwersten Vorwürfen treu geblieben ist der Haltung, die ihm seine persönliche Ansicht von Ehre und Legitimität vorschrieb.

Man beugt sich gern vor so viel Charakterfestigkeit, aber nach allem was von dem Charakter seines Vorbildes, Heinrich des IV., bekannt ist, bleibt die Frage gestattet, ob nicht gerade dieser den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätte.

Während der Beratungen des Statutes von Groß-Wien zeigte sich deutlicher als bisher der bevorstehende Umschwung der Dinge.

Wie früher erzählt worden ist, war im Bezirke Margarethen im Jahre 1885 der Führer der Demokraten, Steudel, von dem damals noch viel demokratischeren Dr. Lueger bei den Wahlen für den Reichsrat besiegt worden. Jetzt kamen Wahlen in den Landtag, und Steudel fühlte sich auch für diesen bisherigen Sitz nicht sicher. Er ersuchte mich, am 1. Oktober in seinem Wahlbezirke zu sprechen. An meiner Seite erschien, bezeichnend für die Sachlage, Dr. Kronawetter. Der Vorstand des demokratischen Vereines, Dotzauer, der mit diesem Vereine im Jahre 1885 für Lueger eingetreten war, erklärte jetzt, sie hätten gelernt, wie Luegers demokratische Gesinnung beschaffen sei, und wollten zu Steudel zurückkehren.

Es war zu spät.

Zwischen 1885 und 1900 lagen die „etwas geheimnisvollen" nächtlichen Zusammenkünfte im Hause des Baron Vogelsang und in der Villa der Gräfin Zichy-Metternich in der Gloriettgasse (Hietzing). Stauracz, der Lobredner Luegers, erzählt davon, und wie damals Lueger beim Austritte aus der Villa Zichy den Geistlichen sagte, sie möchten links, die Laien aber rechts gehen [1]). Dazwischen lag auch Luegers Übertritt zum Antisemitismus in

1) Franz Stauracz, Dr. Karl Lueger; 8⁰. Wien u. Leipzig, 1907. S. 132 u. folg.

der Versammlung im Dreherſaale vom September 1887, — mit einem Worte das Spinnen der Fäden, die den hohen Adel, die Pfarrgeiſtlichkeit und den Kleinbürger zur Bildung der chriſtlich-ſozialen Partei verbinden ſollten.

In Margarethen wurden Kronawetter und ich mit Beifall überſchüttet, aber Lueger wurde gewählt.

In meinem Bezirke, der Leopoldſtadt, waren zwei Mandate zu vergeben; Hr. Gerhardus und ich wurden mit großen Majoritäten gegen Schneider und ſeinen Genoſſen gewählt. Die Szenen vor meinen Fenſtern waren dieſelben wie 1885. —

Eine Wendung in der inneren Politik bereitete ſich vor. Der Wiedereintritt der Deutſchen in den böhmiſchen Landtag war eine ſchwerwiegende Tatſache. Die Tſchechen wurden durch den zunehmenden Einfluß der Jungtſchechen eine unzuverläſſige Stütze. Graf Taaffe ſuchte ſich den Deutſchen zu nähern. Ihr entſchiedenſter Gegner, der Finanzminiſter Dunajewski, wurde am 2. Februar 1891 entlaſſen, nur wenige Wochen nach dem Feſte für Groß-Wien, zu dem er nicht geladen worden war.

Dunajewski war ein harter, aber ein bedeutender Mann. Er haßte ſeine Gegner; er fand viele Diener; ich weiß nicht, ob er einen Freund gefunden hat. Er war Profeſſor der Nationalökonomie in Krakau geweſen. Als Finanzminiſter war ſein Ziel die Herſtellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte. Das erreichte er, und das ſicherte ihm eine ſehr ſtarke Stellung. Er wollte von einem Wechſel der Währung nichts wiſſen. Er wollte keine neuen Staatsmonopole, und er war ein Gegner der großen Städte. Vielleicht ahnte er bereits die Entvölkerung des flachen Landes, unter der heute Europa leidet. Was ihm fehlte, war eine unbefangene Beurteilung der Stellung der Deutſchen in Öſterreich.

Graf Taaffe war krank und müde. Dunajewskis Nachfolger, Steinbach, war ein Mann voll anregender Gedanken. Zwei Hauptpunkte hatte er in ſein Programm aufgenommen, nämlich die Aufnahme der Barzahlungen auf Grund der Goldwährung und die tunlichſte Erweiterung des Wahlrechtes. Steinbach hatte viel Verſtändnis für ſoziale Fragen, und er ſcheint Taaffe durch die Hoffnung auf die Herbeiziehung national weniger kampfluſtiger oder kosmopolitiſch geſinnter Elemente gewonnen zu haben.

Zugleich mit dem Ministerwechsel wurde das Abgeordnetenhaus aufgelöst und wurden Neuwahlen ausgeschrieben. In den Monaten Januar und Februar 1891 entwickelte sich hierauf neuerdings in Wien ein Wahlkampf, der durch den Terrorismus, den die christlich-soziale Partei ausübte, und durch die angewandten Kampfmittel alles Erlebte weit übertraf. Fälschungen von Eintrittskarten und die Sprengung von Versammlungen durch kleine Gruppen bestellter Störenfriede waren oftmalige Vorkommnisse. Auch meinem Bruder, bis dahin Abgeordneter von Fünfhaus, bot man 20 Männer für 1½ fl. und Freibier pro Abend an, um irgend beliebige Versammlungen zu stören oder zu sprengen, aber ihm widerstrebte diese Kampfesmethode. Überhaupt zogen sich viele unserer besten Kräfte der Liberalen, vor einer solchen Verwilderung der Sitten zurück. Ihre Gegner gewannen viele Mandate in Wien, zumeist allerdings nur mit geringer Mehrheit der Stimmenzahl. Eine Hauptursache war die Abtrennung eines Teiles der Deutsch-nationalen, daneben auch der Umstand, daß die Regierung die Notlage der Staatsbeamten anerkannt, sich aber nicht zu den großen Auslagen entschlossen hatte, die eine Verbesserung erfordert hätte. Die Christlich-sozialen gebärdeten sich nun als ihre Vertreter.

Ich selbst wurde zwar mit den unglaublichsten Schmäh- und Drohbriefen überschüttet, jedoch mit 3420 gegen 2196 Stimmen gewählt.

Immerhin blieb die deutschliberale Partei mit 109 Mitgliedern wie früher die stärkste im Hause, und sie durfte in rein nationalen Fragen auf weitere Stimmen der abgesplitterten deutschen Gruppen rechnen. Sie näherte sich dem Grafen Taaffe so weit, daß sie am 8. Juni 1891 für den Dispositionsfonds stimmte, und in den letzten Tagen von 1891 wurde ihr Mitglied Graf Kuenburg in das Ministerium berufen.

Nur zu bald änderte sich die Sachlage. Der tschechische Großgrundbesitz verweigerte unter dem Drucke der jungtschechischen Bewegung die Fortsetzung der Verhandlungen des Ausgleiches im Prager Landtag, und am 1. April 1892 wurden sie vertagt. Das war ein schwerer Schlag für den Grafen Taaffe.

Während dieses Jahres 1892 brachte Steinbach die Valuta-

vorlagen ein und wurde viel Zeit ihrer Beratung gewidmet. Im selben wie im vorhergehenden Jahre ereigneten sich in der Wiener Ratsstube für Wien bedeutsame Vorfälle. Über beide gedenke ich an abgesonderter Stelle zu berichten.

Mitten zwischen diesen Vorkommnissen starb am 25. Juni 1892 Eduard Herbst. Seine deutschböhmischen Wähler hatten sich zu den Radikalen gewendet und sich von ihm getrennt. Wien wählte ihn mit Freuden, aber er, dem das Reich nach 1866 so viel verdankte, dem insbesondere die Deutschböhmen so tief verpflichtet waren, fand sich nicht mehr in die neue Stellung.

Kaum einige Dutzend Personen waren anwesend, als Ernst v. Plener vor der Votivkirche über seinem Sarge eine ergreifende Rede hielt, und noch viel enger war der Kreis am Friedhofe. Als ich dort gedrängt wurde zu sprechen und bereits an das offene Grab vorgetreten war, überwältigten mich die Erinnerungen und die Unermeßlichkeit des Undankes so völlig, daß ich außerstande war, ein Wort über meine Lippen zu bringen.

Es hat auch der Worte nicht bedurft. Die bitterste Beredsamkeit wäre außerstande gewesen, die Empfindungen und auch die Lehren zu vertiefen, welche diese Stunde den wenigen Anwesenden brachte. —

Seit der Vertagung der Verhandlungen in Prag, durch welche dieser vielversprechende Versuch Taaffes gescheitert war, wurden die Deutschen neuerdings mißtrauisch. Plener hatte seine beabsichtigte Ernennung zum Präsidenten des gemeinsamen Obersten Rechnungshofes abgelehnt, sobald die Verhandlungen im Landtage schwieriger geworden waren, da sie ihn zu einem Gliede des gemeinsamen Dienstes gemacht und aus dem Kreise der deutschböhmischen Vertreter herausgehoben hätte. Am 8. Dezember 1892 trat Kuenburg zurück.

Das folgende Jahr 1893 war ein Jahr der Epiloge.

Am 28. März 1893 stand ich wieder an einem offenen Grabe; Fischhof war gestorben, und ich hatte, wie bereits erwähnt worden ist, im Namen der Reste der akademischen Legion ein Wort der Erinnerung zu sprechen, aber welche Kluft hatte sich seit 1848 geöffnet. Welcher Gegensatz zwischen Traum und Wirklichkeit!

Im Mai 1893 wurden die Delegationen nach Wien einbe-

rufen. Ich führte wie seit mehreren Jahren das bosnische Referat. Ich wurde für den 29. Mai zu einem Ballfeste bei Hofe geladen. Man sagte mir, die Kaiserin, die seit Jahren unsichtbar geblieben war, werde erscheinen, da es dem weiblichen Nachwuchse des Adels unmöglich sei, in die Welt einzutreten, bevor er der Monarchin vorgestellt sei, und da ich die Kaiserin noch nie in der Nähe gesehen, folgte ich gerne der Einladung.

Alles alte kaiserliche Pracht. Jeder Armleuchter scheint seine Erlebnisse erzählen zu wollen. Hart an der Türe zu dem innersten Saale steht in seiner roten Husarenuniform der Zeremonienmeister Graf Hunyady mit dem langen weißen Stabe, und wie an einem Ecksteine strömt an ihm eine Milchstraße von jugendlicher Schönheit vorüber, die ganze Schar der neuen weiblichen Generation des Adels, die ihrer Kaiserin huldigen will, alles weiß und ohne anderen Schmuck als die eigene Anmut. In der Mitte des Saales aber zwei schwarze Gestalten, die immer trauernde Kaiserin mit ihrer Obersthofmeisterin, und es war als würden alle die strahlenden Brillanten mit denen die umstehenden Mütter sich geschmückt, vor diesem tiefen, glanzlosen Schwarz verlöschen und als würde jedem der tief sich verbeugenden jungen Wesen gesagt, wieviel Herrlichkeit und wieviel Kummer das Leben zu vereinigen imstande ist. —

Zeitlich im Frühjahr, hatte mich der Weg durch den Volksgarten geführt. Ich begegnete Schmerling, aber das war nicht mehr der alte Schmerling mit der stramm militärischen Haltung, wie wir ihn zwei Jahre zuvor bei dem Feste für Groß-Wien gesehen hatten. Er nahm gegen seine Gewohnheit meinen Arm, und ich mußte ihn in seine nahe gelegene Wohnung in der Schottengasse begleiten. Er brach in die so oft gehörte Klage aus, daß er seine Laufbahn verfehlt habe, daß er hätte Offizier werden sollen, Degenfeld habe ihm gesagt, wenn er, Schmerling, bei der italienischen Armee unter unseren Generalen gewesen wäre, so wäre die Schlacht bei Solferino nicht verloren worden.

Nicht sehr lange nach diesem kurzen Spaziergange, am 23. Mai, starb Schmerling. Schon eine Woche darauf, am 30. Mai, fand die Jahressitzung der Akademie der Wissenschaften statt.

Erzherzog Rainer eröffnete als Kurator die Sitzung mit hoch

anerkennenden Worten auf den Hingeschiedenen, der einst unter des Erzherzogs Präsidium Staatsminister gewesen war. Dann fiel mir als Generalsekretär die Aufgabe zu, den Nekrolog auf unser Ehrenmitglied Schmerling zu sprechen.

Neben dem Erzherzog saß der Präsident der Akademie, Arneth, der in Frankfurt Schmerlings liebster Genosse gewesen war, und mir gegenüber, in der ersten Bank der Ehrenplätze, saß Alexander v. Bach.

Bach war 1813 geboren, war mit 36 Jahren Minister des Innern und bald darauf Kurator der Akademie geworden, und nachdem er 1867 nach Rom zurückgekehrt war, hatte er noch durch 25 Jahre teils in Wien und teils in Unterwaltersdorf am Steinfelde in solcher Zurückgezogenheit gelebt, daß man ihn für längst verstorben hielt. Nur in wenig besuchten Teilen des Praters konnte man ihn zuweilen als einen einsamen Spaziergänger treffen, aber in der feierlichen Sitzung der Akademie, die jährlich an einem der letzten Tage des Mai stattfand, hat er nie gefehlt. Ihm dankte die Akademie die Zuweisung des schönen Gebäudes. Jetzt war er ein Achtziger. Die geschichtlichen Ereignisse gingen vorüber; die Ehrengäste in den ersten Bänken wechselten; er blieb derselbe, glücklich, wie er zuweilen sagte, auf dieser Insel des Friedens zu rasten.

Die Sitzung war zu Ende; der Saal war fast völlig geleert, als ich ihn mit dem Grafen Franz Coronini verließ. Bei dem Haupttore, innerhalb des eben geschlossenen rechtseitigen Torflügels erblickten wir im Halbdunkel eine Gestalt. Es war Bach. Der Wiener Gesellschaft war er so fremd geworden, daß er nicht einmal Franz Coronini kannte, und als ich diesen vorstellte, rief er freudig: „Ach, gut österreichisches Blut!"

„Sie haben, fuhr er fort, im Saale erwähnt, daß ich einst mit Schmerling unter Schwarzenberg im selben Ministerium war. Wissen Sie warum es auseinander gegangen ist? Damals lebte in Wien ein englischer Gesandter, Marquis Ponsonby, der eine spitze Zunge besaß. Quel magnifique gouvernement vous avez sagte er; il-y-a là tant de premiers. — Daran ist dieses Ministerium gescheitert."

Uns beiden war aber klar, daß nicht wegen dieser Erzählung

Bach im Hausflur gewartet hatte, sondern daß über ihm die schwere Ahnung hing, es dürfe in nicht allzu langer Zeit mir die Aufgabe werden, seinen eigenen Nekrolog zu schreiben. Das trat denn auch unverhüllt hervor, als das Gespräch sich erwärmte. „Wenn ihr urteilen wollt über mich, so stellt euch die furchtbaren Kriege rechts und links vor und einen jungen Mann von einigen und dreißig Jahren, beladen mit einer grenzenlosen Verantwortung, dahintreibend auf einer Eisscholle. Da sucht er festen Grund, dann dort . . .“ Dann kamen noch viel stärkere Worte. Dann war es, als wollte der alte Herr in wenig Minuten sein ganzes wechselvolles Dasein in einer einzigen Redeflut vor uns ausgießen und sein ganzes Herz uns öffnen. Erschüttert durch diese unerhörte Szene standen wir beide. Wir bemerkten, wie rascher die Brust sich hob, wie die physischen Kräfte nur mühsam den Worten und diese nur schwer den heftigen Bewegungen der Seele folgten. Wir suchten zu beruhigen und führten Bach zu einem Wagen. Er verbat sich die Begleitung und bot zum Abschiede die Hand. Noch aus dem Wagen rief er mir zu, er werde mir schreiben, ich müsse nach Unterwaltersdorf kommen. „Ich werde Ihnen vieles erzählen,“ sagte er.

Bach hat nicht geschrieben; er ist nicht lange danach erkrankt und am 13. November, im selben Jahre wie Schmerling, gestorben.

Als im folgenden Jahre die Akademie wieder zu ihrer Jahressitzung sich versammelte, war ich bereits Vizepräsident und nicht mehr zu dem Nachrufe auf Bach berufen.

An das Losungswort Bachs, man müsse zuerst die Einheit des Staates schaffen, dann die Freiheit, mag manches seitherige Erlebnis erinnern. Ob hiezu damals der richtige Weg gewählt worden ist, ob nicht die Verfassung von 1849 sich als der gesuchte feste Punkt bewährt hätte, mag hier außer acht bleiben, aber gern und dankbar gedenken wir der tiefgreifenden Umgestaltung des inneren Staatslebens, welche dieser mächtige Organisator in der Durchführung der Befreiung des Bauernstandes, der Trennung von Justiz und Verwaltung, der Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit und anderen ähnlichen Schritten bewirkt hat. —

Seit dem Rücktritte Kuenburgs blieben alle Versuche des Gra-

fen Taaffe, eine Majorität zu bilden, vergeblich. Der Sommer 1893 brachte in Wien eine große, geordnete Demonstration der Arbeiter für das allgemeine Stimmrecht, in Prag dagegen die Bildung der Omladina, einer, wie es scheint, ziemlich ziellosen, in ihren extremen Mitgliedern mehr oder weniger anarchistischen Vereinigung. Im September verfiel Prag dem Ausnahmszustande; im November wurde ein gewisser Mrwa, angeblich ein Agent provocateur, ermordet.

Am 10. Oktober trat das Abgeordnetenhaus zusammen. Die Regierung brachte ein neues Wahlgesetz ein. Die bestehenden Kurien sollten bleiben, für Stadt und Land das allgemeine Wahlrecht gelten.

Die Überraschung war eine allgemeine.

Ich stand eben neben einem der Schriftführer und konnte den Eindruck ablesen, den dieses Husarenstück auf den Mienen des Vorsitzenden, Freih. v. Chlumetzky, sowie auf beiden Seiten des Hauses hervorbrachte. Sogar Graf Hohenwart erhob sich von seinem Sitze und begab sich zur Linken, um seinem Erstaunen Ausdruck zu geben. Was, rief ein Abgeordneter aus Galizien, wer hat denn bei uns das allgemeine Wahlrecht begehrt? und auf der Linken: Ist das nicht unmittelbar gegen die Intelligenz gemünzt? Allgemeines Wahlrecht der Massen und daneben besonderes Wahlrecht des Großgrundbesitzes und des Fideikommiß?

Graf Taaffe, dessen Ziel stets die Herstellung des Friedens unter den verschiedenen Nationen war, hatte wahrscheinlich gehofft, einerseits durch die kosmopolitische Sozialdemokratie dem nationalen Sondergeist ein Gegengewicht zu bieten und andererseits in den privilegierten Gruppen eine Sicherung gegen die Übergriffe der Sozialdemokratie zu finden. Aber obwohl viele das Herankommen des allgemeinen Wahlrechtes vorhersahen, war man doch weit mehr auf die Aufhebung der Kurien vorbereitet. Auch fürchteten die Liberalen das allgemeine Wahlrecht in den rückständigen Teilen des Reiches.

Die Ablehnung der Vorlage stand vom ersten Augenblicke an außer jedem Zweifel, und Taaffe erkannte auch die Sachlage sofort. Es handelte sich von diesem Tage an nur um die Form seines Rücktrittes und um die Nachfolge.

„Erinnern Sie sich", sagte er zu mir, „des Tages unserer gemeinsamen Arbeit auf dem Dampfschiffe? Hätten wir nicht ruhig so miteinander fortarbeiten können?" Auf meine Erwiderung, daß ihm ja die Hindernisse bekannt seien, antwortete er mit einem Rückblicke, und bei dieser Gelegenheit erzählte er mir offen von Andrássys Schritten aus Anlaß meiner Berufung zu Taaffe im Jahre 1879.

Am 11. November 1893 trat Graf Taaffe nach vierzehnjähriger Tätigkeit als Ministerpräsident von dieser Stelle zurück. Er hatte die Zeit damit verloren, daß er große Ziele ohne Rücksicht auf den Lauf der Dinge erreichen wollte. Er hatte zuviel vom Grafen an sich. Mitten in dem großen Strome des Fortschrittes und der inneren Festigung der Staaten verband er im eisernen Ringe die rückständigen Elemente, gab er dem feudalen Adel einen guten Teil seines Einflusses zurück, ließ er das Gewerbe in anachronistische Fesseln legen; um die 5 fl.-Männer zu gewinnen, entwurzelte er durch die Schulpolitik seine Freunde, die Alttschechen, in ihrem eigenen Lande, und indem dann der eiserne Ring zerfiel, ließ er in Wien den unfruchtbaren Antisemitismus, in Prag den Ausnahmszustand, im Ausland ein kaum verhülltes Mißtrauen gegen ein System zurück, das, von Verlegenheit zu Verlegenheit wankend, durch viele Jahre im Parlamente seine Stützen in Elementen suchte, welche oft die Grundlagen der äußeren Politik bekämpften und selten bereit waren, ihre Sonderwünsche ohne ein Entgelt im Interesse des Gesamtreiches zurückzustellen.

Dieses harte Urteil habe ich öffentlich ausgesprochen, als Graf Taaffe auf der Höhe der Macht stand. Er hat mich trotzdem, im Gegensatze zu manchem anderen seiner Gegner, stets mit einer gewissen Auszeichnung behandelt, aber der strengen Wahrheit gebührt ihr Recht. Nach den letzten, entsagungsvollen Worten, die er zu mir sprach, schien es, als erwarte er selbst von mir kein anderes Urteil. Dennoch fällt es mir schwer.

Als die Akademie mich im Jahre 1885 zum Sekretär der naturwissenschaftlichen Klasse wählte, befand sich diese Klasse in Geldnot. Die Preise von Papier, die Löhnungen der Setzer, alle auf die Drucklegung bezüglichen Auslagen waren gestiegen, und alle Versuche um Erhöhung der Staatsdotation waren vergeblich

geblieben. Erst nach mehrjähriger Zurückhaltung konnte jetzt, 1890, wieder an eine größere Unternehmung gedacht werden. Als solche bot sich eine Untersuchung des östlichen Mittelmeeres.

Die Vorbereitungen nahmen einige Monate in Anspruch und wurden gerade in diesen Maitagen in einer mir höchst schmerzlichen Weise unterbrochen. Mein Freund, Kollege an der Universität und Schwiegersohn, Prof. Melchior Neumayr, war gestorben. Er hatte sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich durch seine weit verbreitete „Erdgeschichte" und seine „Stämme des Tierreiches" (unvollendet) einen bedeutenden Ruf erworben. Den Keim des Todes mögen die Anstrengungen gebracht haben, die er sich bei mehrjährigen geologischen Forschungen in Griechenland und im Tatragebirge auferlegte, und jetzt fiel mir als Sekretär die Pflicht zu, in der Jahressitzung vom 21. Mai, zwei Tage vor der Donaufahrt mit dem Grafen Taaffe, selbst das Nachwort zu sprechen. Mit welcher Freude hatte ich als Rektor meinen Sohn Hermann zum Dr. juris promoviert, und mit welchem tiefen Schmerz mußte ich als Sekretär jetzt meinem armen Neumayr das letzte Abschiedswort nachrufen.

Menschen kommen und Menschen gehen.

Unterdessen waren die Vorbereitungen für die Studien im östlichen Mittelmeere erfolgreich vorgeschritten. Admiral v. Sterneck hatte ihnen seine maßgebende Unterstützung zugewendet. S. M. Schraubendampfer „Pola", 625 Pferdekräfte, unter dem Kommando des k. und k. Korvettenkapitäns Herrn Wilh. Mörth, welches Schiff in früheren Jahren die wissenschaftlichen Reisen nach Jan Mayen und nach Kleinasien ausgeführt hatte, wurde jetzt der Akademie zur Verfügung gestellt.

Die „Pola" war ein Transportschiff; in die große Ladeluke wurden ein chemisches und ein zoologisches Laboratorium, beide halb unter Deck, eingebaut. Wien lieferte die selbständige Dampfwinde von 30 Pferdekräften, einen Teil der Netzgestelle und die Apparate zur Messung der Durchsichtigkeit des Meeres, Triest die Hanfseile, Pola die Netze, Berlin Lotdraht und Schöpfapparat, Bonn die Vorrichtung zur Bestimmung von Stickstoff und Sauerstoff, Königsberg weitere Netzgestelle, Paris den Le Blancschen Lotapparat und Drahtseile, London die Tiefsee-Thermometer,

Washington die Lote. Die k. ungarische Seebehörde in Fiume entlieh eine Reihe dort vorhandener Instrumente. Professor Grobben wurde an die zoologische Station in Neapel, Kustos v. Marenzeller nach Paris und zum Fürsten von Monaco gesendet, um die neuesten Erfahrungen kennen zu lernen.

Mit den ersten Tagen des August war die „Pola" in Dienst gestellt.

Prof. Lukſch aus Fiume übernahm die physikalischen, Dr. Conr. Natterer die chemischen Arbeiten; Grobben und v. Marenzeller wurden mit den biologischen Arbeiten betraut. Die wissenschaftliche Oberleitung lag in der Hand des Vorstandes des kais. naturhistorischen Hofmuseums, Dr. Steindachner.

Nachdem die Vorbereitungen vollendet waren, traf zu unserer großen Freude Fürst Albert von Monaco mit dem Präsidenten der französischen zoologischen Gesellschaft, Baron de Guerne, und mit einem Stabe seiner in Tiefseeuntersuchungen erfahrensten Mannschaft in Pola ein, um unsere Seeleute mit mancherlei Handgriffen vertraut zu machen, wie langjährige Erfahrung sie lehrt.

Mit den Gelehrten, denen sich noch Franz v. Hauer anschloß, bin ich selbst nach Pola gekommen, dem als Sekretär der naturwissenschaftlichen Klasse ein guter Teil der Verantwortung zufiel.

Am 9. August unternahm die „Pola" eine Probefahrt in den Quarnero. Es ist schwer, die Lebendigkeit und die Mannigfaltigkeit des Auftrittes bei dem ersten Aufholen des Schleppnetzes zu schildern. Der Eisenrahmen des Netzes taucht aus der Meeresfläche herauf, das schwere, mit Sand und Schlamm gefüllte Netz wird allmählich sichtbar, das Wasser strömt ab, und um das Netz an Bord zu ziehen, unterstützen sich gegenseitig die Mannschaft des Fürsten und unsere Matrosen als neugewonnene Kameraden. Während das Netz geleert wird, arbeitet aus der sich häufenden Masse hier eine Krabbe sich heraus, dort ein Seeigel; Seesterne werden sichtbar, Muscheln, eine überraschend große Menge von Pennatuliden. Staunend erblickt man das formenreiche Leben der Tiefsee.

Am nächsten Morgen trat die „Pola" ihre Reise an. Durch vier Sommer ist sie am östlichen Mittelmeere, durch zwei Sommer

im Roten Meere tätig gewesen, anfangs unter Mörth, dann unter Paul v. Pott. Die biologischen Arbeiten leitete durch die ganze Zeit Dr. Steindachner. Die tiefsten Punkte des östlichen Mittelmeeres lagen in nahe an 4000 Meter Tiefe.

Die Studien wurden bis 1896 fortgesetzt; das Marmarameer, welches das Stationsschiff „Taurus" untersuchte, und das Rote Meer wurden einbezogen.

Von Pola reiste ich in die Tauern, um die Frage nach dem Alter der dortigen Kalkglimmerschiefer zu verfolgen. Mit mir war Student Lent, ein hoffnungsvoller junger Mann, der leider am Kilimandscharo von den Eingeborenen getötet worden ist, und mein Sohn Franz Eduard. Die herrlichen Tage flogen vorüber, und ich mußte nach Hause kehren, da das neue Statut für Groß-Wien eben vor den Landtag kam.

Am Schlusse des Jahres 1891 legte der verdiente Generalsekretär der Akademie, Hofrat Siegel, dieses Amt nieder, und ich mußte die Führung der Geschäfte übernehmen.

Diese Geschäfte sollten im Frühjahr 1892 eine unerwartete Erweiterung erfahren.

Die deutschen Philologen hegten seit lange den Wunsch, einen Thesaurus linguae latinae, nämlich die Lebensgeschichte jedes einzelnen Wortes der lateinischen Sprache, seine Herkunft und Verwandtschaften, sowie der im Laufe der Jahrhunderte erlittenen Veränderungen, zu besitzen, aber die Mittel zu dem großen Unternehmen fehlten. Heigel, der Präsident der Münchener Akademie, erzählt, daß der Gedanke zuerst im Jahre 1858 von Karl Halm ausgesprochen wurde, daß König Maximilian II. für diesen Zweck eine namhafte Summe auswarf, daß dann Schwierigkeiten der Organisation eintraten, und daß Wölfflin in München 1884 die Aufgabe neuerdings aufnahm und wieder an dem Mangel der Mittel scheiterte.

Im Jahre 1891 regte, wie der Sekretär der Berliner Akademie, Diels, berichtet, Althoff den Gedanken an, es möge zu diesem Zwecke eine Vereinigung der deutschen Akademien und der in Wien versucht werden. Mommsen kam im Frühjahr 1892 nach Wien und wandte sich an den damaligen Vorstand der kais. Hofbibliothek, Wilh. v. Hartel. In den Besprechungen dieser beiden Herren

erweiterte sich der Plan, und eines Tages besuchten sie mich an der Universität, um an mich die Frage zu richten, ob ein ähnliches Übereinkommen nicht auch für naturhistorische Forschungen ersprießlich wäre[1]).

Meine Antwort war selbstverständlich eine zustimmende; zugleich wurde aber mit der Erweiterung der Aufgabe auch die Erweiterung des Übereinkommens auf alle gebildeten Staaten in Aussicht genommen.

Noch am selben Vormittage wurden die Aufgaben verteilt. Hartel sollte eine Denkschrift, betreffend die „Vereinigung der gelehrten Körperschaften der Kulturnationen“, verfassen, die nach Gutheißung durch die Wiener Akademie zur Versendung gelangen sollte. Für den „ersten Anlauf“ sollte sie nur an die deutschen Akademien (Kgl. preußische und Kgl. bayrische Akademie, Kgl. Gesellschaften der Wissenschaften zu Göttingen und Leipzig) gerichtet werden. Mommsen wollte das Statut verfassen. Ich sollte Verbindung mit Göttingen, Leipzig und München suchen.

Hartels Denkschrift wurde am 12. Juni abgeschlossen, von der Wiener Akademie durchberaten und am 30. Juni einstimmig gutgeheißen. Am 1. Juli ging mein erstes vertrauliches Schreiben an Zittel in München ab, und bald folgte seine freudige Zustimmung, sowie nach Überwindung leiser Zweifel auch jene des Präsidenten Pettenkofer. An His in Leipzig schrieb ich am 5.; seine Zustimmung kam mit umgehender Post; bald auch jene von Ludwig und Ribbeck. Nach Göttingen, wo ich damals weniger persönliche Berührung hatte, wollte ich selbst gehen. Am 20. versandte Wien die erste formelle Einladung. Am 27. kam von Mommsen der Entwurf von Statuten.

Um diese Zeit war ich in Leipzig, wo die Zusage bestätigt wurde, und dann in Göttingen. Ich lernte den Sekretär der Kgl. Gesellschaft, den würdigen Herrn Sauppe, kennen, Wilamowitz, H. Wagner und andere berühmte Personen.

Dann kamen die Ferien.

Anfangs Oktober war ich in Berlin.

1) Über diese Vorkommnisse habe ich den Sekretär der k. Gesellschaft der Wissenschaften im Jahre 1902 um nähere Nachricht ersucht. Mein Brief ist in den Berichten dieser Gesellschaft für 1902 abgedruckt.

Nicht ohne eine gewisse heilige Scheu betrat ich die Amtskanzlei des Geh. Ober-Regierungsrates Althoff, von der aus die Verwaltung des preußischen Unterrichtswesens, eines so beträchtlichen Stückes der geistigen Leistung des Menschengeschlechtes, geleitet wurde. Die Mächtigkeit der Aktenfaszikel heimelte mich aber an, und Althoff empfing mich mit überströmender Herzlichkeit.

Aus dem stundenlangen Gespräche will ich nur einige Worte anführen. Ich erwähnte die Absicht der Royal Society, einen Katalog aller erscheinenden naturwissenschaftlichen Arbeiten unter Mitwirkung aller Nationen zu veröffentlichen, der zugleich eine Übersicht der gesamten Tätigkeit auf diesem Gebiete wäre. Althoff war nicht einverstanden. „Nehmen Sie doch nicht einen Teil," sagte er, „greifen Sie doch nach dem Ganzen. Versuchen Sie, die gesamte geistige Tätigkeit des Menschen auf allen Gebieten, die gesamte Literatur unserer Zeit, darzustellen. Das wäre groß. Dafür wäre Se. Majestät unser Kaiser zu gewinnen, dessen Sinn nach allem wirklich Großen geht."

Mich erfreute derartiger Schwung des schaffenden Geistes inmitten der getürmten Akten, aber ich sah kein Ufer und meinte daher, man möge die Arbeit der Royal Society als eine Probe vorangehen lassen.

Dabei ist es auch geblieben, aber das Gespräch hatte sich so sehr erwärmt, daß Althoff, das Hauskäppchen auf dem Kopfe, mich noch weit auf die Straße hinaus begleitete. —

Bei Du Bois-Reymond traf ich das abkühlende Gegenteil. Er empfing mich wohl in seinem Laboratorium, aber er hörte mich nur mit sichtlicher Ungeduld an. Um Verschärfung der Ausdrücke zu vermeiden, entfernte ich mich bald.

Dieser Vorfall und Gespräche mit Auwers und Diels zeigten, daß in Berlin die Sachlage schwieriger war, als ich vermutet hatte.

Mommsen erwies mir die Auszeichnung, mich in seinem Hause zu einer Tafel zu laden, der viele der hervorragendsten Geister Berlins beigezogen waren. Alles beugte sich in Ehrfurcht vor dem greisen Philosophen Eduard Zeller. Der Hausherr stellte mir einen stattlichen Herrn vor — Geheimrat v. Sybel. Er reichte mir die Hand und sprach mich mit den Worten an: „Meinen Sie ja nicht, daß ich gegen den einzelnen Österreicher dieselben Empfindungen

hege wie gegen Österreich.“ Ich wandte mich zu Mommsen und bat ihn, mich an der Tafel nicht neben „diesen Herrn“ zu setzen. Mommsen kehrte klugerweise eine heitere Seite hervor. „Was fällt Ihnen ein,“ sagte er, „Sie müssen ja neben Bamberger sitzen und mit diesem Ihren Goldstreit ausfechten; Ihr Platz ist zwischen Bamberger und mir.“

Bamberger war einer der geistreichsten Verteidiger der Goldwährung; ich hatte viel von seiner Liebenswürdigkeit im Umgange gehört; die Berichte wurden durch die Wirklichkeit übertroffen. Mich überraschte sein jugendliches Aussehen. „Ich wurde 1848 zum Tode verurteilt,“ war seine Antwort, „daraus mögen Sie das Maß meiner Jugend berechnen.“ Dann wendete sich selbstverständlich das Gespräch zu den in Wien stattfindenden Verhandlungen über die Einführung der Goldwährung in Österreich-Ungarn. —

Göttingen, Leipzig, München und Wien traten Mommsens Statutenentwurf in allen wesentlichen Punkten bei. Berlin wünschte persönliche Beratung. Da Wien die Initiative ergriffen, möge es eine solche veranstalten. Sie fand am 29. und 30. Januar 1893 statt. Alle fünf Körperschaften waren vertreten, Berlin durch Mommsen und Auwers; von da kamen die Schwierigkeiten. Insbesondere wurde gewünscht, daß durch die nächsten 2 Jahre keine weitere Einladung erfolge.

Die Versammlung lehnte den Wunsch Berlins ab, und Berlin enthielt sich dabei der Abstimmung. Diese Ablehnung hatte jedoch nur grundsätzliche Bedeutung, und tatsächlich waren alle Anwesenden bereit, ihm Rechnung zu tragen. Allerdings kam man auch überein, daß, wenn eine Minderheit den gefaßten Beschluß ablehnt, die übrigen ihn aufrecht erhalten. Am 10. Februar schrieb Berlin, es sei bereit, sich von Fall zu Fall für bestimmte Unternehmungen mit den dazu geneigten Körperschaften zu verständigen, doch trage man Bedenken, in einen Verband einzutreten, dessen künftiger Umfang und Verbindlichkeiten zurzeit nicht abzusehen seien. Die vier anderen Körperschaften traten den Leipziger Beschlüssen bei, und somit war das deutsche Kartell ins Leben getreten und hatte nun seine Leistungsfähigkeit zu bewähren. Aus den Schwierigkeiten war ein Ansporn geworden.

Dabei blieb freilich der lebhafte Wunsch nach einem baldigen Beitritte Berlins zurück. Am 31. Mai 1893, in derselben Jahressitzung, in der Schmerlings gedacht wurde und Bach zum letzten Male erschien, sprach Erzherzog Rainer die Hoffnung aus, „daß zunächst auch diejenige Akademie, deren eines ihrer hervorragendsten Mitglieder zuerst an diesem Plane mitgewirkt hatte, sich diesem Verbande nicht lange fernhalten werde".

Am 2. Juli teilte Wien mit, daß es grundsätzlich an seinen Ansichten über Einladung weiterer Körperschaften festhalte, dermalen von jeder Einladung absehen, jedoch durch einzelne ihrer Mitglieder mit London und Paris Fühlung behalten wolle, und daß die Regierung für den Thesaurus einen Beitrag bewilligt habe. Berlin beteiligte sich von allem Anfange an der Organisation des Thesaurus; bald konnte München diesem Unternehmen eine feste Heimstätte widmen.

Hierauf begann das Kartell die Herausgabe einer umfassenden Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften, dann luftelektrische Studien, dann folgten viele und mannigfaltige weitere Unternehmungen.

Jährlich trat das Kartell an einem anderen der genannten vier Orte zusammen, und als es gesichert und tätig sich erwies, empfanden wir Wiener und vielleicht auch mancher Gelehrte außerhalb Österreichs den außerordentlichen Wert des persönlichen Verkehres, und es gab Personen, die nicht verstanden, aus welchem Grunde eine ähnliche Einrichtung nicht längst getroffen worden war.

Im Jahre 1854, als ich zum ersten Male die Schweiz besuchte, bestand eine ernste Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden maßgebenden Geologen der Schweiz, Bernhard Studer und Arnold Escher von der Linth. Sie bezog sich auf den Bau der hohen Berge der Kantone Glarus, St. Gallen und Appenzell, und Escher hat mir damals vom Säntis aus selbst seine Auffassung dargestellt.

Man sieht in den Tiefen des Linth- und des Sernftales und ansteigend bis zu den Gletschern der Clariden ein leichter zerstörbares, jüngeres Gebilde, bestehend aus Schiefer und Sandstein, den

Flysch. Dieser wird in den genannten Tälern weithin überlagert von älteren Schichten. Studer anerkannte die Tatsache, wagte jedoch keine Erklärung. Der kühnere Escher meinte in den auflagernden Bergen zwei Hälften oder, wie er sagte, Flügel unterscheiden zu können. Der südliche Flügel würde vom Vorderrheintal her gegen Norden bis an die nördlichen Abhänge der nordöstlich vom Tödi sich hinziehenden hohen Berge (Vorab 3025 m, Piz Segnes 3120 m, davon getrennt Ringelspitz 3206 m) den Raum einnehmen. Nördlich von diesen Abhängen erreicht man als ihre Unterlage den Flysch der bereits genannten Täler und nördlich vom Flysch den gegen Süden blickenden Rand des Nordflügels (Kärpfstock 2798 m, Ruche 2613 m, die gegen Pfäffers ziehenden Grauen Hörner 2817 m). Eschers Hypothese war, daß der mächtige Südflügel von Süden her und der kaum weniger mächtige Nordflügel von Norden her über den Flysch bewegt worden sei.

Dieses ist das tektonische Problem gewesen, das unter dem Namen der Glarner Schlinge oder der Glarner Doppelfalte durch viele Jahre die Geologen beschäftigt hat. Albert Heim, der Nachfolger Eschers, wies mit der äußersten Gewissenhaftigkeit die Richtigkeit der von Escher beschriebenen Tatsachen nach. Als ich im Jahre 1875 in meinem Büchlein über die Entstehung der Alpen die Ansicht aussprach, die Gesamtheit der Alpen sei um viele Meilen nordwärts bewegt, da sträubte man sich lebhaft gegen eine so ungeheuerliche Annahme, und die Bewegung des Glarner Nordflügels gegen Süd galt als ein Gegenbeweis.

Noch im Jahre 1883, als der erste Band meines Buches über das Antlitz der Erde erschien, war dieser Fall ungeklärt; ich war, wie erwähnt wurde, damals in Zürich. Ich erwähnte meine Zweifel, aber es fehlte mir die Zeit zu genauerem Einblicke. Erst 1884 versuchte Marcel Bertrand, nachdem er die Überschiebungen der belgischen Kohlenflötze kennen gelernt hatte, eine neue Erklärung. Es müsse, das war seine Voraussetzung, eine noch weit größere Auffassung als jene Eschers gewählt werden. Süd- und Nordflügel seien einst ein zusammenhängendes Stück gewesen. Dieses Stück sei einheitlich gegen Nord, folglich jedenfalls mehr als 40 km weit über den Flysch bewegt worden. Die Trennung

der beiden Flügel und Bloßlegung des unterliegenden Flysch sei durch spätere Erosion hervorgebracht.

So unerhörte Träumerei konnte unmöglich auf sofortigen Beifall rechnen, obwohl sie am besten den Beobachtungen entsprach. Insbesondere konnte man auf Heims genauen Profilen wahrnehmen, daß auf einzelnen der hohen Gipfel, die zwischen dem Süd- und dem Nordflügel vereinzelt aufragen, z. B. auf dem Hausstock (3156 m), Reste der einstigen Verbindung beider Flügel vorhanden sind.

Seit Jahren war es mein sehnlicher Wunsch, mir ein Urteil an Ort und Stelle zu bilden. Die Zeit verstrich; erst der Sommer 1892 bot dazu die Gelegenheit. Das war kurz nachdem wir Eduard Herbst begraben hatten, und noch lebhafter als sonst trieb es mich aus der Stadt. Mit mir waren Frech, dermalen Professor in Breslau, Futterer, gestorben als Professor in Stuttgart, Schmidt und mein Sohn Erhard. Über Matrei und Feldkirch kamen wir nach Schwanden im Linthtale. Der Besuch der Äulialpe und von Foo ließ keinen Zweifel über den einstigen Zusammenhang der beiden Flügel. An nicht wenigen Punkten sieht man die weicheren und mehr bewaldeten Abhänge des Flysch gegen oben abgeschnitten durch eine gerade Linie, die sich von ferne kennzeichnet durch einen weißen Streifen, das Kalkbändli. Dieses zieht von Gipfel zu Gipfel, liegt im Ruchi etwa 3100 m und erreicht, sich senkend, bei Schwanden unter dem Rande des Nordflügels die Talsohle. Dieses ist die Fläche der Überschiebung. Bertrands zu wenig beachtete Vermutung war bestätigt. So überraschend es auch sein mag, zeigt sich dennoch, daß einstens ein überaus mächtiger Gebirgsteil vom Vorderrheintale her hoch über den Tödi herübergetragen, auf den östlichen Bergen seine Spuren zurückgelassen und, abdachend, nordwärts noch weit über den Walensee hinausgereicht hat.

Ich trug Heim in Zürich mein Ergebnis vor. Er wollte die Sache überprüfen.

Hr. Michel Levy in Paris hatte die Einwendung erhoben, daß im ersten Bande meines Buches die Auffassung der »mise en place«, d. i. der Einfügung der Granitstöcke in das Gebirge, nicht der Sachlage entspreche. Ich hatte die ältere Ansicht vertreten, es

müsse irgendeine Spalte oder sonstiger Hohlraum vorhanden gewesen sein, den der geschmolzene Granit ausfüllte. Levy und mit ihm andere Fachgenossen meinten, daß die vorangehende Bildung eines solchen Hohlraumes nicht erforderlich, sondern daß der Granit imstande sei, das benachbarte Felsgestein aufschmelzend zu verzehren und auf diese Art die »mise en place« zu vollziehen. Das konnte nur in der freien Natur geprüft werden, und so zog ich im Spätsommer 1893 mit einer Gruppe junger Männer, darunter Dr. Pelikan, jetzt Professor in Prag, und Dr. Koßmat, jetzt Professor in Leipzig, unter der freundlichen Führung des Professor Beck aus Freiberg, in das sächsische Erzgebirge.

Hier lernte ich viel. Es ist richtig, daß granitische Massen, wir nannten sie Batholithen, imstande sind, schmelzend und verzehrend vorzudringen, etwa wie ein glühender Lötkolben eindringt in ein Brett. Diese Erfahrung hat auf manche Darstellungen in den späteren Teilen meines Buches Einfluß genommen. —

Im August 1894 bin ich wieder bei einer großen Geologenversammlung in Zürich gewesen. Marcel Bertrand war anwesend, und sein weiter Blick wie sein offenes Wesen fesselten mich sofort. Die Ansichten hatten sich geklärt. Heim stimmte der neuen Erklärung der Glarner Schlinge zu. Das sollte jedoch nur der Anfang noch viel weiter greifender Folgerungen sein. Schardt aus Eyroux konnte behaupten, daß im Süden des Genfer Sees große Gebirgsschollen lagern, die eine noch größere Reise aus dem Süden vollzogen hatten. Man begann von Verfrachtungen von 80 oder 100 km zu sprechen. Der unermüdliche junge Lugeon aus Lausanne legte seine Beobachtungen vor.

Ein überaus reges Leben gab sich unter den jungen Schweizern und Franzosen kund. Ich verließ die Schweiz mit der Überzeugung, daß die allgemeine nordwärts gerichtete Bewegung für die Westalpen anerkannt, daß sie jedoch in ihrem Ausmaße noch weit über die Annahmen hinausging, zu welchen ich mich durch die bisherigen Beobachtungen für berechtigt gehalten hatte. — —

Schlußwort.

Meine Jugend war viel zu bewegt, ich selbst viel zu jung in verantwortungsvolle Stellungen gelangt, als daß ich nicht bald und ernstlich nach einem Urteile über das Wesen des inneren Lebens und die Vorbedingungen der inneren Befriedigung gesucht hätte. Ich bin auch früh zu festen Anschauungen gelangt, und während ich durch äußere Umstände und die Nachsicht meiner Freunde nach jeder Richtung über die Ziele meines Ehrgeizes hinausgetragen wurde, haben sich diese Anschauungen gefestigt.

Jetzt befinde ich mich im 80. Lebensjahre. Ich sitze in meinem Gärtchen. Es ist klein, aber es ist mein. Die Apfelbäume vor mir habe ich selbst vor Jahren gepflanzt; den Nußbaum auch, den schattenreichen Ahorn auch. Da kommt mein jüngster Enkel Hans, da meine kleine Urenkelin Hedwig, und indem ich tiefer in ihre Augen schaue, meine ich weit nach vorwärts in kommende Generationen zu schauen. Alle meine Söhne sind brave, pflichttreue Männer in selbsterrungenen Stellungen, und meine gute, früh verwitwete Tochter pflegt mich in den zunehmenden Gebrechlichkeiten des Alters. Ich gedenke meiner armen verstorbenen Frau, und nichts stört mein Glück, als daß sie und mein vor wenig Jahren verstorbener hoffnungsreicher Enkel Paul nicht mehr unter uns sind.

In hohem Alter und erblindet diktierte mein edler Freund, der Bürgermeister Cajetan Felder, die Worte: „Ich erwarte das Nirwána als eine Erlösung.“ Mir hat die Natur den vollen Gebrauch der Sinne vergönnt, und ich erwarte ruhig das Ende, nicht als eine Erlösung, sondern als den natürlichen Abschluß eines langen und glücklichen Menschenlebens.

In solcher Stimmung darf ich wohl meinen, daß meine Ansicht über Lebensführung im allgemeinen, sowie über die letzten Dinge, wenn auch vielleicht nicht die richtige, so doch die meiner Persönlichkeit entsprechendste ist. Indem ich sie darzulegen versuche, geschieht dies nur, um mir selbst Rechenschaft zu geben und

nicht, um den Leser zu ähnlichen Auffassungen zu bewegen, denn in ihren letzten Folgerungen gleichen sie Höhen, die nur auf selbstgehauenen Stufen erstiegen, d. i. durch eigenes Nachdenken erreicht werden sollten. —

Die sokratische Lehre, die den Menschen zum beherrschenden Mittelpunkte, ja fast zum ausschließlichen Gegenstande ihrer Studien gemacht, hat zu einer Selbstüberschätzung des Menschen und endlich zur Verkennung seiner Stellung im Kosmos geführt. Diese Selbstüberschätzung war es, die unseren Planeten als den Mittelpunkt des Sonnensystems, den Menschen als den Herrn dieses Mittelpunktes ansah.

Das geozentrische System ist gefallen, aber der Rest von Überschätzung hindert bis heute die Anerkennung der Stellung, welche das menschliche Geschlecht gegenüber anderen lebenden Wesen einnimmt. Sie ist am höchsten bei den am höchsten kultivierten Völkern, und während der unbefangene Forscher mit dem Fortgange seiner Studien zu bescheidener Zurückhaltung seiner Ergebnisse geneigt wird, hat auf theologischem Gebiete die Selbstüberschätzung ein immer höheres Maß erreicht. Wir haben gehört, wie der anglikanische Priester in Richmond sich für befugt hielt, ohne weitere Begründung die klarsten und gleichsam handgreiflichen Ergebnisse der Geologie von der Kanzel herab zu verurteilen. Es wurde erzählt, wie der biedere Herr Peter in Strömsmo, ein frommer Protestant, nicht glauben wollte, daß Leute, die keine Christen sind, dennoch ehrlich und rechtschaffen sein können. Jedermann weiß, bis zu welcher Stufe die Überschätzung in Rom emporgestiegen ist.

Solchen Neigungen gegenüber ist es allerdings nicht leicht, an die alte Fabel von dem Pfau zu erinnern, der sich seiner schwarzen Füße schämt, aber Tatsachen sind hart. Ich greife an den oberen Außenrand meines Ohres und fühle das knorpelige Knötchen in demselben, welches der verkümmerte Rest des Muskels ist, mit dem der Hund sein Ohr spitzt. Der Anatom sagt mir, daß ähnliche rudimentäre Organe am menschlichen Körper vorhanden sind, die bei verschiedenen Tieren ihre volle Ausbildung erlangen. Bei allen luftatmenden Wirbeltieren stellt sich zuerst eine Vorrichtung für das Atmen im Wasser (Kiemen) ein; erst später entwickelt

sich an einem anderen Teile des Körpers die Lunge. Am deutlichsten ist der Vorgang bei dem Frosche. Bei höheren Tieren vollzieht er sich schon im Fruchtleben. Auch bei dem menschlichen Kinde sind in einem bestimmten Abschnitte des Fruchtlebens die Kiemenspalten am Halse vorhanden. Bis in die Einzelheiten entspricht der physische Bau des Menschen den in den höheren Abteilungen des Tierreiches bestehenden Einrichtungen. Einzelne Organe sind angepaßt und vervollständigt, andere verkümmert; der Plan ist derselbe. Geburt, Ernährung, Blutumlauf und Atmen, Fortpflanzung, endlich der Tod folgen im allgemeinen denselben Gesetzen.

An einem heißen Nachmittage saß ich in Marz in der Veranda an der Rückseite des Hauses. Zu meinen Füßen schlummerte eine dänische Dogge, Cäsar. Da kommt aus dem Nachbarhause durch den Garten schweigend, aber in Eile ein kleiner Rattler herab und berührt Cäsar mit der Schnauze. Dieser springt auf, beide eilen um das Haus herum auf die Straße, und sofort erhebt sich Lärm. Ein fremder Hund war in unser Dorf gelangt. Der Rattler hatte sich zu schwach gefühlt und schweigend seinen großen Freund Cäsar als Alliierten herbeigeholt.

Kein Jäger wird zugeben, daß das Wild nicht zu überlegen vermag. So will ich hier nicht an die staatlichen Organisationen der Ameisen, an die Art wie sie säen und Krieg führen, an den Bienenstaat und ähnliche bekannte Vorkommnisse erinnern. Man wird zugeben müssen, daß Instinkt und Vernunft nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach voneinander verschieden sind. Die Forscher, die sich am gründlichsten mit dieser Frage beschäftigt haben, wie Romanes, sind schon vor Jahren zu diesem Schlusse gelangt.

Das Tier hat auch Regungen des Gemütes; Mutterliebe trifft man bei wilden wie bei Haustieren, und so weit ein Urteil möglich wird, ist sie ebenso innig wie beim Menschen. Die Mutterliebe des Pelikan wird dem Menschen ebenso als ein Muster vorgehalten, wie die Treue des Hundes. Deutlich erkennt man beim Hunde den Ausdruck der Beschämung, des Schmerzes, der Trauer, des Zornes, der Freude. Er bellt im Schlafe und zeigt dabei, daß er Phantasie besitzt und daß Träume ihn bewegen. Er lacht mit

den gleichen Muskeln wie der Mensch und zürnt mit denselben. Tausendfache Erfahrung lehrt, daß die Anlage zu einem wahren Gemütsleben in verschiedenem Grade der Entwicklung bei den verschiedensten Tieren vorhanden ist. Darum konnte der heilige Franz von Assisi die Schwalben seine Schwestern nennen.

Man entgegnet, daß dem Tiere die Sprache fehlt und die Fähigkeit zu erhabenen religiösen Auffassungen.

Diese beiden Einwürfe sind innig verbunden. Betrachten wir nicht die Fähigkeit zu sprechen, sondern einzelne Sprachen. Friedr. Müller zählt ihrer etwa ein tausend lebende, die sich in etwa ein hundert Familien teilen. Die Familien zerfallen in große Gruppen und diese in die drei Hauptabteilungen, der einsilbigen, der agglutinierenden und der flektierenden Sprachen. Jede einzelne Sprache hat sich allmählich entwickelt, die Kunst zu schreiben und die Verbreitung des Buchdruckes sind Anlaß zu Verfertigung vieler Sprachen geworden.

Jede Sprache führt eine Anzahl von Wurzeln, die sie zumeist mit verwandten Sprachen gemein hat. Im Sanskrit zählt Max Müller 121 Wurzeln. Sie deuten auf ein Hirtenvolk von ziemlich vorgeschrittener Kultur. Sie sind durchaus nicht als die Ursprache einer wilden Rasse anzusehen. Im Gegenteil geht die Meinung der angesehensten Forscher, wie z. B. Geiger, dahin, daß, so wie die einzelne Sprache die Frucht einer langen Entwicklungsarbeit ist, so die Kunst zu sprechen selbst nur allmählich erfunden und erlernt worden ist, und zwar von ursprünglich wortlosen Menschen, die damit begannen, sich durch Zeichen, dann durch unartikulierte Rufe und Töne zu verständigen.

In der Zeichensprache besitzen viele wilde Völkerstämme, wie z. B. die südamerikanischen Indianer, eine erstaunliche Fertigkeit. Die Wilden sind darin nicht allein. Ein Gondoliere, der mich durch den Canal grande führte, verkehrte durch Zeichen mit einer Frau in einem hohen Stockwerke. Auf meine Frage sagte er, er habe berichtet, daß seine Schwester gestern mit einem Knaben niedergekommen sei; er werde Giovanni heißen; Dienstag sei Taufe. Unsere Taubstummensprachen zeigen die Ausbildung, welcher diese Art des Verkehres fähig ist. Die Schnalzlaute der Buschmänner sind ein Rest der unartikulierten Töne.

Die älteste Menschenrasse, deren Reste bisher in Europa getroffen wurde (Neanderrasse), besaß mittlere Körpergröße, ein auffallend großes Volum des Hirns, starke Knochenwülste über den Augen und, wie die heutigen Affen, ein stark zurücktretendes Kinn. Die Kennzeichen, welche in früheren Jahren als Maß der Kultur angesehen wurden, der Gesichtswinkel (Prognathes Profil), die lange oder kurze Gestalt des Schädels oder sein Rauminhalt für das Hirn, haben sich sämtlich als unzuverlässig erwiesen. Wenn die Neanderrasse überhaupt eine Sprache besaß, wird sie eine sehr einfache, sehr tief unter jenem Niveau stehende gewesen sein, aus dem einst die Wurzeln des Sanskrit hervorgegangen sind.

Auf der ersten Stufe, jener des Kindes oder des Ausdruckes der Affekte, scheinen die meisten Lautgebungen der Tiere stehen zu bleiben, so das verschiedenartige Bellen des Hundes, der Lockruf des Singvogels und anderer. Aber es kann nicht bezweifelt werden, daß z. B. die Ameisen mit ihren sehr vorgeschrittenen staatlichen Einrichtungen, oder die Schwalben, oder die Störche, oder die Lemminge, bevor sie sich zu gemeinsamer Reise sammeln, irgend eine Einrichtung zu Vermittlung ihrer Absichten besitzen, die ihnen die Sprache ersetzt.

Indem man von dem hinreißenden Redner auf der Pnyx oder dem Forum hinabsteigt zum Kinde oder zum Wilden, zum Haustiere, endlich zum Tiere der freien Natur, verwischt sich auch die Grenze der Sprache. —

In Kalabrien begegnete ich, wie erzählt worden ist, einem Verbot, den Text des Passionsspieles niederzuschreiben, obwohl die Vorstellung nur in jedem siebenten Jahre vor sich ging. Beweggrund war nicht nur, daß die Beteiligten des Lesens unkundig waren, sondern auch die Scheu vor Entheiligung. So ist die Kunst zu schreiben durch sehr lange Zeit das Vorrecht einzelner Klassen gewesen, und obwohl sie die große Summiererin von Wissen und von Gedanken ist, hat sie nur einen sekundären Einfluß auf die erhabeneren Abstraktionen der Menschheit genommen. Diese nehmen ihren ersten Ursprung in viel früherer Zeit. Um so merkwürdiger ist der Umstand, daß auch heute noch Menschenrassen bestehen, bei denen, wie die Lautgebung bei unseren Kindern, so der Begriff unsichtbarer höherer Wesen, soweit er überhaupt vorhanden ist, nur aus vorübergehenden Affekten hervorgeht.

Die Eingeborenen der Andamaneninseln werden als überaus scheu geschildert. Wenn die mächtigen Stürme des Indischen Ozeans seine Wogen aufpeitschen, erfüllen sie Furcht und Schrecken. Ihr Name für den Sturm wurde von ihnen als eine unbegreifliche, verheerende Gewalt angesehen. Das ist, der Auffassung der Reisenden zufolge, ihnen ein höheres Wesen. Dürfen wir aber hier wirklich von einer aufkeimenden Gottesidee sprechen? Die Eingeborenen von Van Diemens Land wurden von den englischen Ansiedlern in Treibjagd ausgerottet, unter der Behauptung, sie seien keiner höheren Kultur fähig. Waren sie wirklich keine Menschen? Und welches mag das Verständnis der Neanderrasse für transzendentale Auffassungen gewesen sein?

So sind die Religionen von heute genau wie die Sprachen, das mannigfaltige Ergebnis einer langen und wechselvollen Entwicklung. Manche Nationen sind für diese Entwicklung in höherem Grade befähigt gewesen, andere weniger, und es ist keineswegs erwiesen, daß alle überhaupt diese Befähigung besaßen. Viele Sprachen sind gestorben, ebenso auch viele Religionen. Die Religionen der großen Kulturvölker Ägyptens und Assyriens sind längst verschwunden. Die heiligen Bücher des Confucius sind überhaupt nur eine Morallehre in Erzählungen. Es hat im Dasein des Menschengeschlechtes Jahrtausende gegeben ohne Sprache und ohne Religion.

Die Befähigung kann auch eine ganz ungleichartige gewesen sein. Der berühmte Missionär Knoblecher erzählte mir, er habe den Negern oberhalb Chartum allerdings ein gewisses Verständnis für Gott und Unsterblichkeit, nicht aber für das Eigentumsrecht vermitteln können. Der Neger habe nicht begriffen, warum er sich nicht eines Gegenstandes bedienen dürfe, wenn er dessen bedarf. Mein Schwager Natterer ließ eine aus Gußeisen hergestellte Figur, einen knienden Engel, in Chartum auf dem Grabe seines dort verstorbenen Onkels aufstellen. Die Figur war schwarz wie die Neger, und wurde in der Sonne so heiß, daß sie kaum zu berühren war. Das ist ein wahrer Heiliger, sagten sie. So sehr gleichen solche Völker unseren Kindern.

Ob wir die physischen oder die geistigen und seelischen Eigenschaften aller lebenden Wesen betrachten, allenthalben zeigt sich der

heutige Zustand als aus schrittweiser Entwicklung hervorgegangen. Alle Linien konvergieren gegen die Vergangenheit. Für einzelne Zweige des großen Baumes erhält man, wie für einzelne Fixsterne, eine Parallaxe, oder wenigstens ein deutlicheres Bild der Abzweigung; für den Ursprung des Lebens fehlt sie bis heute gänzlich.

Wir wissen nur, daß unser Planet in der frühesten Phase seiner Entstehung und noch nach Abtrennung des Mondes unfähig war, lebende Wesen zu tragen. Ferner ist bekannt, daß die ersten Spuren des Menschen erst spät erscheinen, und daß eine Zeit kommen wird, in welcher die Erde nicht mehr fähig sein wird, lebenden Wesen als Aufenthaltsort zu dienen. —

Diese Ergebnisse sind bei allen transzendentalen Betrachtungen im Auge zu behalten. Wer sie überdenkt, wird von Staunen ergriffen über ihre Spannweite und wird zu ehrfurchtsvollem Danke gezwungen gegen die Forscher, die uns so weit geführt haben. Man würde sich aber täuschen, wenn man sie lediglich als die Frucht der Beobachtung und des Verstandes ansehen wollte. Diese liefern und ordnen nur die Bausteine. Die großen Synthesen reifen plötzlich und unter dem Eingreifen einer schöpferischen, jedoch durch die Tatsachen gebundenen und geleiteten Phantasie. Der Maurer überblickt die Bruchsteine. Er erkennt die Anschlußfläche; dann baut er.

Der Bau der Wissenschaft fährt fort sich zu erhöhen. Bis zur Grenze alles Endlichen gibt es für ihn kein Ignorabimus. Dort aber ist ihm für immer ein Ziel gesetzt. Er ist Eigentum aller Menschheit; die Wahrheiten der Wissenschaft gelten für alle Erdenbewohner.

Aristoteles wird das Wort zugeschrieben: „Ich weiß, was der Raum ist, frägst du mich aber darum, so weiß ich es nicht.“ Der große Weise wußte keine Definition zu geben, und ich fürchte, daß auch seither nur leere Verkettungen von Worten als Definition geboten worden sind. Ich kann sagen, was ein Kubikmeter oder was eine Stunde ist, das ist, was ein Teil des Raumes oder der Zeit ist, aber wo kein Maß ist, da schließt sich nicht der Begriff.

Das kann auch auf anderem Wege gesagt werden. Die Null mit 1 multipliziert gibt Null, mit 2 auch, mit 3 auch; das würde nach bekannten Regeln heißen, daß $1 = 2 = 3$ usw.; dasselbe gilt, wenn an Stelle der Null das Zeichen des unendlich Großen gesetzt wird. Das bedeutet, daß alle Regeln der Arithmetik nur für endliche Größen gelten, aber bei unendlichen versagen.

Die Phantasie aber baut weiter, von dem jeweiligen Stande des Wissens aus, und für sie gilt eine Obergrenze überhaupt nicht. Sie baut auch mit Unendlichem. Sie baut nicht mit so harten Bruchsteinen, sondern mit Empfindungen. Was sie schafft, sind Poesie und Religion, und zwar beide mit nationalen Schattierungen, die der Wissenschaft unbekannt sind. Sie schreitet oft über die Grenzen hinaus, die ihr durch den Unterbau gezogen sind, und da nach alter Erfahrung die Völker mehr geneigt sind den Empfindungen als den Argumenten zu folgen, erreichen ihre Schöpfungen großen Einfluß.

In der Poesie geht man nachsichtsvoll über die Spiele der Phantasie hinaus. Wallensteins Tochter Thekla war zur Zeit des Todes ihres Vaters 3 Jahre alt; Schiller stellt neben sie Max Piccolomini; wir freuen uns der großen Dichtung und schweigen. Anders ist es, wenn uns von fanatischen Menschen ein Wall von Wundern entgegengehalten oder wenn sichere Ergebnisse der Forschung geleugnet werden. Wie aussichtslos in solchem Falle eine Diskussion ist, hat Taine in einer Besprechung eines Buches von Reynaud drastisch geschildert. Es kann auch nicht anders sein, denn der eine Teil folgt einer Methode, welche die Anerkennung fremder Autorität ausschließt und Beweise verlangt, während der andere Teil sich in seiner Begeisterung als seiner Gottheit näher stehend betrachtet, diese Begeisterung selbst als beweisend erachtet und mit Mitleid oder Geringschätzung auf den Forscher herabsieht.

Die Folge ist aber traurig, denn in den Städten bilden sich breite Schichten, welche den Widerspruch erkennen und den Glauben verlieren, ohne doch im Drange des täglichen Kampfes ums Dasein jene Höhe der Wissenschaft oder auch nur der Überlegung zu erreichen, die einen sittlichen Halt zu gewähren vermag.

In sehr schwierigen Lagen des Lebens kann nur durch sehr allgemeine, von allen Einzelheiten absehende Betrachtungen ein leitender Faden gefunden werden.

Auf dem unerschütterlichen Grunde fester Erfahrungen erhöht der menschliche Verstand im Laufe der Jahrhunderte den Bau der Wissenschaft. Über seiner Obergrenze baut das Gemüt; hier wohnen Poesie und Religion. Diese Obergrenze ist jedoch nicht ganz scharf. Unter ihr ist an den höchsten Leistungen der wissenschaftlichen Synthese nicht nur das Wissen beteiligt, sondern auch die zusammenfassende, durch das Wissen gebändigte Phantasie. So rückt die Obergrenze nach aufwärts, und ihrem jeweiligen Stande folgend, schwebt über ihr die Poesie und nimmt aus den jeweiligen Kenntnissen vom Weltall erhabene Bilder.

Wahre Poesie wird von der gebundenen Rede geziert, aber sie bedarf ihrer nicht.

Cicero, sonst dem Kreise der Dichter ganz fremd, erhebt sich in seinem Traume des Scipionen an der Obergrenze des damaligen Wissens zu hohen Anschauungen. P. Corn. Scipio schwebt im Traume empor in die lichten Gefilde, in denen sein großer Oheim, der Afrikaner, fortlebt nach dem Tode. Dieser weist auf die Größe und Herrlichkeit des Weltalls und die Bewegungen der Gestirne. Er wird bis ins Innerste erschüttert von dem Anblicke. „Die Erde selbst erschien mir so klein, daß unser Reich, welches gleichsam nur einen Punkt auf ihr darstellt, mein Erbarmen erregte.“ ... „Wenn Du Deinen Blick,“ sagt der Afrikaner, „nach oben auf dieses ewige Vaterland richten willst, dann lasse Dich nicht beherrschen von den Reden der Menge; erhebe Dein Ziel über menschlichen Lohn; möge die Tugend selbst durch ihre eigene Kraft Dich zu wahrem Ruhme führen.“

So sprach ein Heide. Die Jahre sind dahingegangen. Die Lehre Christi breitete sich wie ein mildes und sänftigendes Öl über die Völker. Dann wehte der Sturm der Zeiten irdischen Staub herbei, und die Wissenschaft flüchtete zu den Arabern. Dann kehrte sie zurück.

Als Dante lebte, war die Obergrenze des Wissens gestiegen. Auch seine höchsten Gestaltungen bewegten sich an dieser Obergrenze. Umfangen noch von aller Schönheit der heidnischen Welt,

ruft der große Poet Apoll, Minerva und die Musen an, bevor er aufsteigt zum zweiten Gipfel des Parnaß, den leuchtenden Gärten der Seligen. Entrückt den Gesetzen der irdischen Schwere, schwebt er unter der Führung seiner Beatrice empor. Er hört unbekannte, himmlische Akkorde, und ungeblendet blickt sein Auge in die Sonne. Da, indem er die am langsamsten bewegte erste Sphäre des Himmels, jene des Mondes, durcheilt und der zweiten Sphäre, jener des Merkur, sich nähert, beginnt er mit Beatrice eine Diskussion über die Flecken des Mondes. Er hält sie für Verschiedenheiten der Dichte, und Beatrice belehrt ihn, daß sie von stofflichen Verschiedenheiten herrühren.

Viel weiter sich erhebend, bis wo im siebenten Himmel vom Saturn eine goldene Leiter sich ins Unendliche erhebt, kehrt er nochmals auf Beatricens Geheiß den Blick zurück in die durchmessenen Tiefen. Jetzt meint er die Bewegungen der Planeten zu verstehen, und die Erde erscheint ihm so fern und armselig, daß er lächelt. Er erreicht die Sphäre der Fixsterne; Tausende von Flämmchen, die Seelen Abgeschiedener, umgeben ihn; er verkehrt mit den Schatten und erreicht die unsagbare Pracht der Gefilde der ewigen, göttlichen Liebe. Er sieht sich auserwählt, alle die reinsten und heiligsten Gestalten des christlichen Glaubens zu schauen. Das Wort vermag das Geschaute nicht zu schildern, das Gedächtnis es nicht festzuhalten.

So innig berühren und durchdringen sich in dieser wunderbaren Dichtung die äußersten Auffassungen an der Obergrenze der Wissenschaft mit den erhabensten Gestaltungen der Poesie und der Kirche.

Wenige Jahrhunderte gehen vorüber, und diese Obergrenze rückt gewaltig nach aufwärts. Kopernikus und Galilei schaffen ein neues Weltbild. Die Sphären verschwinden; der Erde wird die bescheidenere Stellung zugewiesen, die ihr gebührt. Kepler weiß viel mehr, als Dante wußte, aber so übergroß ist der Gegenstand, so beherrschend die Harmonie der kosmischen Gesetze, so nahe drängt sich die freier gestaltende Phantasie heran, daß auch er, der große Mathematiker, himmlische Akkorde zu hören vermeint.

Von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an wendet sich die Aufmerksamkeit der lebenden Natur zu, und an seinem Ende

versenkt sich Goethe in das Studium der Pflanzenwelt. Er meint, Wissenschaft habe sich aus Poesie entwickelt. Wir sagten früher, daß Wissen allein nicht genügt, Phantasie müsse die Tatsachen zu Synthesen binden. Das ist ein Weg, auf welchem Goethe die Pflanzenbilder, die ihm seine italienische Reise geboten, zu seiner Lehre von der Pseudomorphose der Pflanzen vereinigt und sich dabei der Bahn genähert hat, auf der seine Zeitgenossen, Geoffroy St. Hilaire und Lamarck, später Ch. Darwin, uns die Einheit aller Lebenserscheinungen gelehrt haben. Er wollte, das sind seine Worte, das Erklärbare erforschen und das Unerklärliche verehren.

Der heutige Zustand der lebenden Natur ist das Ergebnis eines langen Entwicklungsvorganges. Der heutige staatliche, wirtschaftliche und kulturelle Zustand der Menschheit ist auch ein solches Ergebnis, und keines dieser beiden Ergebnisse ist abgeschlossen. Große Reiche haben geendet, Völker und Sprachen und mächtige Staatskirchen sind erloschen. Leo XIII. sagt in der Bulle Immortale Dei, daß verschiedene Staatsformen möglich seien, und in jeder könne der Glaube gedeihen. Es gibt gläubige Katholiken in den amerikanischen Republiken, in Frankreich und der Schweiz, wie in den alten Monarchien. So wie das Oberhaupt der römischen Kirche sich vor eine Mannigfaltigkeit von Staatsformen gestellt sieht und sie anerkennt, ebenso sieht sich das Oberhaupt eines großen Staates vor eine Verschiedenartigkeit von Konfessionen gestellt, die es anerkennen muß, ohne zu prüfen, welches die richtigere sei. Wer nicht ein einzelnes Reich, sondern das gesamte Antlitz der Erde zu überblicken versucht, der gewahrt noch viel größere Mannigfaltigkeit. Er sieht uralte Staatswesen, die nicht nur außerhalb der katholischen, sondern außerhalb der Grenzen der christlichen Kirche stehen und in denen dennoch Menschlichkeit, Moral und Ordnung herrschen. Er sieht, auf wie verschiedenen Pfaden die Menschheit ihre Reise vollführt.

Das Mikroskop lehrt dasselbe in Europa wie in Japan. Die Retorte auch. Die Wissenschaft ist Eines über die ganze Erde. Die Religionen verfolgen alle dasselbe letzte Ziel der Sittigung, aber ihre Formen und ihre Lehrmethoden haben sich unter den verschiedenen Umständen in abweichender Weise entwickelt, etwa wie die Formen der Pflanzenwelt weit entfernter Länder. Der h. Pau-

lus sagt, die Juden verlangen Wunder und die Griechen Argumente. Der berühmte japanische Geschichtschreiber Shigeno Aneki berichtet, sein Land sei stets allen Glaubenslehren offen gestanden. Nur das Christentum ist im Beginne des Tokugawa Shogunates verboten gewesen. „Der Grund ist, daß das damalige Christentum sich ganz verschieden erwies von dem heutigen, denn seine damaligen Vertreter gaben vor, Wunder verrichten zu können (so z. B. Tote zum Leben zu erwecken), und während sie auf diese Weise suchten das Zutrauen unserer Landsleute zu gewinnen, war die Folge nur, daß diese erschreckt wurden".

Mit der Ausbreitung des Schulunterrichtes und der Verdichtung des gesellschaftlichen und geistigen Verkehrs wird die Lehrmethode der Wunder unwirksam, und jeder Versuch, sie festzuhalten, steigert den Widerspruch. Dieser Widerspruch tritt aber in der Regel nicht offen hervor, sondern man flüchtet sich in den bequemen Indifferentismus.

Bei dieser Abstumpfung der tieferen religiösen Empfindungen und dem Mangel an Innerlichkeit kann es sogar geschehen, daß die Religion zum Schlagworte politischer Parteien wird, was immer und unter allen Umständen bei dem Schwanken der politischen Bewegungen der wahren Religiösität zum Nachteile gereicht. Wenn sogar kirchliche Autoritäten ähnliche Bewegungen unterstützen wollten, dann würde von ihnen gelten, was vor vielen Jahren Guizot in seinen Méditations vom Jesuitenorden sagte: „Sie haben nicht genug vertraut in die Macht des christlichen Glaubens und zuviel vertraut in die Wirksamkeit der weltlichen Politik."

Dabei darf aber nie vergessen werden, daß die großen kirchlichen Organisationen die höchsten ethischen Ziele verfolgen. Geschieht es nun, daß ein einziger sterblicher Mensch an die Spitze einer solchen Organisation gestellt wird, dann wird es begreiflich, daß die ungeheure Verantwortlichkeit seines Amtes ihn zu sonst unverständlichen Schritten bewegt. Wenn er gar die Lehre, die er vertritt, für die einzige hält, welche das ewige Seelenheil von Millionen nach ihrem Tode verbürgt, und wenn er sieht, wie diese Lehre wirklich große Nationen einer höheren Kultur zugänglich gemacht hat, dann versteht man leichter, daß er in Verteidigung dieser Lehre nicht nur die ihr innewohnenden sittlichen Werte, son-

dern auch die alte Lehrmethode samt ihren Wundern und Gebräuchen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln festhält.

Ebenso erklärlich wird es, daß im Eifer der Hilfskräfte sich diese Tätigkeit steigert, ja daß sogar über der Verteidigung der Methode das letzte ethische Ziel außer acht bleibt und sehr weltliche Mittel in Anwendung kommen. Dringt nun die Überzeugung von solcher Kampfesweise zu einer Zeit in die gebildeten Kreise, in welcher die Erfolge der Wissenschaft durch ihre technischen Anwendungen immer tiefer in das tägliche Leben eingreifen und in der die Ausbreitung des Volksunterrichtes durch den gewaltigen Fortschritt anderer Völker zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit wird, dann steigern sich die Gegensätze.

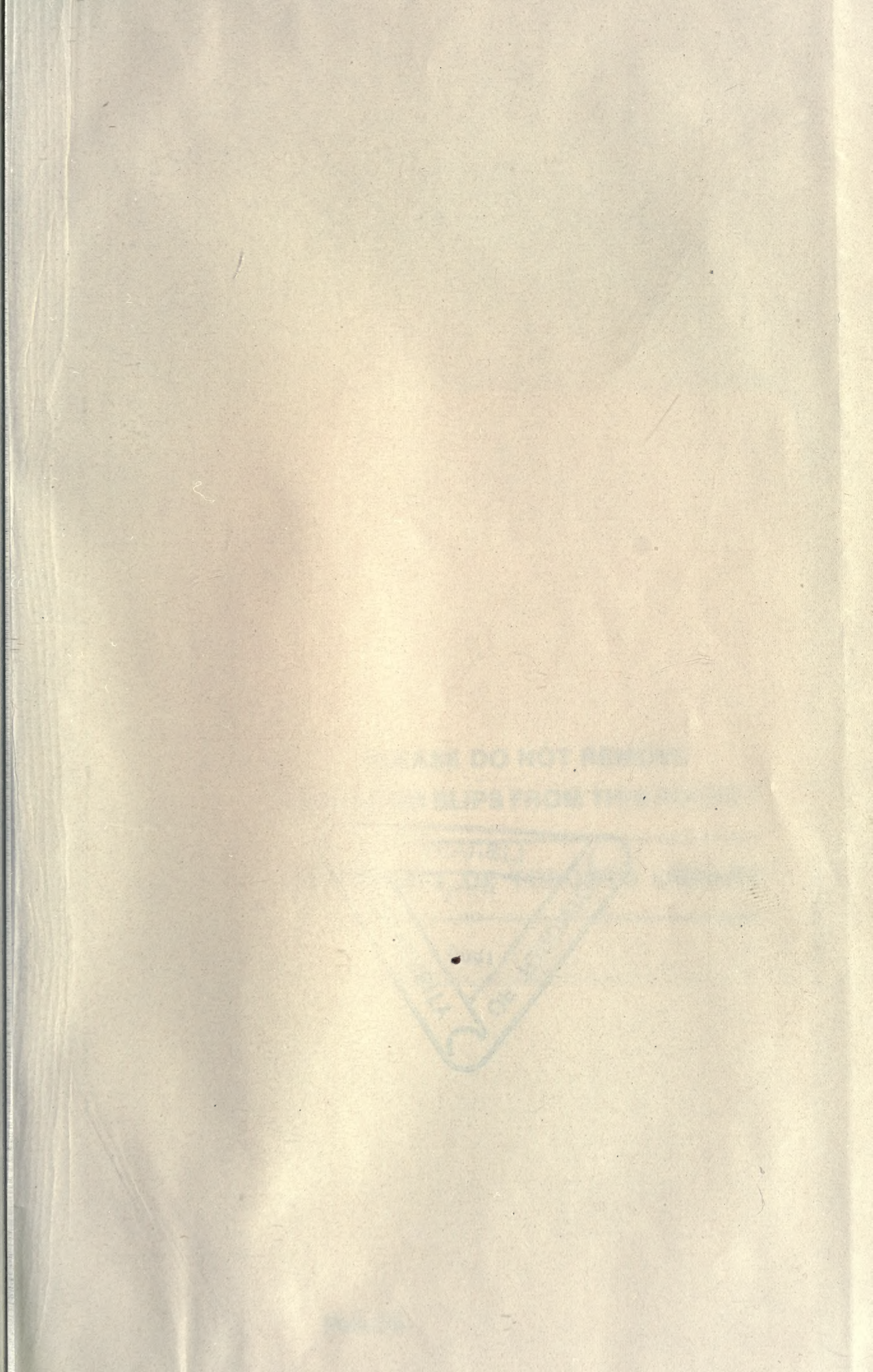
Personenverzeichnis.

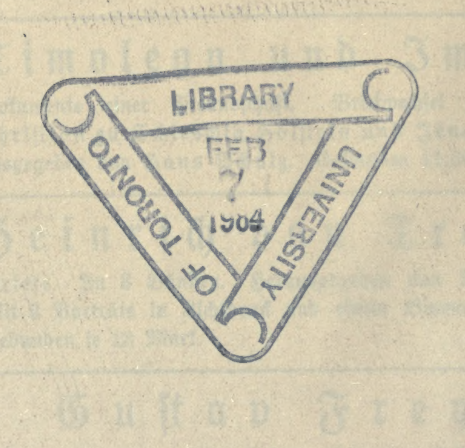
C.

G.



Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.




LIBRARY
FEB
7
1964
UNIVERSITY OF TORONTO

